Bor. 183 h-1

<36603581860015

<36603581860015

Bayer. Staatsbibliothek

Bonus № 183

R

Friedrich der Große

und

seine Gegner.

Nebst einer Vertheidigung

des

Königl. Preuß. Militärs, gegen die Beschuldigungen des G. L. Graf von Schmettau und Ministers von Dohm.

Ein Versuch,

als

nothwendiger Anhang zu des letztern „Denkwürdigkeiten" ꝛc.

von

Carl v. Seidl,

Königlich Preußischen Maior außer Diensten.

Gotha und Erfurt, 1819.

In der Hennings'schen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nothwendiger

Anhang

zu Herrn von Dohm's

Denkwürdigkeiten meiner Zeit,

für alle Leser und Besitzer dieser Schrift und hauptsächlich für die Verehrer Friedrichs des Großen, des Königl. Preuß. Staats, Militairs und Adels.

Von

Carl von Seidl,

Königl. Preuß. Major außer Dienſten.

Gotha und Erfurt,

in der Hennings'ſchen Buchhandlung. 1819.

(2)

Nothwendiger

Anhang

zu Herrn von Sohm's

Denkwürdigkeiten meiner Zeit,

für alle Leser und Besitzer dieser Schrift und hauptsächlich für die Verehrer Friedrichs des Großen, des Königl. Preuß. Staats, Militairs und Adels.

Von

Carl von Seitz,

Königl. Preuß. Major außer Diensten.

Gedruckt und Erlaubt

[illegible]

Den Manen

Friedrichs des Einzigen.

Verzeihung unsterblicher Schatten, wenn meine schwache Feder es wagt, Dir diese geringen Blätter zu weihen. Gewiß würden mich die Zeitgenossen, noch mehr aber die Nachwelt der Verwegenheit anklagen, wenn ich es unternehmen wollte, Dich ihnen in Deiner ganzen Größe darzustellen; Mit nichten. Ein kleines Opfer nur kann ich Dir bringen, und lege es nieder auf dem Altar des Vaterlands, ungeschmückt und einfach — aber wahr. Wo Vollständigkeit zur Zeit noch unmöglich ist, be-

gnügt man sich, bei großen Männern, wohl gern mit etwas nicht ganz Vollkommenen. Deine beste Lobschrift verfaßte ein Ausländer, hier ist von keiner solchen die Rede. Die schlichte, simple aber richtige Erzählung einiger Deiner Thaten, im Kriege oder im Frieden, dieß ist die beste, die schicklichste Lobrede auf den Mann, aller Zeiten, aller Jahrhunderte, die noch kommen sollen. Sie alle würdig aufzufassen, und vollständig nach ihrem ganzen Umfang zu schildern, dieß Riesen-Unternehmen übersteigt bis jetzt die Kräfte des Einzelnen, wenigstens hat noch keiner es mit glücklichem Erfolge versucht. Sollen wir aber deshalb gar nichts thun? Unendlich viel hat uns bereits die Zeit geraubt. Soll ihr mörderischer Zahn, auch noch manche sybillinische Blätter vernichten, die uns noch übrig sind.

In einem solchen Falle, scheint es mir kein ganz unverdienstliches Werk zu seyn, und Dank zu verdienen, wenn man das oft sehr mühsame Geschäft des Sammlers, nach unbekannten Thatsachen, oder die Rolle des Rächers der beleidigten, entstellten Göttin der Wahrheit übernimmt. Doch was sag ich des Rächers. Du, Friedrich thatest dieß nie. Mit philosophischer Gleichmuth sahst Du im Laufe Deines Lebens, Deine Gegner die Pfeile der Verläumdung oder der Schmähsucht auf Dich abschießen — oder lächeltest im Bewußtseyn erfüllter Königspflicht, über ihre ohnmächtigen Bemühungen. Daher ziemt nur ein ähnliches Betragen, dem Forscher nach Wahrheit, und dem Geschichtsfreunde nach deinem Tode. Er zerreiße die Schleier, mit welchen man jene absichtlich umhüllt, ohne

mühsam nach zu spüren, (wenn sie nicht offen am Tage liegen, oder die Treue des Geschichtsschreibers es unerläßlich erfordert), welche unlautern Absichten, welche unrühmliche Bewegungsgründe, Feinde und tadelnde Aristarchen bewog, Thatsachen zu entstellen, oder gar zu erdichten. Einen solchen Versuch muß einst die Nachwelt dankbar erkennen, wenn die Mitwelt sie unbeachtet lassen könnte. Jene ist gerecht, denn sie ist unpartheiisch, weil sie leidenschaftlos ist.

Verzeihung indeß, noch einmal, großer Schatten, einst mein König, wenn die That, den rühmlichsten Vorsatz, weit, sehr weit hinter sich zurück lassen muß. Was ist der isolirte Einzelne, wenn es das thatenreiche Leben eines solchen Königs, und der musterhaften

Regierung während eines halben Jahrhunderts betrifft, wenn er jenem großen Könige, nur im niedrigen Grade diente, und unsere größten Generale und Ministers uns der Nachrichten so wenige, und so unvollständige hinterlassen haben.

Wer könnte alle diese Schwierigkeiten mehr fühlen, als ich, nach mehr als 30 Jahren, als Friedrich der Einzige diesen Schauplatz verließ. Erlauben Sie mir daher, Sie einst, Gefahr und Ruhm, Glück und Unglück, mit ihm theilende, noch lebende, brave Veteranen, aus jener glorreichen Epoche der hingeschiedenen Vorzeit, daß ich sie aufrufen darf, mir ihre Hand zu reichen, und mich zu unterstüzzen. Treten Sie, als Zeugen, als Gewährsmänner meiner Ansichten auf, berichtigen Sie

mich, wenn ich irren sollte, ja widerlegen Sie mich selbst, freundlich oder strenge, wenn ich im schuldlosen Bewußtseyn, durch andere hintergangen, beim besten Willen etwas Unwahres behauptet, oder irgend ein Hauptumstand falsch angegeben haben sollte. Streben nach Wahrheit, dieß sey einzig und allein unser Ziel. Noch leben von Ihnen so manche, die Zeugen seiner großen Thaten waren, an seiner Seite fochten, ihm in glücklichen und unglücklichen Tagen folgten, und sich in Kriegs- oder Friedenskünsten bleibenden Nachruhm erwarben. Von Tage zu Tage wird leider Ihre Anzahl geringer, und die Sichel des Todes wird auch diese kleine Zahl bald auf immer mit ihm vereinigen. Ehe Sie indessen, edle Männer, ebenfalls von der Schaubühne abtreten, sind Sie den Nachkommen ein großes Ver-

mächtniß schuldig, das nur einzig und allein Sie ihnen überliefern können. Unsterblichen Ruhm erwarb sich Friedrich der Einzige, deß waren Sie Zeugen. Das Vaterland, die Gerechtigkeit, die Dankbarkeit fordern von uns, diesen Ruhm rein und treu zu bewahren, ihn unverfälscht zu überliefern, den kommenden Jahrhunderten. Sollte sie uns einst nicht bitter anklagen, jene Nachwelt, daß wir es nicht verdienten, seine glücklichen Unterthanen oder seine ihn bewundernden Zeitgenossen gewesen zu seyn, wenn wir ihr über so manche Gegenstände unvollständige, unsichere, ungewisse Nachrichten hinterließen? Eine solche Beschuldigung müßte uns nach Tausenden von Jahren, noch anklagen.

Erlauben Sie mir noch eine Bemerkung, welche nicht minder ihre ganze Aufmerksamkeit

verdient. Sein Ruhm ist es nicht allein, welchen wir den künftigen Menschen-Geschlechtern zu überliefern haben, nein, es gilt auch Recht und Erkenntlichkeit denen großen Männern, die im Krieg oder Frieden unter ihm die Geschäfte vorzüglich leiteten, wiederfahren zu lassen, und wir haben bisher in diesem Stücke noch sehr wenig gethan. Ein solcher Vorwurf trifft uns leider sehr hart. Gab er uns nicht ein großes Beispiel, indem er der Nation und so vielen Einzelnen ewige Denkmahle in seinen Schriften oder auf öffentlichen Plätzen setzte: Wissenschaften und Künste führte er gewissermaßen zuerst in unser Vaterland ein, oder wenn man dieß nicht zugeben kann, so könnte man es doch nicht läugnen, daß er sich als ihren eifrigsten Beschützer und Gönner bewies. Dem Griffel der Geschichte stellte er so große

Gegenstände hin, sich an ihm zu üben; und National-Erkenntlichkeit sollte uns nicht vermögen, solchen wenigstens an seinen Parmenionen und Cyneassen zu versuchen, wenn Er selbst ein zu hoher Gegenstand für uns ist, und der Historiker vielleicht noch geboren werden soll, der sein thatenvolles Leben rühmlich zu beschreiben wagt.

Gelänge es mir doch, Ihnen meine Herren, die Sie, wie gesagt, aus jener glorreichen Epoche übrig sind, oder ihren Söhnen, welchen die Väter, wichtige Traditionen überlieferten, diese Wahrheiten ans Herz zu legen und recht einleuchtend zu machen. Lassen Sie meine Wünsche nicht vergeblich seyn, und in kurzem diese Welt mit der süßen Beruhigung verlassen, die Preußen waren fähig, seine|großen Ver-

dienste um das Vaterland einzusehen, zu erkennen und zu bewundern, und indem sie ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließen, ihn zwar nicht für unfehlbar zu halten, doch unfähig ihn herabzusetzen, wo er entweder ganz und gar keinen Tadel verdiente, oder aus menschlicher Schwachheit, obgleich aus den edelsten Bewegungsgründen fehlte und irrte. Setzte ihm bisher nur die einzige Provinz Pommern ein Denkmahl, so lassen Sie uns wenigstens der Nachwelt eine möglichst vollendete Charakteristik des großen Mannes überliefern, was er war, und wie er es war. Trotz allen Aristarchen, trotz allen, der Menschheit anklebenden etwanigen kleinen Unvollkommenheiten und Schwächen, kann das Endurtheil kein anders seyn, als dieses: Friedrich war (man sage was man wolle)

über groß *), einzig und gut, und wir, seine Brennen, nicht unwürdig, einem solchen Könige anzugehören. Lassen Sie dann, das große Werk zu krönen, gebührende Gerechtigkeit seinen Dienern wiederfahren — auch hierin sey er uns Muster und Vorbild.

Liegnitz, den 17ten August 1818.

L. v. Seidl.

---

*) Siehe Betrachtungen über die Kriegskunst ꝛc. wo dieser Ausdruck tadelnd gewählt ist.

über groß *), einzig und gut, und wir, seine Brennen, nicht unwürdig, einem solchen Könige anzugehören. Lassen Sie dann, das große Werk zu krönen, gebührende Gerechtigkeit seinen Dienern wiederfahren — auch hierin sey er uns Muster und Vorbild.

Liegnitz, den 1 ten August 1818.

L. v. Seidl.

---

*) Siehe Betrachtungen über die Kriegskunst ꝛc. wo dieser Ausdruck tadelnd gewählt ist.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

„Möchte der Himmel uns bald den senden, der die Geschichte seiner Thaten und Weisheit vereiniget, ehe die Spuren davon unter neuen Begebenheiten verschwinden. Wenn er sein Glück zu brauchen weiß, so wird seine Geschichte, andere Geschichten so weit übertreffen, als sein Held, die Helden jener hinter sich läßt. Sie wird das Lehrbuch der Fürsten und Könige, die Freude der Weisen, Herzerhebung für den Patrioten und den Weltbürger, und wie das Leben des Monarchen selbst, den er uns darstellt, ein großer Schritt zur Entwickelung und Vervollkommung der Menschheit seyn.“ *)

Wenn es jemals in der Weltgeschichte einen merkwürdigen Zeitpunkt gab, ist es wohl unstreitig diejenige Epoche, wo Friedrich der Große, den Thron seiner Väter bestieg, bis zu derjenigen, wo er ihn mit dem Sarkophag vertauschte, ein Zeitraum der wie erwähnt fast ein halbes Jahrhundert umfaßt.

Nicht leicht kann es für einen Unterthan der preußischen Monarchie, ja selbst für einen Weltbürger, in geschichtlicher Hinsicht, ein höheres Interesse geben, als diesen König so dargestellt zu sehen, wie

*) G. N. Fischer, über Friedrich des Einzigen Tod. Eine Vorlesung.

er unter uns lebte und webte, handelte und so zu sagen fast im letzten Athemzuge in seinem Berufe der Königspflicht starb. Nicht blos sein Land war es, welches er regierte, über ganz Europa erstreckte sich sein wohlthätiger Einfluß. Fürsten stellte er ein hohes Muster zur Nachahmung auf, und dem Niedrigsten im Volke, diente er zum Beispiel und Lehre.

Und dieser große unsterbliche Mann hat leider jetzt nach dreißig Jahren, noch keinen Robertson, seiner würdig, gefunden? So viel man auch über ihm geschrieben, so ist dennoch kein Werk an das Licht getreten, welches ihn in seiner ganzen Größe darstellte. Im Gegentheil, ist es eine traurige Bemerkung für den Menschenkenner, daß es nach seinem Tode eine Menge Schriftsteller gegeben, bei denen es Absicht zu seyn schien, ihn wissentlich herabzusetzen, ihrer beleidigten Eigenliebe ein Opfer zu bringen, seine Thaten zu verkleinern oder vielen seiner Handlungen solche Bewegungsgründe unterzulegen, welche selbigen der Welt in einem höchst ungünstigen Lichte zeigen sollten. Nur allein die Gottheit behielt es sich vor, über das Innere des Menschen zu richten und daher usurpirten sie ein Vorrecht, welches noch keinem einzigen Sterblichen von ihr verliehen ward.

Der Endzweck dieser Schrift ist nichts weniger als eine Lobrede auf Friedrich den Großen zu schreiben oder ihn so zu schildern, als ob er der allervollkommenste Mensch und König gewesen, weil unbedingte Vollkommenheit niemals das Erbtheil eines Erdensohnes seyn kann und seyn wird — nur Wahrheit will sie sich bemühen, den künftigen Richtern über Friedrichs Charakter und Thaten vorzulegen — die

Nachwelt wird einst gerecht über ihn richten, denn ihre Ausſprüche ſind durch keine Leidenſchaft motivirt. Doch auch über uns, ſeine Zeitgenoſſen, wird ſie das Urtheil nicht minder fällen.

Daß Friedrich noch keinen ihm würdigen Geſchichtsſchreiber fand, davon liegt die Schuld vielleicht hauptſächlich daran, daß dieſer Gegenſtand eine ſo mannigfaltige Behandlung erfordert, daß man in der Regel, Staatsmann, Feldherr und tiefer Menſchenkenner ſeyn muß, um ihn ganz nach Verdienſt zu ſchildern, ja ſelbſt ein zweiter künftiger Robertſon, muß wenigſtens die Materialien vorgearbeitet finden, um ſie zu ordnen und zum ſchönen Ganzen zu geſtalten. Leider ſind ſelbſt dieſe zum Theil noch voller Widerſprüche, und nicht frei von Märchen und Legenden. Man vergleiche nur z. B., (anderer nicht zu gedenken), die Zimmermannſchen Fragmente mit denen darüber in Berlin 1792 erſchienenen freimüthigen Anmerkungen.

Ein anderweitiger Grund mag in den großen Weltbegebenheiten liegen, welche nach Friedrichs Tode, (gleichſam als hätten ſie nur denſelben abgewartet), ſo ſchrecklich eintraten. Die fürchterlichſte Gegenwart beſchäftigte den Geiſt des Menſchen ſo ſehr, daß er über ihr die nahe glückliche Vorzeit vergaß; ohne Maaß und Ziel wurden alle Schranken des Rechts, des Menſchenwohls, des Eigenthums erſchüttert und überſchritten; politiſche Erdbeben ſtürzten alte Thronen um, und neue entſtanden auf ihren Trümmern — Millionen gingen zu Grunde, und Europa ſchien beſtimmt, eine Wüſte zu werden. Doch jetzt iſt, Dank ſey es Alexandern, Franzen und

Friedrich Wilhelmen, die Ruhe in Europa wiederhergestellt: ein schöner Tag ist angebrochen — lassen sie uns diese wohlthätigen Genien der Menschheit dadurch ehren, daß wir ihrem großen Vorgänger und Muster ein schuldiges Dankopfer bringen. Denn wessen Beispiel, die Völker zu beglücken, leuchtete ihnen näher vor, als dasjenige jenes gekrönten Weisen. Er errette seine Brennen vom Sclavenjoch, und jene Monarchen retteten Europa.

Das Publikum würde sich sehr irren, wenn es sich vorstellen wollte, der Verfasser gegenwärtiger Schrift könnte die Absicht haben, ein befriedigendes Charakterstück des großen Mannes und eine pragmatische Geschichte seiner Thaten zu geben — er fühlt sich dazu viel zu schwach und unvermögend; als ein Zeitgenosse und aufmerksamer Beobachter desselben, verspricht er nur einige, nicht ganz unwichtige Materialien zu liefern, welche einem künftigen Geschichtsschreiber nützlich, dem Verehrer des großen Königs aber (und welcher Mann von Rechtschaffenheit und Unpartheiligkeit müßte ihn nicht huldigen) angenehm unterhalten können. Man muß daher weiter nichts in der Regel, als Bruchstücke, Fragmente, Skizzen und Berichtigungen irriger Angaben erwarten.

Wahrheit, insofern der V. in seiner Lage fähig ist, sie zu ergründen, ist das heiligste Gesetz, welches er sich hierbei aufgelegt hat, — und sein ernstlichster Wille ist es, solches unverbrüchlich zu beobachten. Allein er rechnet zugleich auf die Billigkeit der Leser, daß sie das Werk nichts blos nach der Ausführung, sondern nach seiner besten Absicht bei den jetzigen Zeitverhältnissen beurtheilen. Als Mensch ist er nicht

vom Irrthum frei — seine Ansichten können unrichtig, einige seiner Nachrichten falsch seyn, hätte er sie auch, von den glaubwürdigsten Personen, ja selbst von Augenzeugen erhalten, denn selbst diese können, wegen der langen Zeit, welche bereits verflossen, sich in diesen oder jenen Umständen irren. Recht sehr bittet er, ihn in diesem Falle zu berichtigen und zu belehren. Will man solches unmittelbar an ihn selbst thun, so wird er es unmittelbar anzeigen, oder wenn er sich davon nicht überzeugen könnte, die Gründe desjenigen bekannt machen, welcher anderer Meinung war. Erlaubt derjenige, so ihm Nachrichten oder Beurtheilungen zuschickt, ihn zu nennen, so wird es ihm sehr angenehm seyn; im entgegengesetzten Falle sich aber keiner Judiskretion schuldig machen. Will man ohne ihn, sich an das Publikum wenden, und giebt man selbigen nur Wahrheit, wird er sich Glück wünschen, daß er es veranlaßte, solche zu Tage zu fördern. Wenn man aber nur darauf ausgehen sollte, den Lesern Staub in die Augen zu streuen, und die bewährtesten, bekanntesten Thatsachen, wie bisher oft geschehen, zu verfälschen, so kann er die Sichtung der Spreu von den Weitzen ruhig künftigen competenten Richtern überlassen, denn die Nachwelt ist unter allen der unbestechlichste und vorurtheilfreiste. Denjenigen, welchen er bisher mehr interessante Nachrichten verdankte, stattet er hierdurch zugleich seinen verbindlichsten Dank ab.

Nach diesem Glaubensbekenntnisse wird das Publikum den Verf. von dem Vorwurfe frei sprechen, nur darauf auszugehen, dem großen Könige Weihrauch streuen zu wollen. Es bedarf solcher nicht. Seine Thaten in Krieg und Frieden sind Zeugen sei-

ner Größe und der Güte seines Herzens. — Sein Zweck liegt höher. — Beiträge zur Geschichte des großen oder lieber des größten Königs, den Europa jemals gehabt, zu geben. Nur den Referenten von wirklichen Thatsachen will er machen — dem Leser aber das Urtheil überlassen. Er wird die Vorwürfe nicht übergehen, die man ihm gemacht — sondern, wenn es seine Einsichten nicht übersteigt, ihre Quellen oder Bewegungsgründe zu entdecken suchen; im Fall er solche aber nicht zu entdecken vermag, vielleicht einem besser Unterrichteten Anlaß geben, diesen Mangel zu ergänzen.

Wenn der Verfasser dieser Wahrheitsliebe in seiner Schrift opfert, so kann es ihm nicht nachtheilig seyn, einzugestehen, daß er von Kindheit an sich von den Thaten dieses Königs begeistert fühlte — seine ärgsten Feinde selbst konnten ihm ja ihre Bewunderung (so sauer es ihnen auch ankam) nicht versagen. Andächtig stimmt er daher in den Wunsch eines seiner bittersten Tadler (des alten preußischen Offiziers) ein: „Der Himmel schenke Europa noch recht oft viele Regenten, wie Friedrich, mit solchen großen Eigenschaften und Tugenden, nebst allen seinen kleinen menschlichen Schwächen.“ Jeder Menschenfreund muß in diesen Wunsch für das Wohl der künftigen Generationen in vollem Chore einstimmen, und täglich die Vorsicht darum anflehen.

Verzeihung bei allen Billigdenkenden verdient es wohl nach dem Vorhergesagten, wenn der Verfasser mit den Tadlern Friedrichs höchst selten einverstanden seyn kann, sobald dieser Tadel ohne vollkommen hin-

reichende Gründe ausgesprochen wird; die von ihnen angegebenen Thatsachen sich bestreiten lassen, oder offenbar vermeinte Verkennungen seines Verdienstes, persönliche Beleidigungen oder vermeinte Zurücksetzungen seiner Tadler; desgleichen, die Eitelkeit, Fehler an ihm zu entdecken, die durchschimmernde Motive seyn sollten, so ihre Federn in Bewegung setzten. Wenn wir alle Menschen sind und bleiben, wer wollte (sobald solche Bewegungsgründe offenbar existiren) nicht im allerhöchsten Grade mißtrauisch seyn?

Zwei Werke sind es in dieser Rücksicht besonders, welche mir hauptsächlich Veranlassung zu meiner Schrift gaben, indem ich die übrigen vor der Hand nur nennen, und mich in der Folge mit ihnen weitläuftiger beschäftigen möchte, da jene Schriften von Verfassern angefertigt wurden, welche sich als Staats- und Kriegsmänner, auf Posten befanden, wo sie Gelegenheit hatten, ein richtigeres Urtheil zu fällen, als von ihnen wirklich gefällt wurde.

Die allerneuste erschien 1814 unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten meiner Zeit oder Beiträge zur Geschichte vom letzten Viertel des 18ten, und vom Anfange des 19ten Jahrhunderts 1778 bis 1806 von Christian Wilhelm von Dohm."

Der Titel der zweiten Schrift ist:

„Ueber den Feldzug der preußischen Armee in Böhmen im Jahr 1778 unter eigener Anführung Sr. Majestät des Königs, nebst einigen Bemerkungen über das Praktische der Kriegskunst von F. W. C. Graf

von Schmettau. Königl. Preuß. Obrist und Quartiermeister 1789."

Gedachter Graf hat sich, um seinen Tadel anzubringen, vorzüglich den Krieg von 1778 zum Gegenstande gewählt, zugleich beschuldiget er auch den König, seinem Ruhme, Alles, selbst auf Kosten seiner Nation, aufgeopfert zu haben, nicht minder auf die Kriegskenntnisse seiner Officiere eifersüchtig gewesen zu seyn, desgleichen den böhmischen Landmann in gedachtem Kriege hart und grausam behandelt zu haben.

Der Minister von Dohm nahm alle Beschuldigungen des Letztern gegen Friedrichen für baare Wahrheit an, so viel Gelegenheit er auch immer haben konnte, die Partheilichkeit des gedachten Schriftstellers kennen zu lernen. Dieser glaubte sich von Friedrichen, mit Unrecht, zurückgesetzt, jener hat nichts als Gnadenbezeugungen von ihm erhalten und daher wenigstens von dieser Seite nicht die allergeringste Entschuldigung für sich.

Widerlegung oder Berichtigung so mancher andern Schriftsteller wird in der Folge der Gegenstand einer andern Schrift seyn, und welchen größern Dienst könnte man den künftigen Geschichtsschreibern Friedrichs erzeigen, als wenn man sich dieser in so vieler Rücksicht höchst undankbaren Arbeit unterzieht. Wenn indessen Kritik überhaupt, und an sich betrachtet, dem gewöhnlichen Leser oft trocken und nicht unterhaltend genug scheint, so hoffen wir ihn dadurch schadlos zu halten, daß wir ihm, noch nicht bekannte und interessante Züge aus Friedrichs Leben oder den-

jenigen seiner nächsten Umgebungen liefern. Erstern nicht blos als Held und Staatsmann, sondern zugleich als den vortrefflichsten Menschen darzustellen, wird einer unsrer vorzüglichsten Lieblings-Zwecke seyn.

Das beträchtliche Alter des Verf. und andere Umstände erlauben ihm nicht, die Gegenstände seiner nachfolgenden Schrift nach einer gewissen Reihenfolge genau zu ordnen — er kann nur Bruchstücke liefern, und hofft dadurch den Geschmack der Leser desto eher ein Genüge zu leisten, weil dieser wählen kann, was ihm behagt. Denn wenn wir erst gedachte beide Schriften hinter uns haben, denkt der Verfasser in der zweiten die Materien folgendergestalt einzutheilen, sich aber bald diesen, bald jenen Gegenstand zu wählen.

I. Kriegs-Geschichte des Königs, in so fern man die Vorhandene, zu erläutern oder zu berichtigen im Stande ist.

II. Regierungs-Geschichte und Politik.

III. Charakterzüge.

IV. Biographische Beiträge zum Leben verdienter Männer.

V. Unmittelbare Widerlegung einiger Schriftsteller.

VI. Bemerkungen über die Kriegskunst Friedrichs II. und derjenigen der Neuern.

Wenn die Güte jenes zweiten Werks (wie wir es zu geben wünschen), einzig und allein (wie schon erwähnt) auf der Unterstützung des Publikums beruht; so kann der Verf. solches nicht oft genug zu einem so löblichen Unternehmen auf das dringendste auffordern. Ein Mann wie Friedrich interessirt alle

Nationen, und selbst dem Scheine nach an sich geringfügige Anekdoten, erhalten, durch die Art wie er dachte, handelte oder sprach, einen Werth, welchen sie sonst nicht haben würden. Verstand oder Herzensgüte, Witz oder Originalität bezeichnen die meisten mehr oder minder.

Leider haben wir, wie schon gedacht, so wenig gute und sichere biographische Nachrichten über dessen vorzüglichste Generale, Staatsmänner u. s. w. Engländer, Franzosen und andere Nationen beschämen uns hierin. Dieß Werk kann zwar keine weitläuftige Biographien aufnehmen, da man es selbst in Rücksicht seines Hauptgegenstandes nur als Fragment betrachten muß, allein merkwürdige Charakterzüge oder unbekannte interessante Thatsachen solcher vorzüglichen Männer, würden dem Leser gewiß willkommen seyn. Diese Lücke in Friedrichs Geschichte füllen nach dem Urtheil der Kenner, „Paulis Leben Preußischer Helden ꝛc. das biographische Lexicon aller Helden und Militair-Personen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben ꝛc. und die Nachrichten in den Berlinischen militairischen Kalendern" nicht aus. Von eigentlichen guten Biographien haben wir fast keine einzige, als höchstens diejenige des General Ziethen. Ist es nicht zum Erstaunen, daß wir nicht einmal eine gute Lebensgeschichte des Prinzen Heinrichs besitzen. Bülows kritische Geschichte desselben hilft diesen Mangel nicht ab, desgleichen der Prinzen von Braunschweig, und Dessau, der Schwerine, Winterfelde u. s. w.

Wollte man meine Bitte statt finden lassen mich mit Beiträgen zu beehren, so würde ich bit-

ten, die Briefe nach Liegnitz in Niederschlesien zu addressiren.

Die Schrift selbst wird in unbestimmter Zeit, in zwangslosen Heften erscheinen; und ihre Fortsezzung oder Beendigung von dem Beifall und der Unterstützung des Publikums abhangen, wenn anders der Verfasser noch einige Zeit auf dieser Erde verweilen dürfte.

Erstes Kapitel.

Schriften, welche von Friedrich II. Regierung und Charakter handeln.

Wir halten es nothwendig, diejenigen bedeutenden Schriften anzuführen, welche sich mit Friedrichs II. Geschichte beschäftigen, uns bekannt geworden, und einer Erwähnung vorzüglich verdienen. Wir rechnen hierzu ganz besonders diejenigen, von der tadelnden Klasse, mit Ausnahme derjenigen, welche unter aller Kritik sind, z. B. die Matinées du Roi, Lexicon aller Anstößigkeiten, und Prahlereien, welche in denen zu Berlin in 15 Bänden erschienenen sogenannten Schriften Friedrichs II., vorkommen, Wien 1789, nicht minder Le Partage de la Pologne, en Dialogues, en forme de Drame u. s. w.

Zuerst nennen wir von früher Zeit her Voltaire. Dieser Schriftsteller, den Friedrich von seiner Jugendzeit an, so hoch verehrte, hat sich in vielen seiner Werke, die giftigsten Ausfälle gegen seinen königl. Freund erlaubt; sich selbst setzte er eine Schandsäule, in seiner Vie priveé du Roi de Prulse, ou Memoires pour servir à la vie de Mr de Voltaire, écrits par lui même. Amsterdam 1785. So sehr der König ihn als Mensch verachten mußte, so sehr schätzte und ehrte er ihn als Schriftsteller. In einer elenden böhmischen Hütte, am Ende eines nicht nach

seinem Wunsch ausgefallenen Feldzuges, und an einer leichten Unpäßlichkeit leidend, schrieb er dessen Eloge.

Wir übergehen die Schriftsteller Wiens; sie fochten, während ihre Heere im Felde gegen uns stritten, pro domo, requiescent in pace. Hätten sie es nur nicht auch nach dem Kriege gethan.

General Warnery. — Von ihm bey einer andern Gelegenheit mehr. Die Schrift welche wir, von allen, die er geschrieben, vorzüglich meinen, ist: Campagnes de Frederic II. Roi de Prusse de 1756 — 1762 Vienne chez Graeffer 1787. Gedachter General glaubte sich vom Könige zurück gesetzt, und schrieb daher nichts weniger als unpartheiisch, wenigstens war es der Fall sehr oft in dieser Schrift.

Der Hauptmann v. Retzow gab heraus: Charakteristick der wichtigsten Ereignisse des 7jährigen Krieges, in Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen. Zwei Theile. Berlin, zweite Ausgabe 1804. Die erste Ausgabe kam 1801 oder 1802 heraus.

Gegen dieses erschien: Vertheidigung Friedrich des Großen in Ansehung der Fehler, welche ihm in der Charakteristik ꝛc. Schuld gegeben werden, nebst einem Anhange über die Erfindung der schrägen Schlachtordnung. Berlin und Stettin bei Nicolai 1803.

Als der Herr v. Retzow die zweite Ausgabe seiner Schrift ans Licht treten ließ, suchte er in selbiger

obige Vertheidigung zu widerlegen. Gedachter Herr von Retzow, äußert die Meinung, sein Vater, der General Retzow hätte die ihm tödtliche Krankheit überstanden, wenn Friedrich sich nur von dem F. M. Daun einen Paß für ihn erbeten hätte. Indem man der kindlichen Empfindung huldigt, kann man es nicht loben, wenn er sich von dem Gefühl derselben hinreißen läßt, (oft da, wo man den König bewundern oder wenigstens entschuldigen muß), den Aristarchen zu spielen. Auch hat er nur einen Theil dieses Krieges, als Frei-Officier mitgemacht. Gewährsmänner von ihm, sind unter andern, der General Gaudi und der Kabinets-Secretair Gäster. Zum Beweise unserer Unpartheilichkeit können wir nicht umhin, einen schönen Zug jenes vortrefflichen Generals anzuführen, den sein Sohn entweder nicht kannte, oder aus Bescheidenheit verschwieg. Der damalige Adjudant des Königs, nachheriger G. L. v. Götz, hatte vor der Hochkircher Schlacht vom Könige, den ihm sehr unangenehmen Auftrag bekommen, den General den Degen abzufordern. Nachdem er sich dieser Pflicht entlediget, frug er den General: „Was er jetzt thun würde. Nichts (sagte der edle Mann) wie können Sie glauben, daß ich der Armee auf irgend eine Art ein Beispiel der Insubordination oder wenigstens der Empfindlichkeit, schon der nachtheiligen Folgen wegen, geben werde." Dies ist fern von mir, und ich werde mein weiteres Schicksal ruhig erwarten. Diese Nachricht rührt von dem Feldmarschall v. Kalkreuth, desgleichen dem G. L. v. Götz auf Scharfeneck, einem Sohne desjenigen G. L. her, welcher als Gouverneur von Glatz starb.

Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. — Auch für Layen verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen 1797. Man nennt als Verfasser den Major v. Berenhorst, welcher im 7jährigen Kriege Adjudant bei Friedrich II. war und ohnlängst in Dessau starb. Dieses Werk hat wegen der großen Einsichten des Verf. in die Kriegswissenschaften und dem entscheidenden Tone, in welchem es abgefaßt ist, große Sensation erregt, ob man ihm gleich (wie der Philosoph Mendelsohn, den Philosophen Kant) den alles Zermalmenden nennen möchte. Er ist kein Verehrer Friedrichs II. sondern tadelt ihn nicht allein, wo er nur irgend Gelegenheit zu finden glaubt, mit höchst partheiischer Strenge, sondern spricht ihm auch sogar bei Molwitz und Lowositz persönliche Bravour ab. S. 80. der 2ten Abtheilung sagt er: ich gehöre nicht unter die Zahl, der ausgezeichnet vom Könige Gekränkten; nach seinen Aeußerungen hingegen sollte man glauben, er wäre einer von denjenigen, welche von ihm am allerübelsten behandelt worden. Auf eben der Seite sagte er: in das eintönige Rufen, übergroß und einzig war Friedrich, kann ich nach Kenntniß und Augenschein unmöglich einstimmen. Desgleichen S. 81. „wenn wir in dem Maaße die Sprache der Geschichte übertreiben, behalten wir keine Ausdrücke mehr in unsrer Gewalt." Schon stehet in Politik, in Gesetzgebung, in Thatenglanz Bonaparte strahlend wie ein Komet da. Ja in Wahrheit wie ein zertrümmernder Komet gegen die wohlthätige Sonne. Auch hat letzterer geendet wie ein Komet.

Der Verf. der Briefe eines alten preußischen Offiziers verschiedene Charakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend. Hohenzollern 1790. debütirt S. 4. sehr auffallend mit einer Anekdote, wo 1757. Friedrich des dem Grafen Brühl gehörige Schloß Krögwitz von seiner Garde ausplündern läßt. Nach S. 8. wird der König von andern geleitet. Nach S. 18. bestimmen größtentheils Launen seinen Beifall oder Unzufriedenheit bei seinen Revüen. Nach S. 32. ist er im gewissen Sinne grausam *), und nach Seite 42. ist gar Undankbarkeit ein Hauptzug in seinem Charakter.

Als Widerlegung erschien folgende Schrift: Briefe eines preußischen Feldpredigers, verschiedene Charakterzüge Friedrich des Einzigen betreffend. Potsdam 1791 und von dem ersteren die Gegenschrift: Schreiben des alten preußischen Offiziers, an seinen Freund, zur Erläuterung über die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten von Friedrich II. gegen einen Feldprediger, der sie bestreiten wollen.

Der

*) Friedrich also grausam, welcher Toleranz, Gerechtigkeitsliebe und Nachsicht predigte und verübte. Hier vor der Hand ein einziger Zug den uns der Geheimerath Pitschel selbst erzählt. Die Stelle eines Auditeurs war entledigt, man schlug Friedrichen einige Subiekte vor. Er wählte einen sehr jungen Mann, den jetzigen Geheimrath Pitschel in Berlin Die Instruktion, welche er ihm gab, enthielt unter andern: Ja nicht zu strenge zu verfahren, besonders, wo es auf Leben und Tod ankäme (Subordinationsfehler ausgenommen) doch meinte der König, das Leben kann ich nicht wiedergeben, wir sind alle Menschen, folglich Schwachheiten und Fehlern unterworfen.

Der alte preußische Offizier hatte einige ihm in der ersten Schrift bewiesene Unwahrheiten nicht ableugnen können, dagegen bei andern Thatsachen Männer genannt, die er als Zeugen angeführt, doch der Feldprediger hatte dies ebenfalls gethan, und da selbige gestorben sind, läßt sich die Sache durch diese Zeugen nicht ausmachen. Wenn indessen ein Geschichtsschreiber, einem Könige, wie Friedrich, aus Partheiligkeit mehrere nachtheilige Dinge nachsagt, die doch offenbar falsch sind, so kann man ihn, in den andern Stücken, die höchst unwahrscheinlich sind, nicht für zuverlässig halten. In vielen Stücken läßt er Friedrichen Gerechtigkeit widerfahren, (welches der Fall bei allen seinen Tadlern seyn muß, wenn sie sich nicht lächerlich machen wollen), und da dasjenige, was er von ihm lobenswürdiges erzählt, mit den Nachrichten anderer Autoren und Augenzeugen völlig übereinstimmt, so ist er von dieser Seite nicht als ein verwerflicher, sondern als ein glaubwürdiger Zeuge zu betrachten.

Unser Urtheil hier nur einigermaßen zu rechtfertigen, führen wir aus der obgedachten Schrift des Feldpredigers folgende Thatsachen an.

1) Es hat keinen Grafen Kayserling, nach S. 50. gegeben, den der König als Gesandten nach Petersburg geschickt, welcher dort sein Vermögen zugesetzt, Friedrichen aber vergeblich um ein Darlehen auf seine churländischen Güter gebeten.

2) Eben so wenig hat die Frau des Vertheidigers von Colberg nach S. 46. im größten Mangel schmachten können, da er keine, und er eben so wenig

3) einen Sohn gehabt, der Schulden wegen in Potsdam im Arrest gesessen.

4) Ist es nicht wahr, daß der König, so den König aus Warkotschens Händen rettete, von Allmosen leben müssen. Er hatte einen guten Posten in Germendorf bei Oranienburg. Was soll man nun bei solchen offenbaren Unwahrheiten von der Wahrheitsliebe eines Schriftstellers denken?

Wir können nicht umhin dem Leser eine Vermuthung mitzutheilen, wer wohl der Verf. dieser Schrift gewesen seyn mag. Wenn man über so vieles nachdenkt, was der Verf. von Potsdam, und von so manchen Personen in dieser Stadt und in Ostpreußen erzählt, so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß es entweder ebenderselbige Graf Schwerin ist, der in dieser Schrift so öfters vorkömmt, oder daß ein intimer Freund des gedachten Grafen sie auf seine Veranlassung geschrieben hat. Man hat uns indessen einen gewissen Hauptmann als Verf. genannt, welcher in Halle gewohnt.

S. 58. erzählt der Verf., wie Friedrich einen noch nicht 18jährigen Grafen v. Schwerin und Neffe des F. M. 1757 in Erfurt bei der Parole vom Fähndrich zum Hauptmann avancirt, und dabei unter andern in die rührenden Worte ausbricht, indem er ihn zärtlich küßt: „mit Thränen bitte ich ihn, vor dieser ehrwürdigen Versammlung beschwöre ich ihn, verderbe er mir die Freude nicht, immer mit Vergnügen ein lebendiges Andenken vom großen Schwerin um mich haben zu können. Er hat viel zu thun,

wenn er diesem Manne ähnlich werden will. Nun meine Herren, machen sie das, was ich Ihnen hier gesagt habe, meiner Armee bekannt. Nicht wahr, Sie verzeihen mir die heutige Ausnahme von meiner Regel."

„Mich deucht, fährt der Verfasser fort, man könne sich nicht leicht einen schönern und rührendern Auftritt denken: schade nur daß er in der Folge der Zeit nichts mehr blieb, als ein bloßer Coup de Théatre."

Es war doch wohl in der That etwas Unerhörtes, wenn der König, einen noch nicht 18jährigen Fähndrich, der sich bisher durch nichts ausgezeichnet, nicht allein zum Hauptmann, sondern auch zu seinen Adjudanten ernannte. Die damit verbundenen wesentlichen Vortheile, können doch unmöglich für einen bloßen Theater-coup gelten. Der Graf ward 1758 bei Zorndorf gefangen, und Peter III. soll ohne ihm nie ein so warmer Freund Friedrichs geworden seyn. Dadurch hätte nun der Graf nichts als eine Pflicht erfüllt, die ihm selbst in der Folge, als preußischen Offizier zum größten Nutzen gereichen mußte, es steigt uns aber nur ein kleiner Zweifel auf, daß die gegen Friedrichen so erbitterte Elisabeth einen Adjudanten des Königs, einen so leichten Zutritt zum Großfürsten gestatten sollen, dessen Gesinnungen weder ihr, noch dem Minister Bestuchef, unbekannt waren.

Diesen Grafen nun, der sich über Friedrichs Undankbarkeit so sehr beklagt, wenn anders der Graf wirklich der Verf. der gedachten Briefe ist, schickt der König gleich nach seiner Auslösung an den Land-

grafen von Hessen-Cassel, ihm das Patent als G. F. zu überbringen, und sendet ihn gleich darauf nach Petersburg, um Peter III. den schwarzen Adlerorden einzuhändigen, indem er ihn auch zugleich zum Major ernannte. Es ist unrichtig, daß er ihm Güter in Oberschlesien schenken konnte, die er schon vorher dem Flügel-Adjudanten v. Götz geschenkt, weil diese Lehngüter nicht dort, sondern im Glatzischen lagen. Gewiß würden sich auch, wie ihm der König auf seine Bemerkung versichert haben soll, andere Güter gefunden haben, hätte nicht der Graf späterhin in Potsdam durch Spiel und Depensen (welches erstere der König besonders nicht leiden konnte), gegen 20000 Rthlr. Schulden gemacht, weshalb denn auch in der Folge als er ihm zu dem schönen Billerbeckschen Regimente versetzte, seine Compagnie lange Zeit sequestrirt wurde; saß er nun gleich Jahr und Tag in Potsdam im Arrest, so avancirte er doch in der Armee fort, ohne daß ihm Jemand vorgezogen wurde. Wenn ihn der König zu dem neuerrichteten Krokowschen Regimente, als Kommandeur versetzte, so war dies doch wohl ein Beweiß seines Zutrauens, und wieder geschenkten Gnade, weil dem Könige viel daran gelegen war, daß diese Regimenter in kurzer Zeit recht gut werden sollten.

Wenn man diese Umstände weiß, so ist der König wegen der von ihm an den Grafen Schwerin verübten Undankbarkeit, wohl vollkommen gerechtfertiget.

Zufällig hatten wir kürzlich, in Absicht des Grafen Kayserling, dessen der alte preußische Offizier erwähnt, Gelegenheit ganz bestimmte Nachrichten ein-

zuziehen, und können uns daher nicht enthalten, wenigstens aus diesem Beispiele zu zeigen, wie höchst unzuverlässig und grundfalsch die Nachrichten jenes Schriftstellers sind, so bald es darauf ankommt, an Friedrichs Benehmen etwas zu tadeln. An der, Seite 50., von einem Grafen Kayserling erzählten Anekdote, ist nicht allein gar nichts wahr, sondern in Erinnerung seines Lieblings Kayserling, bezeigte sich der König gegen diese Familie außerordentlich gnädig. Man schließe hieraus, auf die andern tadelnden Anekdoten.

Anstatt daß der preußische Offizier auf die obengedachte Bemerkung des Feldpredigers ꝛc. jene Behauptung wegen des Grafen Kayserlings in seinen neuen Schreiben ꝛc. gegen die Briefe des Feldpredigers hätte zurück nehmen sollen, sagt er Seite 42. „Die Mühe, alle von Preußen nach Rußland geschickte Gesandten, S. 55., aufzuführen, hätte sich der Herr V. ganz gemächlich erspahren können, denn sie beweiset nicht, daß der Graf Kayserling, von dem ich spreche, nie mit Aufträgen vom Könige nach Petersburg geschickt worden sey.“ Allein von welchem Grafen spricht er nun denn? Denjenigen, welchen er meinte, mußte er ein für allemal nennen. Verwechselung mit dem Namen eines ganz andern Mannes, war möglich, allein auf eine solche Aufforderung mußte er diesen Mißverstand ganz bestimmt anzeigen, oder jenen Vorwurf ganz zurücknehmen. Es gilt hier einen Beweis von der Undankbarkeit des Königs. Wirklich erwiesene Undankbarkeit an einem Manne verübt, der ihm große Dienste geleistet, und sein ganzes Vermögen zu seinem Besten aufgeopfert, wäre von Seiten des Königs höchst tadelnswerth gewesen und hätte seinen Charakter befleckt.

Wir sind aber im Stande durch die Güte des ehemaligen Hofmarschall beim verstorbenen Prinzen Ludwig von Preußen und königl. Kammerherrn Archibald, Niclas, Gebhardt, Grafen Kayserling, so hier in Schlesien bei Jauer in Blumenau auf seinen Gütern wohnt, das Gegentheil zu beweisen. Dieser weiß weder etwas davon, daß ein Graf Kayserling, Gesandter in Petersburg gewesen, noch jemals mit Aufträgen vom Könige dahin geschickt worden. Er behauptet aber im Gegentheil, daß die Familie Kayserling von Friedrich II. sehr viele Gnadensbezeugungen erhalten.

Die Nachrichten, welche er uns von seiner Familie, desgleichen von der Gnade des Königs gegen solche überhaupt, nicht minder gegen ihn, als einen sehr jungen, vom Könige vorher nicht gekannten Mann, mittheilt, bestehen in folgenden.

Der Vater des gedachten Hofmarschalls, Otto Ernst Graf v. Kayserling war Oberjägermeister in Westpreußen zur Zeit der preußischen Besitznahme. Selbiger war in Kurland geboren, in seiner Jugend Adjudant bei dem Feldmarschall Münnich gewesen, dann Kammerherr, und hatte Rußland verlassen, um sich in Westpreußen anzukaufen. Zu eben gedachter Zeit kaufte er, nach dem Wunsche des Königes, der solches durch den Präsidenten Domhardt einleiten ließ, die Herrschaft Leistenau in Ostpreußen; um ihn wegen jener Stelle zu entschädigen, machte der König seine Lehngüter in Westpreußen erblich.

Jene Herrschaft war ein Majorat und gehörte dem Graf Dohna auf Schlobitten, der König aber erlaubte, daß letzterer das Majorat verkaufen, und

auf das Gut Brökelwitz zum Vortheil der Familie Kayserling transferiren konnte. Der Graf hat den König unterm 21. Octob. von Graudenz aus, ein gewisses Gut an einen Bürgerlichen zu verkaufen, welches besonders in Ostpreußen nicht leicht nachgegeben wurde, und der König antwortete ihm unterm 26. October d. J. L'admission de la roture aux terres de Ma Noblesse dans la Prusse Occidentale n'est point aussi illimitée, que vous paroisés la presumer dans vôtre lettre du 21. Vû cependant la situation et la valeur de la vôtre, au dela de la Netze, je veux bien consenter cette fois, ci, à sa vente au Nommé Voss; et la Regenee à Marienwerder a ordre de la permettre

Federic

Der älteste Bruder des Vorigen, war russischer Geheimerath (so viel als Minister) verließ Rußland zur Zeit der Kaiserin Elisabeth, und kaufte die Güter Rautenburg und Buschkaiten in Ostpreußen. Nach seinem Tode heirathete dessen Wittwe den Sohn des russischen Gesandten, welcher 1764 in Warschau starb. Dieser Sohn war General-Postmeister in Westpreußen und besaß die Starrostei Engelsburg. Der König entschädigte ihm durch eine jährliche Pension von 6000 Rthlr. wegen dieser Starrostei.

Eine Schwester des gedachten Grafen Otto Ernst war Staats-Dame bei der Kaiserin Elisabeth, und heirathete den russischen Minister Freiherrn v. Brömern. Nach dessen Tode verließ sie Rußland um L'Estocq zu entgehen; kaufte in Westpreußen die Starrostei Graudenz und vermählte sich mit dem polnischen G. L. v. Golz. Der König entschädigte sie

ebenfalls wegen gedachter Starrostey auf eine sehr gnädige Weise.

Derjenige Graf Kayserling, so Rautenburg besaß, hatte zwei Söhne, der älteste stand in Potsdam bei der Garde, und starb. Der jüngste erbte die Güter, welche ein Familien-Majorat bilden, und der König erhob sie zur Grafschaft.

Der Liebling des Königs war ein Bruder desjenigen Gesandten, welcher in Warschau 1764. starb.

Dieser Graf Kayserling war russischer Gesandter in Wien, Berlin und Warschau. Er wirkte in Frankfurt a. M. der Kaiserin Elisabeth bei Oesterreich, die Anerkennung des Kaisertitels aus.

Wir wollen jetzt den Hofmarschall Graf Kayserling mit seinen eignen Worten das Benehmen des Königs gegen ihn erzählen lassen.

Ich war 17 Jahr alt, und studirte 1778 in Königsberg, indem ich zu Civil-Diensten bestimmt war. Da es allen Anschein zum Kriege hatte, wünschte ich in Militair-Dienste zu treten. Mein Vater meldete dieß dem Könige, und erhielt folgende Antwort:

M. Le Comte d. Kayserling Ie suis charmé de voir par Vôtre lettre du 27. d'Aout, l'envie que Vôtre fils temoigne d'entrer à Mon service dans la Cavallerie *) et que vous avez dessein de

*) Dies ließ sich der König fast nicht leicht vorschreiben.

l'envoyor ici afin qu'il me solt presenté. J'ai egalement été bienaise de recevoir| les voeux que Vous formez pour l'heureux succès de Mes Entreprises et la Conservation de Mes jours, perusadé, comme je le suis de leur sincerité et de Vôtre attachement. Je vous en temoigne un grè parfait, en priant Dieu sur ce, qu'il vous ait Mr le Comte de Kayserling en sa sainte et digne Garde.

Schönwalde la 5 May 1778.

Federic.

Mein Vater schickte mich nach Schlesien. Ich ward dem Könige im Hauptquartier Schönwalde vorgestellt, er setzte mich einstweilen ohne Anstellung bei das Küraßir-Regiment v. Röder, und äußerte sich gegen gedachten General sehr gnädig über mich. Ich bat nach einiger Zeit den König um Anstellung, und erhielt folgende Antwort:

Je veux bien Vous dire en reponsé à Vôtre lettre du 21 de ce mois, que vous ne devez pas Vous impatienter d'autent moins, qu'en attendant l'effet de Ma bonne volonté à vôtre egard, rien ne vous empeche de vous instruire et d'apprendre le service jus qu'à ce qu'il se presente une place vacante. Sur ce et cet. *)

Schönwalde le 23. Junie 1778.

Federic.

---

*) Als Beweiß, in welches Detail der König sich einließ, wie viel Gnade er gegen die Familie Kayserling hatte, und daß er die Bitte eines jungen Mannes, bald wirklich angestellt zu werden, nicht übel nahm, haben wir obige Briefe aufgenommen, und die Originale gesehen.

Ich ward bald nachher bei dem in Niederschlesien stehenden Dragoner-Regimente Bosse als Fähndrich angestellt, und hatte mehrmals in diesem Feldzuge die Ordonanz beim Könige, wo er verschiedene mal mit mir sprach. Als ich das erstemal dazu kommandirt wurde, sagte er zum General-Adjudanten Anhalt, indem er auf mich zeigte: „Dieser Kayserling ist ein Neffe des guten Obristen, dessen Tod ich noch bedaure.

Ein andermal hatte ich bei Gelegenheit der Ordonanz folgende Unterredung mit ihm.

Der König. Hat Er auf der Universität auch Militair-Schriften gelesen?

Gf. Kayserling. Ja, einige, N. N. desgleichen Guibert sur l'ordre, mince et l'ordre profond.

D. K. Was denkt Er sich dabei?

Gf. K. Daß Ew. Majestät, durch die Weisheit Ihrer Anordnungen auf beide Arten den Feind schlugen und auch wieder schlagen werden.

D. K. Warum ist die Schlacht bei Almanza merkwürdig?

Gf. K. Weil sie der Marschall Berwick, welcher krank war, gewann, und selbige das Schicksal von Spanien entschied.

D. K. Das ist wahr. Bei Fontenai war der Marschall von Sachsen auch krank und erfochte dennoch den Sieg.

Im Lager bei Burkersdorff gab mir der König einige kleine Aufträge und als ich ihm davon Rapport abstattete, sagte er: ich kann Ihn brauchen, ich werde an Ihn denken.

Letzteres wiederholte er bei der nächsten Special-Revue, nach dem Frieden gegen mich, und bemerkte gegen den Graf Bosse, ich werde den Offizier auf eine andere Art anstellen. Wirklich nahm er mich auch 1784 vom Regimente weg, ernannte mich zum Kammerherrn mit 1200 Rthlr. Gehalt, welche auf seine Chatoulle angewiesen wurden, und bestimmte mich zur Diplomatik. Meine Instruktion erhielt ich von den Ministern Gf. Finkenstein und Herzberg.

Der Brief des Königs an mich in Berlin bei dieser Gelegenheit lautete so:

Quoique dans mes Etats un Lieutnant vaut plus qu'un Chambellan, je Vous investis de ce Titre, pour frayer le chemin vers l'Etablissement que je Vous destine, en Vous assignant 1200 ecus de pension jusqu' à l'Epoque de Votre placement. Sur ce, je prie Dieu et cet.

Potsdam c. 26. Octob. 1784.

Gerührt von des Königs großen Gnade, stattete ich ihm in den allerlebhaftesten Ausdrücken, meinen Dank ab, und erhielt schon unterm 28. Oktober folgende Antwort:

Vous mettez trop de prix, au Charactere de Chambellan. Je vous crois trop sage pour apprecier un Titre chimerique. Vous n'y devez appercevoir qu'un Echelon pour la place que Ma bienviellance vous destine, appertenent a une famille dont le Zele m'est connu. Sur ce et cet.

Als ich mich beim Könige meldete und bedankte, sagte er: ich habe ihm aus dem Militair genommen,

um sein Glück zu befördern, diene er mir mit eben der Treue und Ergebenheit, die ich an seinem Verwandten Kayserling geschätzt habe.

Der König hat mich in Postdam und Berlin einigemal zur Tafel gezogen *), und mich auch sonst rufen lassen. Im höchsten Grade waren seine Gespräche unterhaltend und lehrreich, wie ich mich denn noch folgender Aeußerungen erinnere. Er sprach einst über die Oekonomisten, vorzüglich Turgat, Dupont de Nemours, Gournay und Dr. Quesnay, er beschloß mit folgendem Resultat, das Urtheil über diese Männer.

Quesnay glaubt die Quelle des Reichthums im Ackerbau allein zu finden; Vincent de Gournay findet sie durch eine glückliche Verfolgung der Idee des Ersteren, in der Arbeit.

Der Meinung des letzteren pflichtete er gänzlich bei und sprach übrigens mit vieler Achtung von den Absichten, welche Turgat und Dupont de Nemours in ihren Memoiren äußerten. Er endigte zuletzt mit den Worten: Theorie ist gut, aber Erfahrung ist mir lieber: auch schickt sich kein Philosoph zum Ausführen. Den Trudaine lobte der König, und fand daß derselbe durch die Anlegung der Kunststraßen eine nützliche Sache gemacht, tadelte aber die Mittel, deren er sich bedienet, in dem der Landmann dadurch sehr gelitten; denn, meinte er, dieser müsse niemals weder an seiner Zeit, noch an seinem Betriebs-Capital verkürzt werden, weil beides nachtheilig sey.

---

*) Obgleich die Kammerherrn diese Ehre hatten, so ist sie doch bei einem jungen Manne von 23 — 24 Jahren bemerkenswerth.

Den Abbé Terray, welches der letzte Finanz-Minister unter Ludewig den XV. war, nannte der König, un Enfant gaté, qui touche a tout, besonders war es ihm aufgefallen daß er in einem Tage II Edicte herausgab. Indessen lobte er seine Ordnung, und fügte nur die Bemerkung hinzu, welche Tacitus schon gemacht hätte, daß die Schwäche und Kränklichkeit eines Staates sich aus der Menge der Gesetze vermuthen ließen.

Von Reverdi so Zeuge der Revolution in Dänemark gewesen, äußerte er sich dergestallt: Quand on couche, avec des Reines, il faut avoir l'armée pour soi.

Die Eloge de Marc — Aurele par Thomas, nannte der König eine Schrift, welche eine edle Seele bezeichnet.

Bei Gelegenheit von Helvetius und dessen Recensent Tercier, machte er die Bemerkung, Helvetius hätte den Egoismus nicht gerechtfertiget, wenn er die menschliche Natur nach seinen eigenen Herzen beurtheilt hätte. Er sprach mit großer Achtung von ihm.

Von Necker meinte er, ein Banquier könnte nicht Finanz-Minister seyn, denn er würde seine eigenen Geschäfte am meisten betreiben. Er sey viel zu systematisch und theoretisch, eine pedantische Gelehrsamkeit könnte das Unglück eines Landes machen, wenn man die Aemter in solche Hände gäbe.

Er erwähnte bei dieser Gelegenheit des betrübten Endes zweier französischer Finanz-Minister des M. de Mardigni und Sambloncoy welche alle beide in

verschiedenen Zeiten, zu Montfaucon an einen und denselben Galgen gehenkt worden, nicht minder Fouquet, welcher Zeitlebens in Pignoral und St. Marguerite gefangen gesessen. Bei der Unordnung der französischen Finanzen könnte Necker wohl leicht am Ende nach Amerika flüchten müssen.

Den Antheil Frankreichs am amerikanischen Kriege nannte er den Chant de Cygne und prophezeihte daraus die Auflösung der Monarchie.

Die Vertheidigung Carl XII. ohnweit Bender, wie sie Nordberg und Fabricius beschrieben, hielt der König für eine poetische Schilderung.

Einmal erwähnte der König auch Karl V. von Frankreich und des Du Guesclin. Er lobte die Weisheit des Königs und die Treue des Feldherrn.

Nicht minder der Resignation des Sultan Saladin, wie er, kurz vor seinem Tode, sein Leichentuch, dem Volke als Beweiß der Nichtigkeit aller Größe zeigte.

Er bemerkte damals sehr richtig gegen Graf Herzberg, daß Frankreich einer Revolution gar nicht entgehen könnte, und daß Le compte rendu, eine von den vielen Veranlassungen seyn würde, sie herbei zu führen.

Der König bemerkte über dies Buch folgendes:

1) Es verdient gar nicht den Enthusiasmus, den man dafür hat; es ist gut geschrieben, weil d'Alembert und la Harpe Mitarbeiter waren.

2) Die Gedanken sind gar nicht neu, denn die Tabellen beruhen auf dem alten Angaben aus den Akten des M. de Boulogne, des Abbé Terrai von 1772 bis 1774.

3) Diesen Angaben fehlen

a) Der effective Etat der Armee und wieviel ein Regiment jeder Waffen kostet?

b) Der Etat der Generals und Stab-Offiziers, nebst dem Gehalte derselben.

c) Der Etat aller Pensionen und warum sie gegeben werden?

d) Ein Etat aller Rentiers und wie sie zu den Contrakten gekommen sind?

e) Ein Etat der Ausgabe für den Hofstaat des Königs und aller Uebrigen.

4) Eine extraordinäre Ausgabe auf Krieg von 65 Millionen Livres (ohne die Pensions) ist viel.

5) Eine Pensions-Liste von circa 30 Millionen livres beträgt mehr als die Staatseinnahme von Dänemark. Nachdem was ich aus dem Buche bemerkte, so könnte ich, wenn ich König von Frankreich wäre, mit einem Federstrich 100 Mill. auf die Renten, 50 Mill. auf andere Sachen ersparen, und in 10 Jahren, den Wunsch Heinrichs IV. erfüllen, daß jeder meiner Unterthanen, Sonntags, ein Huhn im Topfe haben könnte.

Der Minister Laverdi, welcher General-Controlleur vor dem Abbé Terrai war, wollte unter Ludwig XV. die Finanzen verbessern, und zwar durch Ersparungen. Er fand auf dem Schneider Etat des

Königs 365 Beinkleider, und fragte den König, ob Derselbe so viel brauchte? Ich kann es nicht recht bestimmen, antwortete Ludwig XV. Die Melioration der Finanzen, bestand daher in Beschränkung des Schneider- und Lichts-Etats. Dieß nannte Friederich II. une economie de bouts de chandelles.

Friedrich sagte auch zu Graf Herzberg, daß England sich gegen Frankreich, welches die Amerikaner unterstützte, dadurch rächen würde, daß es eine Revolution veranlaßte. 1784 zweifelte der König gar nicht mehr an selbiger, weil Ludwig XVI. nicht genug Energie hätte, und der Rathgeber zu viele wären.

Auch der Minister Fink, sagte dem Grafen Kayserling, daß sich in den Compte rendu viele Unrichtigkeiten befänden, und daß Desmarets, einen weit bessern Aufsatz zur Zeit des Duc d'Orleans gemacht hätte, der aber nicht öffentlich bekannt geworden.

Zu Choiseuls Sturz gab nach Graf Herzberg folgendes die nächste Veranlassung.

Choiseul erscheint am Hofe der Dauphine, die eben ein Bouquet Immortellen in der Hand hält. Sie giebt ihm ein Blümchen davon, mit den Worten: ich wünsche, daß sie sich eben so lange in der Administration erhalten mögen. Dieses benutzte der Duc d'Aiguillon, um Choiseul bei der Dubarri verdächtig zu machen, daß sie ihrer eigenen Erhaltung wegen, den Choiseul stürzen müsse.

Wraxall, dessen Memoiren nicht sehr interessant sind, hielt 1781. eine Rede im Parlament, in welcher

er

er sagte: Der Ruhm des Königs sänke, er würde geitzig u. s. w. Der König lachte darüber, und schrieb diese Aeußerungen an d'Alembert.

Als Choiseul unter Ludwig XV. gegen F. II. Intriguen machte, lachte der König und machte folgendes Impromptu:

Que peut contre le roc, une vogue animée
Hercule a t-il péri, sous l'effort d'un Pigmée.

Als Sartine das See-Reglement von Kolbert umänderte, sagte der König: c'est un pigmée, qui veut s'egaler à Hercule.

Einen Beweiß der Gerechtigkeitsliebe des Königs im Allgemeinen, giebt der Tadel, mit welchem er den Admiral Rodney belegte, welcher 1781 St. Eustache eroberte, und die von seinen Landsleuten auf dieser Insel deponirten Waaren sich zueignete. Den Marquis de Bouillé, der 1782 es den Engländern wieder abnahm, lobte der König noch im Jahr 1785 gegen la Fayette wegen seines edlen Benehmens.

Er erhob die edle Weise, wie Solimann bei Eroberung von Rhodus den Großmeister de l'Isle d'Adam behandelte, desgleichen die großen Eigenschaften dieses Großmeisters, der ein eben so guter Soldat, als Diplomatiker war.

Der Cardinal Dubois antwortete einst den Deputirten, welche von Paris nach Versailles kamen, auf ihre Bitte vorgelassen zu werden: On ne parle pas, d'affaires au Roi. Hierüber sprach der König,

weitläuftig, und sagte zuletzt: eh! de quoi doit on bien parles au Roi, isi les affaires sont exclus? dire une telle betise, c'est reduire le Roi à la plus grande nullité. Dann erzählte der König, ein Freund vom Lande, schrieb einmal an einen Freund in Versailles: er möchte ihm doch zur Beendigung einer Sache behülflich seyn und dieser antwortete darauf: Mon ami Vôtre affaire sera arrangee dès que le Roi sera en faveur.

In Ansehung der verschiedenen Regierungsarten meinte der König: Le meilleur Gouvernement est celui, qui est le mieux administré.

Es war 1781 (nach einer Erzählung des Ministers Graf v. Herzbergs an den Grafen Kayserling) als der König sich zu der Zeit eben unpäßlich befand, wo er zur Revüe nach Preußen gehen wollte. Sein Leibarzt rieth ihm in Gegenwart gedachten Ministers die Reise entweder aufzuschieben, oder lieber ganz und gar zu unterlassen. Der König antwortete: Doktor, er liebt sein Geschäft, ich das meinige, ich will bis zu meinem letzten Augenblick die Pflicht eines Königs erfüllen, wandte sich gegen Herzberg, und reticirte folgende Verse:

Tous ces Rois qu'à genoux cet Univers contemple
Leurs usages, leurs droits, ne sont point, mon Exemple,
Je pourrais, ainsi qu'eux, me livrant au plaisir
Vivre tranquillement au sein d'un doux loisir,
Du Tresor de l'Etat prodiguant des largesses
Entichir favoris. ministres et maitresses;
Du Chateau de Potsdam dictant mes volontés
Gouverner mon pays, du sein des voluptés
Mais je ne fus jamais l'Ami de la Poresse;
Malheur a tous ces Rois vivant dans la molesse
Qui montés sur le trône se laissent gouverner,
Sans avoir jamais su commander ni regner.

Diese Verse sollen eine Parodie, Voltairischer seyn. Es ist uns unbekannt, wo solche zu finden sind. Wir haben sie nicht finden können.

Einst äußerte der König auch unter andern:

Ist ein Tadel gerecht, so muß man sich bessern, ist er ungerecht, so muß man ihn verachten.

Sollte den Leser, oder vielmehr den Kunstrichter einige der hier angeführten Anekdoten, bekannt seyn, oder höchst unbedeutend scheinen, so bitten wir sie in beiden Fällen, um Vergebung. Wir rechnen um so sicherer auf solche, weil sie Friedrichen den Großen betreffen. So absprechend Viele jetzt von ihm urtheilen, so glauben wir den Völkern, in den spätesten Jahrhunderten nichts bessers, als recht viele Regenten wünschen zu können, welche ihm gleichen, oder ihn, was so leicht scheint, noch weit übertreffen.

Der König schickte 1785 den Grafen Kayserling auf Reisen, nach England und Frankreich, versehen mit Empfehlungsschreiben und einem Geschenke von 400 Friedrichsd'or aus seiner Chatoulle. Er befahl ihm, unmittelbar an ihn selbst zu schreiben und was ihm irgend merkwürdig scheine, zu berichten.

In Absicht Englands war der Haupt-Gegenstand, die Gemeinheits-Theilung, die Fabriken und die Landwirthschaft, besonders in Rücksicht der preußischen Staaten.

In Frankreich sollte er die Stimmung in Paris und im Lande selbst erforschen, auch ihm über folgende

Männer berichten. Raynal, Deslon, Thouvenot, M. de Senac, (d'Alembert und Diderot waren schon tod) Quesnay. — Der König lobte bei dieser Gelegenheit besonders Malesherbes, Trudaine und Turgot und nannte sie praktische Philosophen.

„Vor meiner Abreise meldet eich mich in Potsdam beim Könige. Mit der ihm eigenen so natürlichen Gewogenheit sagte er zu mir: Gott sey mit ihm, ich werde für ihn sorgen, bleibe er fleißig und tugendhaft; was ich befohlen, ist ihm bekannt."

„Gerührt griff ich dem Könige nach dem Rocke, allein er ergriff meinen Arm und ich küßte die Hand dieses guten Königes, die ich leider nicht mehr gesehen, dessen Andenken aber nur mit dem letzten Athemzuge in meinem Herzen ersterben wird."

„Bei meiner Rückkehr erfuhr ich von den obengedachten Ministern, daß der König mit meinen Berichten zufrieden gewesen. Sein edelmüthiger Nachfolger, Friedrich Wilhelm III. empfing mich mit den gnädigen Worten: J'aurai soin de Vous, je Vous considere comme un héritage de mon Oncle.„

„Se. königl. Hoheit dem Prinzen Heinrich, hatte ich in den Jahren von 1793 — 1797 einigemal das Glück zu sprechen. Mit Rührung sprach er von dem Könige und war nach dessen Tode, sein eifrigster Lobredner.„

Der Graf Kayserling hat das Unglück gehabt durch Plünderung im Kriege, alle seine Papiere zu verlieren, doch hat er noch beikommenden Bericht

über die englische Landwirthschaft aufgefunden, welchen er seinem Briefe an den König beilegte, ein weitläuftiges Memoire schickte er an den Grafen von Herzberg. Wir glauben, den Leser nicht zu mißfallen, wenn wir dasjenige hier mittheilen, was er von England aus, an dem König schickte. Die gedachten Ministers erhielten ein detaillirtes, auf welches sich der Graf in seinem Schreiben an den König bezog.

L'Economie Anglaise peut être considerée, sous trois points de vûes.

L' Economie des Amateurs et des riches proprietaires.

L'Economie près de Londres et dans le rayon de cette Ville.

L'Economie generalement menée en Angleterre.

Le premier point de vûe regarde ceux, qui par leurs grands moyens rendent tout possible et consacrent leur fortune pour enrichir le public de leurs experiences, ou qui secondés par des amateurs conduisent leur Economie sous leurs auspices, comme un delassement.

Le second point comprend ceux, qui se trouvent assez près de la Ville de Londres, pour profiter de son etonnante. Consommation pour être influencés par la masse d'Argent ou billets de banque, qui circulent et qui fait de l'Economie, en quelque sorte une fabrique, dont chaque branche prospere par l'industrie particuliere encouragée

aller andern, von ihm angeführten Thatsachen einzulassen Zeit und Muße haben, sondern es auf eine gelegenere Ztit verschieben müssen.

In Absicht der Kriegsthaten des Königes haben sich besonders außer Warneri, zwei Ausländer angelegen seyn lassen, die Kritiker derselben zu machen. Einer von ihnen ist der General Lloyd in seiner Geschichte des 7jährigen Krieges, er wird durch den König selbst, und den General v. Tempelhof hinlänglich widerlegt; bei dem 2ten, den General Jomini war es wohl nur darauf angesehen, dem Kaiser Napoleon, ein Kompliment auf Unkosten Friedrichs zu machen, und da mußte denn natürlich jener im Schatten stehen. Ob Gen. Jomini, nachdem er 1813 hier in Liegnitz entwich und Napoleon nicht Gelegenheit hatte, seinen Kriegsruhm weder 1813, 14, noch 15, wiederherzustellen, ihm heute noch den Vorzug vor Friedrichen geben kann, mögen die Kenner entscheiden. Auch waren die Zeitverhältnisse viel zu verschieden, als daß zwischen beiden, als Generals, eine Parallele statt finden könnte. Beide waren in ihrer Art groß.

Der obengedachte G. v. Tempelhof hat sich durch seine Geschichte des 7jährigen Krieges in Deutschland, Berlin 1783 bei Unger, sehr vielen Ruhm als militairischer Schriftsteller erworben, man hat jedoch folgendes an derselben zu erinnern gefunden.

1) Daß er bei den beiden ersten Feldzügen von 1756 und 57 eigentlich mehr die Absicht hatte, Lloyd zu widerlegen, als die Geschichte derselben zu schreiben, und sich daher

2) einige beträchtliche Lücken in selbigen befinden z. B. die Uebergabe der Sachsen bei Pirna; der

Rückzug des Prinzen von Preußen 1757 aus Böhmen u. s. w.

3) daß die ersten Theile zu Friedrichs Lebzeiten herauskamen.

4) daß die Erzählung mancher Schlachten richtiger seyn könnte

5) daß er im Kriege selbst nicht Gelegenheit gehabt, sonderliche Beobachtungen anzustellen, weil er erst kurz vor dem Frieden, oder bald nachher Offizier wurde.

Dem sey, wie ihm wolle, so hat er doch immer sehr viel geleistet. Und ohne ihn, hätten wir noch keine gute Geschichte des 7jährigen Krieges.

Ganz falsch ist die Beschuldigung, er hätte Friedrichen schmeicheln wollen und auch wirklich sein Glück durch jenes Buch gemacht. Der König erkannte lange vorher die Verdienste dieses geschickten Offiziers und gab ihm davon Beweise. Der König soll Alembert aufgetragen haben, einen sehr geschickten Artillerie-Offizier in Frankreich zu engagiren, dieser aber geantwortet, daß man in Frankreich aus Herrn von Tempelhof sehr viel mache.

Außer dieser Schrift besitzen wir bis jetzt nichts was in Rücksicht des Krieges zu den vorzüglichsten literarischen Produkten gehörte, als nur folgende.

Die Werke des Königes selbst. Es ist nur eine Stimme, wegen ihrer Vortrefflichkeit in Rücksicht der politischen Geschichte und der beiden erstern Kriege. Was hingegen den 7jährigen betrifft, so kann man bei allen den großen Vorzügen derselben,

doch nicht genug bedauern, daß das erste Exemplar durch einen unglücklichen Zufall verbrandte. Es ist die größte Wahrscheinlichkeit daß es weit vollständiger war, als dasjenige, welches er aufs neue anfertigte, denn bei jenen fanden sich Plane, welche sein Generalquartiermeister v. Pfau dazu gezeichnet, bei dem zuletzt angefertigtem fehlen sie. Wer kann bestimmen, welchen Einfluß bei der zweiten Anfertigung Empfindlichkeit über jenen Vorfall, Geschäfte, Kränklichkeit oder manche andere Umstände gehabt, denn unstreitig ist die Geschichte der ersten Kriege weit ausführlicher. Dieser Verlust ist auch deßhalb um so trauriger, da er den Tadlern des Königs, wegen einigen kleinen Unrichtigkeiten, Gelegenheit zu sehr schiefen Urtheilen gegeben hat.

Les Campagnes du Roi, avec des Reflexions sur les Causes des Evenemens 1762. Der G. L. v. Stille ist der Verf. dieser höchst schätzbaren Schrift, welche großen Beifall erhielt. Sie fängt indessen nur mit den Begebenheiten von 1742 an und endigt sich auch in diesem Jahre. Derjenigen von 1744 ist leider gar nicht erwähnt, auch giebt uns der Verfasser statt einer zusammenhängenden Erzählung des Feldzuges von 1745 nur einige obgleich sehr interessante Briefe über die Schlachten von Hohenfriedberg, Sohr und Kesselsdorff.

Recueil des Lettres de S. M. le Roi de Prusse pour servir à l'histoire de la guerre derniere à Leipsick 1772. Diese Briefe enthalten den Briefwechsel des Königs mit seinem Bruder und den Grafen Fouque 1758.

In den Denkwürdigkeiten Buettners aus dem Leben des preuß. G. d. J. B. de la

Motte Fouque, Berlin, 1788, sind obige Briefe an den Grafen übersetzt.

Correspondance de Montalembert pour servir à l'histoire de la derniere guerre de sept ans. Berne 1777.

Ein pragmatisches Werk. Der Verfasser hielt sich 1757 und 58 als französischer Militair-Agent von Seiten seines Hofes bei der schwedischen, 1759 und 60 aber, als solcher, bei der russischen Armee auf. Seine Nachrichten verdienen die größte Glaubwürdigkeit.

Beiträge zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763 von Tielke, Sächs. Artillerie-Hauptmann. Freiberg 1776. 6 Theile. Sie enthalten einige sehr interessante Nachrichten über jenen Krieg, doch sind es nur Bruchstücke.

In den Schriften des Prinzen v. Ligne, findet man ebenfalls dergleichen über den 7jährigen Krieg und Friedrich II. selbst.

Geständnisse eines östreichischen Veterans, in politisch-militairischer Hinsicht ꝛc. Breslau bei Löwe 1788. 4 Theile. Wir werden weiter hin Gelegenheit haben, von dieser herrlichen Schrift zu sprechen.

Archenholz Geschichte des 7jährigen Krieges. Mehr Lesebuch als Kriegsgeschichte. Auch er war einer, welchen der König, wie bekannt, gar nicht günstig zu seyn, Ursache zu haben, glaubte.

Ein brauchbares Werk sind: (zum Theil) die Sammlungen ungedruckter Nachrichten, so die Feldzüge der Preußen von 1740 bis 1779. Dresden 1782 bei Waltern, betreffen. 5 Theile. Manche Journale hätten freilich ungedruckt bleiben können, und vertheuern nur das Werk ohne Noth.

In Rücksicht einer eigentlichen Regierungs-Geschichte Friedrichs II. giebt er außer den Werken des Königs selbst keine mir bekannte hervorstehende Schrift. Alle nähern sich mehr oder minder den sogenannten Helden-, Staats- und Lebensgeschichten, manche enthalten dies Leben entweder nicht ganz, sind zu kurz, schränken sich nur auf Anekdoten ein, oder sind so fehlerhaft geschrieben, wie z. B. Fischers Geschichte Friedrichs II. 1787. (S. freimüthige Anmerkungen u. s. w.)

Vorzüglicher doch nicht erschöpfend möchten folgende seyn:

(Seiferths) Leben und Regierungs-Geschichte Friedrich II. Leipzig 1786. Sie ist eine der besten, doch sehr kurz, und da der Verfasser starb, so hat sie ein Anderer vollendet. Die Beilagen sind größtentheils sehr gute Quellen zur Geschichte.

Nicht ganz schlecht sind ferner folgende Schriften: Leben und Charakter Friedrich II. Königs v. Preußen von Freyer. Berlin 1795. enthält indessen nur 114 Seiten nebst einem Auszug aus dessen Werken.

Leben Friedrich des Großen von Hammerdörfer. Leipzig 1786, desgleichen

Leben Friedrich II. von Pabst. Nürnberg 1788. Ein Lesebuch für deutsche Jünglinge.

Alle insgesammt, so wie manche andere, befriedigen keinesweges die Forderungen einer strengen Kritik und enthalten mehr oder minder Compilation.

Soviel man sich auch von dem Essais sur la Vie et le Regne de Friederic II. Berlin. Chez Decker 1788 par Denina, versprach, so sind demselben doch in den freimüthigen Anmerkungen über die Zimmermannschen Fragmente im 98. Bande der A. D. Bibliothek, und in andern Recensionen viele Ausstellungen wegen Unrichtigkeiten gemacht worden.

Die wichtigsten Aktenstücke, welche uns in Absicht der Politik und der innern Regierung des Königs bekannt geworden, bestehen in folgenden:

Recueil de Deductions, Manifestes etc. par le ministre d'Etat Comte de Herzberg. Berlin chez Unger. III Tom.

Gesammelte Staatsbriefe Friedrich II. Frankfurt und Leipzig 1762. Sie gehen indessen nur bis 1765, (wenige ausgenommen) enthalten auch keine Antworten.

Die in der Akademie vorgelesenen Abhandlungen des Ministers Grafen v. Herzberg. Bei

den äußerst dürftigen Nachrichten, welche wir über Friedrichs Einrichtungen im Innern, die Polizei, den Handel, die Staatswirthschaft u. s. w. betreffend, besitzen, sind sie ein wahrer Schatz.

Niederschlagend war es indessen denen Verehrern Friedrichs, so wie denen des Ministers, daß selbiger in der ersten Vorlesung in der Akademie nach Friedrichs Tode, äußerte, der König hätte den 7jährigen Krieg vermeiden können. Eine so wichtige Beschuldigung mußte derselbe auf die vollkommensten unwiderlegbarsten Beweise, und nicht auf ungewisse Vermuthungen stützen. Der Herr v. Cogniazo steht ihm, im ersten Theile seiner Geständnisse ꝛc. als ein sehr unpartheiischer und glaubwürdiger Augenzeuge entgegen: nicht allein, weil er kein Eingeborner ist, sondern auch, weil selbiger vorzügliche Connexionen am Kaiserl. Hofe und in der Armee hatte. Keinem uneingenommenem Leser wird dies, bei einiger Aufmerksamkeit, entgehen können. Friedrich II. schrieb einerseits die Geschichte des 7jährigen Krieges, um zu beweisen, daß er ihn nicht vermeiden könne, er, der dies doch am besten wissen mußte; Graf Herzberg, Schmettau, Warneri, Retzow ꝛc. wollen es besser wissen. Ersterer schreibt überdieß an den Ritter Zimmermann, (S. Fragmente desselben, 1r Band S. 154) „daß wenn der König ihm gefolgt, der Baierische Krieg, besser ausgefallen, daß er den größten Antheil, an Friedrichs Anschlägen gehabt, und daß alles, was er ihm angegeben, immer gelungen." Wie es scheint, verstand er selbst den Krieg besser, als der König.

Von Schriften, deren Haupt-Tendenz, Kritik der innern Regierung Friedrich II. zu seyn scheint, wollen wir nur folgende anführen:

Kaum hatte Friedrich II. die Augen geschlossen, so erschien ein sehr unschicklicher, unverschämter Brief des Grafen v. Mirabeau an den König Friedrich Wilhelm II. worin er ihm gute Rathschläge gab, wie er sein Land besser, als sein großer Vorgänger regieren könnte, und die weise Administration jenes Königs fast durchaus tadelte. Der Herr v. Gossing ein bekannter Avanturier, übersetzte denselben und fügte noch höchst unschickliche und unpassende Anmerkungen bei. Der Ritterschaftsrath der Ukermark M. W. von Arnim, gab eine neue Uebersetzung unter dem Druckort Prenzlow 1788 mit Anmerkungen heraus, welche bewieß, wie wenig alle beide den preußischen Staat kannten und wie höchst unüberlegt beider Urtheil ausfiel. Man beschuldigt Mirabeau, er hätte nicht übel Lust gehabt, preußischer Staatsminister zu werden; wie dem auch seyn mag, so ist wenigstens so viel gewiß, daß er vom französischen Hofe als Spion gebraucht wurde, und sich alle mögliche Mühe gab, es dahin zu bringen, daß Preußen Gelder an Frankreich borgen möchte. Von der Niederträchtigkeit seiner Seele legte er vor der ganzen Welt in der Histoire secrete de la Cour de Berlin etc. das vollkommenste Dokument, so wie Prinz Heinrich von seiner Herzensgröße ab, indem er es ablehnte, daß der Verfasser deshalb zur Verantwortung gezogen würde.

Späterhin schrieb gedachter Graf mit Hülfe des Obrist-Lieuenant Mauvillon in Braunschwei, ein Werk von 7 Bänden: Sur la monarchie prussienne sous Frederic le Grand, welches auf den preußischen Staat gar nicht paßte, weil die Verfasser selbigen sehr schlecht kannten. Man hielt es preußischer Seits nicht der Mühe werth, 7 Bände, so

nichts als Irrthümer enthielten, weitläuftig und vollständig zu widerlegen. In Absicht der Regie-Auflagen that es der Herr v. Launay in seiner Rechtfertigungsschrift des Finanz-Systems Friedrich II. Der Herr v. Zimmermann schrieb auch gegen Mirabeau allein, hier fochte leider ein Blinder mit einem andern Blinden.

Die Bemerkungen des Hofraths Rehbergs über die Staatsverwaltung deutscher Länder und die Dienerschaft des Regenten. Hannover 1807 sind ebenfalls eine Kritik der preußischen Staatseinrichtungen, und beweisen aufs neue die wenigen Kenntnisse der Ausländer von dem Preußischen Staate. Zwei geschickte Männer haben jene Schrift gründlich widerlegt, der eine ist der preußische Kriegsrath Heerwagen in seiner Anleitung zur richtigen Kenntniß der preußischen Staatswirthschaft. Der zweite ist der preußische Geheime-Regierungsrath v. Bülow in seinen Bemerkungen über obgedachte Schrift. Frankfurt 1808. Erstere hat die Staatswirthschaft und letztere die Justizverwaltung zum Gegenstande. Obgleich Friedrich schon 18 Jahr tod war, existirten doch noch die meisten seiner Einrichtungen, diese Schriften sind also im Grunde gegen ihn gerichtet.

Von allen Einrichtungen des Königs fand sowohl im In- als Auslande die Einführung der Regie, den meisten Tadel. Man sollte aber bedenken, daß Friedrichs Absicht bei selbiger nicht allein auf eine Vermehrung der Staats-Einkünfte, sondern besonders mit dahin ging, gewisse ausländische Waaren, die der gemeine Mann entbehren, die übrigen Staatsbürger

bürger aber in geringern Maaße zu genießen brauchten, hoch zu impostiren, um eine nachtheilige Handels-Bilanz dadurch zu verhüten. Kaffee ist kein eigentliches Nahrungsmittel und die Consumtion des Zuckers wurde bei wenigerm Gebrauch desselben vermindert. Taback ist es noch weniger. Der Genuß des erstern konnte auf die vermögende Klasse größtentheils eingeschränkt, und derjenige der letztern fast unterdrückt werden; wie denn solches auch damals wirklich der Fall beim Landmanne war, auch manche Gelegenheit zu Feuersbrünsten vermieden wurde. Der Schatz gewann übrigens immer noch dabei ansehnliche Summen, doch hauptsächlich auf Kosten des Vermögenden.

Nach Friedrichs Tode, hob man die dem Adel, dem Kaufmann und Bürger so gehässige Regie auf, um aber nicht an den Einkünften zu verlieren, legte man höhere Abgaben auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, und der Landmann und der Professionist, mußte jetzt Auflagen bezahlen, denen er sich vorher fast gänzlich entziehen konnte. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß irgend ein unterrichteter Mann uns eine befriedigende Auskunft über diesen Theil von Friedrichs Finanz-Verwaltung gäbe. In den meisten Staaten Europens nimmt der Gebrauch des Kaffees zu, und in denen die nicht Weinländer sind, derjenige des guten Bieres ab. Ob es nicht besser wäre, gute vortreffliche Biere zu trinken, und sich des Tabacks und des Kaffees größtentheils zu enthalten; ersteres ist ein inländisches Produkt, jene aber sind Produkte eines andern Welttheils.

Die Leser werden es verzeihen, wenn wir ihnen keine ganz vollständige Liste, aller derjenigen guten

und schlechten Schriften liefern, womit das Publikum nach Friedrichs Tode fast überschwemmt worden; wir befürchten ihnen ohnedies Langeweile gemacht zu haben, indessen mußten wir ihnen wenigstens diejenigen nennen, welche wirklich gut sind, oder mit einigen Beifall aufgenommen worden. Wer kann sie auch alle kennen, da ihre Anzahl Legion ist. Diejenigen, so kurz nach dem unglücklichen Jahre 1806 erschienen, sind übrigens größtentheils der Abschaum unserer Literatur, und die meisten verdienen nur mit Verachtung behandelt zu werden.

Was das Privat-Leben und den Privat-Charakter Friedrichs insbesondere anbelangt, so erschienen von 1786 bis 1789 bei Unger in Berlin in 19 auf einander folgenden Sammlungen, Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II. Ihr Inhalt war äußerst verschieden, und ein großer Theil ganz falsch, oder wenigstens entstellt. Diese Schrift ist angeblich das Werk der Buchhändlerin Unger in Berlin. Eine recht gute Auswahl hat der Professor Stein in Berlin zu treffen gesucht, welche den Titel führet: Charakteristik Friedrichs II. Königs v. Preußen. Berlin 1798. Man möchte nur bedauren, daß oft die Namen der Personen, die Zeit und der Ort, wo etwas geschehen seyn soll, nicht angegeben sind. Vielleicht wird er dieses bei einer 2ten Auflage verbessern.

Die Anekdoten von Friedrich II. von Nicolai. Berlin bei Nicolai 1788 zeichnen sich vor allen andern solchen Schriften zu ihrem größten Vortheil aus.

Büschings, Charakter Friedrichs II. Königs v. Preußen, erschien zu Halle 1788.

Nachrichten zum Charakter, wäre ein schicklicherer Titel gewesen; man muß sich in der Seele deutscher Schriftsteller schämen, wenn Herr Büsching uns von einem so großen Manne neben andern Possen und Kleinigkeiten erzählt, wie oft er sich die Nägel beschnitten, daß in seiner Garderobe unter andern eine silberne Hosenschnalle gewesen, und daß man bei seinem Tode kein ganzes Hemde gefunden. Hätte er doch wenigstens hierbei mit jenem Ausländer ausgerufen: „überglücklich das Volk, welches diesem Könige seine Kleider und Hemden bezahlt." Bis zum Ekel wiederholt er die unrichtige Orthographie des Königes, ihm war es vorbehalten, der erste deutsche Schriftsteller zu seyn, der ihm ohne Beweis etwas sehr unsittliches nachsagte, welches der Ritter v. Zimmermann auf eine alles moralische Gefühl empörende Weise widerlegte.

Möchten doch unsere Schriftsteller, die Grazie des Griechen, die Urbanität des Römers, und die Delikatesse des Franzosen sich mehr zuzueignen suchen, ihre Schriften würden dann bei den Großen der Erde, so wie bei allen Lesern von Dezenz, Welt und guten Ton, weit mehr Nutzen stiften, und Eingang finden.

Manche über Friedrich II. erschienenen Schriften scheinen nur auf Tabagien berechnet gewesen zu seyn. Hätte Friedrich diesen Unfug ahnden können, er hätte sich noch berechtigter geglaubt, die deutschen Gelehrten, den Ausländern nachzusetzen. Es giebt eine gewisse Linie des Anständigen; sie so gröblich verletzen, heißt in den größten Cynismus fallen.

Hierher kann man auch rechnen: Souvenirs d'un Citoyen, II Tom. chez de la Garde (par Formey). Sie enthalten manche beleidigende Aeußerungen gegen Friedrich, dennoch hat selbiger nie die Unbescheidenheit gerügt, welcher jener durch seinen Anti-Souci*) und andere Ausfälle sich schuldig machte.

Der König erlaubte dagegen blos Voltairen daß er die Defense de Bolingbroke gegen Formey schrieb. Jene Schrift nicht geschrieben zu haben, hätte Formey in allen Journalen öffentlich erklären sollen, er ließ es aber dabei bewenden, privatim an den Marquis d'Argens und Herrn von Catt deshalb zu schreiben.

Ein dritter sagte ihm sowohl hierüber, als wegen anderer Unbesonnenheiten die Wahrheit in der kleinen Piece.

Frederic, Voltaire, Jean Jacques, d'Alembert, et l'Academie de Berlin vengés, du Secretaire perpetuel de cette Academie. Paris chez Donné (Leipzig bei Crusius) 1789.

„Dies ist (sagt jener Verfasser an einem Orte) die Lobrede, die Dir Friedrich, der Secretair deiner Akademie zugedacht. Ein andermal gieb Leuten dieses Schlages, mehr Pensionen und Champagner." Sollte das Benehmen eines Mannes gegen den Friedrich so

*) Soute er nicht der Verfasser gewesen seyn, so schrieb er wenigstens die Vorrede.

gütig war nicht allen rechtlichen Leuten empörend vorkommen?

Es ist wohl recht sehr zu beklagen, daß die Souvenirs de 20 ans de sejour, à Berlin ou Frederic le Grand par Thiebaut à Paris chez Buisson 1804 theils ganz unwahr, theils wenigstens sehr unzuverlässig sind. Man erstaunt, wie ein Mann, welcher 20 Jahr in Berlin gelebt, Friedrichen oft gesprochen haben will und in den Häusern der Vornehmen Zutritt hatte, so viel falsches hinschreiben konnte. Nicolai rügte manches in der Berlinischen Monathschrift, doch das Ganze hätte eine weitläuftigere Berichtigung erfordert. Der Verfasser spricht pag. 16 von einer scrupuleuse exactitude dans tout son Ouvrage, welche man aber nur zu häufig, ja fast auf allen Seiten vermißt. In demjenigen, was er vom Könige Lobwürdiges erzählt, scheint er bis auf einige Umstände größtentheils Glauben zu verdienen, weil andere dasselbe von ihm erzählt haben.

Eine sehr kleine Schrift können wir um so weniger unangezeigt lassen, weil ihr Verfasser der Geheimerath Schöning, ein ehemaliger Kammerhusar des Königs, ist: sie führt den Titel: Friedrich II. König v. Preußen, über seine Person und sein Privatleben. Ein berichtigender Nachtrag zur Berichtigung derselben. Berlin 1808.

In der Vorrede des Herrn Herausgebers bemerkt man mit Mißfallen einen tadelnden Ton, ohne daß Ursachen oder Gründe angegeben sind, und man eine

besondere Veranlassung bemerken kann. Auffallend ist z. B. folgende Stelle S. V. „Die genialische Größe Friedrichs, wird so lange die Geschichte redet, ein würdiger Gegenstand der Verehrung, und seine rastlose Thätigkeit für alle lebende und folgende Fürstensöhne seyn. Aber eben diese Geschichte wird und darf es auch nicht zugeben, daß der, dessen Luxuriöser Geist die weniger gepflegten Gefühle des innern Menschen unterdrückte, als ein Idol aufgestellt werde, vor dem die Wahrheit verstummen müßte ꝛc.*) und S. VII. möchten die preußischen Staaten nie das Gute vergessen, daß ihnen durch Friedrich geworden ist! Möchten sie aber auch nie die Ursachen ihres jetzigen Unglücks, unsern vaterländischen Zeitgenossen allein zuschreiben, die saumselig nur den Namen des Unkrauts, der unter dem schönen Weitzen mit ausgestreut war, wuchern ließen, bis er auch die Fruchthalme erstickte."

Welcher Oedipus entziffert uns diese räthselhaften Tiraden. Sollen wir Friedrich II. 1808 als Mitstifter unsers ehemaligen Unglücks, ohne Beweis ansehen, so werden wir ihn wohl mit noch mehrerem Rechte als den Mitgründer unsers jetzigen Glücks 1818 zu betrachten haben, denn sein Geist ist noch eben so wenig vom Herrscher, als vom Volke gewichen.

Uebrigens ist uns bekannt, daß der Geheimerath Schöning, in Absicht der Geschenke nicht der begünstigte Bediente Friedrichs war, und sich bei dessen Lebzeiten gegen Verschiedene deshalb beklagte. Dies dient vielleicht zur Erklärung der Stelle S. 59.

---

*) Dies ist uns eine arabische Sprache.

„Ludwig XIV. pflegte zu sagen, wenn ich Jemanden etwas schenke, so mache ich einen Undankbaren und 10 Mißvergnügte. Friedrich verbat sehr oft, Denjenigen, welchen er ein Geschenk machte, davon zu sprechen."

Unter aller Kritik, in Absicht der historischen Wahrheit und Richtigkeit sind die Fragmente Friedrichs des Großen des Ritters v. Zimmermann. Leipzig 1790.

Sie fanden einen vortrefflichen Berichtiger an den Verfasser der freimüthigen Anmerkungen über des Herrn Ritter v. Zimmermanns Fragmente. Berlin und Stettin 1791. Man nennt Nicolai als Herausgeber, und kann demselben nicht genug Verbindlichkeit zeigen, sich so viel Mühe bei der Widerlegung gegeben zu haben.

Wir wissen nicht, ob wir die Memoires de F. S. W. Margrave de Bareuth, für ganz ächt sollen gelten lassen, oder nicht. Wenigstens ist der Druck derselben, eine Indiscretion, an dieser vortrefflichen Fürstin verübt.

Es liegt uns ob, von einigen Schriften zu handeln, welche noch Manuscripte und daher nicht öffentlich bekannt sind. Einige sollen sehr bittere Kritiken Friedrichs II. enthalten und gerade deshalb ist es sehr zu bedauern, daß man sie dem Publiko noch immer vorenthält, weil jetzt noch Zeitgenossen, oder Söhne und Verwandte von Männern leben, welche selbige als Augen- oder Ohrenzeugen berichtigen könnten. Dergleichen Delikatesse gegen das Andenken des gro-

ßen Königs, scheint uns für ihn mehr nachtheilig als vortheilhaft zu seyn. Tadelten sie denselben auch noch so schneidend, ja sogar (was wir noch nicht glauben können) in wichtigen Sachen mit Recht, so würden sie dennoch den Ruhm des großen Königs nicht sonderlich schmälern, denn dieser ist in der Geschichte zu fest gegründet. Hätten sie aber (wie sich allerdings vermuthen läßt) unrecht, so wäre solches jetzt eher als in spätern Zeiten auszumachen und Friedrich gegen sie zu rechtfertigen. Diesen Tadel bei Seite gesetzt, könnten sie sonstige wichtige Ausschlüsse enthalten, und ihre gänzliche oder partielle Brauchbarkeit für einen künftigen Geschichtsschreiber sehr wichtig seyn. Diejenigen von denen die Erscheinung einer solchen kritischen Schrift abhängt und die durch Unterdrückung derselben, Friedrichs Ruhm zu befördern, glauben, handeln meines Erachtens gar nicht ganz consequent; denn über kurz oder lang wird eine solche Schrift dennoch ans Licht treten, und es dann wenigstens viel schwieriger seyn, sie zu berichten, als es jetzt noch möglich wäre.

Ein solches Werk, soll z. B. wie man sich allgemein in der Armee erzählt, die Geschichte oder das Tagebuch des 7jährigen Krieges von dem G. L. von Gaudi seyn, so 1788 starb.

Man behauptet von dieser Schrift, daß sie eine heftige Kritik über Friedrich II. enthielt; nach dem biographischen Lexikon 4. Theil S. 376 soll der König Friedrich Wilhelm II. sie an sich gekauft haben.

Daß an dem Verlust der Colliner Schlacht, nicht der Fürst Moritz, wie man bisher allgemein glaubte,

sondern der König selbst Schuld gewesen, gründet sich nach dem Herrn v. Retzows Vorrede, 1r Theil S. XVIII auf die Behauptung des gedachten Generals. Diese Beschuldigung war bisher gänzlich unbekannt, ja wie der Verfasser der Vertheidigung ꝛc. gegen Herrn v. Retzow bemerkt, hat sich vorhero davon nicht einmal ein dumpfes Gericht verbreitet.

Eine lange Zeit vor Friedrichs Tode hieße es allgemein in der Armee, Friedrich hätte dem General Gaudi, sein Manuscript vom 7jährigen Kriege abgefordert. Nun läßt es sich wohl nicht denken, daß selbiger dem Könige eine Abschrift gegeben haben wird, die voller Tadel war, und wenn obiges allgemeines Gerücht wahr seyn sollte, so ließ sich nur der Fall denken, daß er (wie leicht möglich vorauszusehen war) zwei verschiedene Exemplare anfertigte. Herr v. Berenhorst drückt sich in einem Manuscripte, welches der Verfasser in Dessau zu sehen Gelegenheit hatte, hierüber folgendergestalt aus: „Der König wußte, daß Gaudi über den 7jährigen Krieg schrieb, er konnte ihn deswegen nicht leiden; ihn zu versöhnen, überreichte ihn dieser, kurz vor dem Frieden seine Handschrift. Der König hat sie ihm nie zurück gegeben." Beide Nachrichten sind nur unter obiger Voraussetzung zu vereinigen; übrigens hat man auch gesagt, daß der König ein gewisses Vorurtheil gegen den General gehabt — und dieser ihn ebenfalls nicht geliebt.

In Zimmermanns Fragmenten 2r Bd. S. 314 steht ein Mährchen, welches sich nur auf diese Geschichte oder Tagebuch beziehen kann, indessen immer die allgemeine Meinung von der Kritik des gedachten

Generals beweiset. Die Nachricht, daß Friedrich sich das Manuscript geben lassen, und es nicht zurück gegeben, und daß Se. Majestät Friedrich Wilhelm es gekauft, stimmen gar nicht zusammen. Eine von beiden muß unwahr seyn.

Es ist zu vermuthen, daß sich unter den Papieren des ohnlängst in Dessau verstorbenen Major von Berenhorst noch manche interessante Sachen über Friedrichs Kriege befinden. Freilich scheint er uns höchst partheiisch zu seyn, doch da es ein sehr geschickter und gelehrter Offizier war, der sich in Friedrichs Schule gebildet, so könnte man wenigstens interessante Bruchstücke und andere den König nicht betreffende gute Nachrichten erwarten.

Der Obriste Balbi beschrieb sein eignes Leben und war schon, als Friedrich noch Kronprinz war, ein Günstling desselben. Nach dessen Tode forderte der König der Wittwe eine Lebensbeschreibung ab, lachte oft recht herzlich bei der Erinnerung an seine Jugendjahre, und schickte sie der Wittwe mit der Bemerkung zurück, daß selbige bei seinen Lebszeiten nicht gedruckt werden möchte *). Auch der General-Adjudant des Königs, v. Anhalt, hat ebenfalls sein eignes Leben beschrieben, und der hochselige Friedrich Wilhelm II. soll es nach seinem Tode gekauft haben. Weil es sehr bittere Ausfälle auf einen gewissen Hof enthalten, hätte es (sagt man) nicht gedruckt werden dürfen. Wie sehr ist es indessen zu bedauern, daß man

*) Diese von Herrn von Retzow erzählte Anekdote ist nach des Capitain von Balbi, einem Sohne des Obristen, Behauptung ganz falsch.

nicht diese anstößigen Stellen unterdrückt, oder in eine mildere Sprache eingekleidet hat. Warum sollen wir deshalb um die interessantesten Nachrichten von Friedrichen kommen?

Ein glaubwürdiger Mann, der diese Schrift gelesen, erzählte dem Verfasser folgenden Charakterzug des Königs. Nach dem Gefecht bei Langensalza, wo der G. v. Syburg commandirte, Anhalt ihm aber zum Assistenten gegeben war, machten beide ihren besondern Rapport an den König. Die Antwort an den Herrn v. Anhalt war ohngefähr: Mein lieber Anhalt! „Euren Rapport habe ich erhalten, und ich danke euch sehr für die mir bei der Affaire von Langensalze geleisteten Dienste. Mit diesem meinen speciellen Danke müßt ihr euch aber diesmal begnügen, mein öffentlicher Dank gehört dem General v. Syburg, welchen ich den schwarzen Adlerorden dafür übersende. *)

Des Freiherrn v. Pöllnitz Memoiren von den drei ersten Königen von Preußen bestanden nach Thiebault in drei ziemlich starken und enge geschriebenen Bänden, indem jede Regierung einen Band ausmachte. Es war keine zusammenhängende Geschichte, sondern sie enthielt nur merkwürdige Anekdoten der Königl. Familie und des Hofes. Was bisher erschienen, enthält nur Nachrichten von Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. keinesweges aber von Friedrich II. auch

*) Ein sehr glaubwürdiger Mann, welcher dies Leben gelesen haben wollte, erzählte mir diese Anekdote, allein mit dem schwarzen Adlerorden, mußte es wohl ein Irrthum seyn, und der König ihm eine andere Belohnung gegeben haben, denn er hat ihn unsers Wissens nicht gehabt.

ist es wahrscheinlich, daß dasjenige was im Druck erschienen blos ein beschnittener Auszug des vollständigern Manuscriptes ist.

Ein sehr großer Verlust für das Militair-Publikum, möchte auch wahrscheinlich derjenige, der Aufsätze eines gewissen Süßenbach über den 7jährigen Krieg seyn. Er war diese ganze Zeit über Feldjäger bei Friedrich, wurde sehr von ihm gebraucht und noch obendrein fügte er seinen Denkwürdigkeiten Zeichnungen bei. Nach seinem Tode wünschte die Familie das Manuscript zu verkaufen, und ein Prinz von Hessen, gab 100 Dukaten für dasselbe. (Siehe Garvens Briefe an Weise.) Es ist nicht bekannt, welcher Prinz von Hessen solches gewesen; auch haben wir uns bisher vergebliche Mühe gegeben, es zu erforschen. Recht sehr muß man bei dieser Gelegenheit bedauern, daß sich in manchen Privat-Bibliotheken deutscher Fürsten, wahre Schätze der Kriegsgeschichte besonders voriger Jahrhunderte befinden, ohne daß sie dem Publikum bisher mitgetheilt worden. Vieles mag davon bereits gar durch die Franzosen beraubt worden seyn. Wenigstens ist uns solches, von einer sehr guten Lebens-Geschichte des Marschalls Schombergs kürzlich bekannt geworden. Wie groß ist ein solcher Verlust. Der gezeichneten Charten und Pläne, wo es nicht minder häufig der Fall gewesen, nicht zu erwähnen. Sollte uns wenigstens Jemand von dem Süßenbachschen Manuscripte und wo sie sich befinden, oder von andern dergleichen Aufsätzen Nachricht ertheilen können, so würde uns derselbe ungemein verbinden.

Einer der wichtigsten Beiträge zur Lebensgeschichte Friedrichs II. sind interessante Briefe an seine vor-

züglichsten Generals und Ministers, wenn davon die bedeutendsten dem Publiko mitgetheilt würden. Wie unendlich viel mag auch schon hier durch den Zahn der Zeit verloren gegangen seyn. Solche Briefe sind in den Familien ihrer Nachkommen freilich ein wahrer Familienschatz, allein sollte es ihnen nicht vortheilhafter und ehrenvoller seyn, sie allen möglichen Unfällen durch den Druck zu entreißen. Nur dadurch könnte einer solchen möglichen Vernichtung, für die Zukunft vorgebeugt, und ein solcher Ehrenschatz ihnen für immer, bis zur spätesten Nachwelt erhalten werden.

In Absicht der Kritik über Kriegsvorfälle und kommandirende Generale erlaube man uns folgende Bemerkung. Ein Tadel kann, in Betreff der individuellen Lage eines Generals, und der obwaltenden Umstände unter denen er handelte, im allerhöchsten Grade ungerecht seyn, weil er diese Umstände weder wußte, noch wissen konnte; es uns auch oft ganz unbekannt ist, was ihm so und nicht anders zu handeln bestimmte, dagegen aber ist es sehr belehrend für die Militairs, wenn man jetzt auf der Stube, mit allen Nachrichten von beiden Theilen, desgleichen den besten Charten versehen, oder nachdem man gar die Gegend in Augenschein genommen, ein Urtheil fällt, welche Maaßregeln eigentlich genommen werden sollen. Hier nur ein einziges Beispiel. Friedrich II. erklärte nach der Schlacht bei Prag, daß wenn er das Terrain gekannt, er noch weiter fort marschirt wäre, ehe er einschwenken lassen, allein setzte er hinzu, man ist immer klüger, wenn man vom Rathhause kommt, als wenn man hinaufgehet. Beide Urtheile sollte man nicht vermischen, und bedingte Kritik mit unbedingter nicht verwechseln.

Viele Schriftsteller, besonders Anekdotenschreiber, haben das Eigene, weder Zeit noch Ort anzuzeigen, wo sich etwas zugetragen, oder die Namen der Personen zu nennen. Der Graf Borck in seiner Stargordschen Wirthschaft; meint daher „er zweifle immer an der ganzen Sache selbst, wenn nur ein Herr N. oder ein Ort N. genannt sey. Es ist dies um so auffallender, wenn man von Jemand etwas erzählt, welches ihm nicht zum Nachtheil gereichet. In den Anekdoten-Sammlungen vom Könige, ist dies leider nur zu häufig der Fall, desgleichen verschiedene mal in der, aus selbiger angefertigten Charakteristik. Um die Richtigkeit eines solchen Factums zu untersuchen, müßte man in allen preußischen Provinzen nachfragen, und würde es doch vielleicht vergeblich thun. Beweise davon sind z. B. in der Charakteristik 3 Theil S. 84. 85. 87. 115. u. s. w.

Verfasser dieses glaubt einen Mittelweg einschlagen zu können. Wenn er etwas erzählen sollte, was z. B. den Charakter des Königes angeht, übrigens aber in keiner wichtigen Beziehung auf die Geschichte steht, zugleich aber nachtheilige Dinge, für die dabei vorkommenden Personen enthält, so wird er vielleicht diese Personen nicht nennen, sondern selbige nur so wie die Oerter wo sich etwas zugetragen, mit den Anfangsbuchstaben dergestallt bezeichnen, daß sie sehr leicht von einem Einländer zu entziffern sind. Wozu sollte man den Personen, die einen gleichen Namen führen, oder mit einen solchen Manne verwandt sind, einen unangenehmen Augenblick machen. Etwas ganz anders ist es, wenn die Sache einen wichtigen Bezug auf die Geschichte selbst hat, und dann gewöhnlich auch die theilnehmenden Personen bereits genannt

sind. Ihr, der Geschichte, gehört der König, so wie der Prinz an, und ohne sich an selbiger zu versündigen, kann man unmöglich die Namen der Generale und Minister, desgleichen anderer Personen verschweigen.

Nichts aber hat immer dem Verfasser anstößiger geschienen, als wenn man in einer Schrift, die für ein gebildetes Publikum geschrieben wird, Chronique scandaleuse, oder auf deutsch Klätschereien einmischt Der Ritter v. Zimmermann hat in seinem 3n Bande S. 189 eine bereits verstorbene Dame auf die abscheulichste Weise compromittirt. In den freimüthigen Bemerkungen ist es bewiesen, daß einiges von ihr ganz unwahr ist, andere Thatsachen können es also eben so gut wohl seyn. Was gewinnt die Geschichte bei dieser ganzen Anekdote? Höchstens soviel, daß ein Kabinets-Sekretair einigen Einfluß auf Friedrich den Großen haben könne.

Mit innigsten Bedauern, müssen wir endlich bemerken, daß wir von allen Schlachten des Königes (sehr wenige vielleicht ausgenommen) und den merkwürdigsten Begebenheiten seiner Kriege sehr unvollkommen gestochne Zeichnungen besitzen. Vor dem 7jährigen Kriege, war man in der militairischen Zeichnung überhaupt sehr zurück, allein nach dem Frieden hätte man hierin das Fehlende nachholen sollen. Wir wollen nicht jeden Plan, im Tempelhofschen Werke, für unvollkommen erklären, allein welcher auffallender Unterschied findet sich nicht in denen der Königlichen und in denen der alliirten Armee, so vom General Bauer herrühren. Wir halten es für eine, in den meisten Fällen unerläßliche Bedingung, daß ein Schlachtplan, 1) in Absicht des Terrains

nicht so oben hin, nach dem Augenmaaß, sondern mit Instrumenten aufgenommen sey, ja es sollte in der Regel mit demselben, eine Beschreibung der Gegend, der Relation beigefügt. Man sehe z. B. in dem Tempelhofschen Plan, denjenigen von Prag nach, man wird hier finden, daß da bei dem Dorfe Sterboholi 7 kleine Teiche das heißt, 2 rechts dem Wege auf Untermicholup, 5 aber diesseits sich befinden, nur ein einziger dicht bei diesem Dorfe angegeben ist. Im ersten Treffen standen 40 Bataillons, jedes zu 150 Schritt angenommen, beträgt 6000 Schritte. Vergleicht man nun damit die gezeichnete preußische Infanterielinie, so beträgt diese nebst derjenigen Infanterie, welche O. O. angreift, höchstens 3000 Schritt. Was können solche Zeichnungen nützen. Es macht uns wahrlich Schande, daß wir keinen bessern Plan der Hauptkriegsvorfälle, von Friedrichs II. Geschichte haben — die Schande ist um so größer, als das Terrain, sich in so manchen Stücken verändert. Der Monumente kann ein Friedrich entbehren, alle seine Großthaten sollen wir in möglichster Bestimmtheit den Nachkommen überliefern. Was endlich eine Gegendbeschreibung anbetrifft, so kann man aus einem Plan nicht wohl ersehen, ob eine Gegend morastig und zu passiren ist, oder nicht; die Beschaffenheit des Holzes, ob dicht oder lichte, alt oder jung, Güte oder sonstige Beschaffenheit der Wege, nicht minder der Anhöhen und Berge u. s. w. 2) sollte ein Schlachtplan so vieles Terrain enthalten, daß man auf selbiger die Lage beider Armeen, vor der Schlacht, desgleichen auch wo möglich auch derjenigen nach der Schlacht fände, nicht minder auch das Terrain rechts und links des Schlachtfeldes auf ein oder zwei Meilen. Ich gebe zu, daß dies ein solches Werk ver-

theuern

theuern würde, allein ich sehe eine Kriegsgeschichte Friedrichs II. als ein Nationalwerk an, welches man allenfalls nur für eine große Bibliothek bestimmte, wenn es dem Privatmann zu hoch käme. Engländer oder Franzosen hätten längst ein solches Prachtwerk herausgegeben. Uns Deutschen fehlet es zu so etwas an public spirit.

Nicht genug Dank kann man übrigens dem Graf von Schmettau für die Charte, welche sich bei seiner Schrift befindet, sagen; Herr v. Hennert hat eben so ausführlich den Peinz Heinrich'schen Feldzug 1778 herausgegeben. Die erstere hat indessen dem Verfasser nachmals, wenigstens in Absicht der Lage der Dörfer nicht sehr richtig geschienen. Ihre Zuverlässigkeit verdiente näher geprüft zu werden.

Zweites Kapitel.

Die Denkwürdigkeiten meiner Zeit ꝛc. des Herrn Staatsrath von Dohm.

Die bereits angeführte Schrift gedachten Herrn Ministers, enthält über die letzte Periode von Friedrich II. Leben, vom Jahre 1778 bis zu dessen Ende, in politischer Hinsicht, manche Aufklärungen, wie sie nur ein so umsichtiger gelehrter Staatsmann, als der Verfasser, geben konnte. Hat jenes Werk desselben, schon an sich ein hohes Interesse für jeden Unterthan der preußischen Monarchie, ja jeden Weltbürger, so wird solches noch überdies durch eine eben so scharfsinnige als genaue Darstellung erhöht, und der Leser zugleich durch eine scheinbare Unpartheiligkeit getäuscht, wodurch er denselben für sich einnimmt.

Wenn der Verfasser indessen nie im Militair diente, so mußte er in Absicht der Beurtheilung des Krieges von 1778 die größte Behutsamkeit gebrauchen, und sich an die vorurtheilfreisten Männer der Preußischen Armee deshalb wenden. Man sündiget in Beurtheilung von Kriegs-Operationen fast immer, wenn man sein Urtheil nach dem Ausgange und dem Erfolge abmißt, ohne alle und jede Nebenumstände zu berücksichtigen. Und wenn es nun gar ein Feldherr ist, wie Friedrich II.

Möchte es immer seyn, daß der glanzlose Ausgang des Krieges, wenn man ihn mit denen vorhergehenden verglich, dem preußischen Militair nicht behagte, und der König sogar selbst im vertraulichen Gespräche mit Offizieren sich unzufrieden mit sich selbst bezeigte, (ohnerachtet man nach hergestellten Frieden, eine große Heiterkeit an ihm bemerkte) so urtheilten doch beide nur nach einen gewissen individuellen Soldaten-Gefühl. Dem Staatsmann, dem Philosophen, dem kalten Beobachter kam es zu, ganz anders zu denken, denn sie sahen ja den Zweck des Krieges, ohne mörderische Schlachten, erreicht. Dünkte ihnen die unblutige Lorbeer, die des Königes Schläfe umwand, nicht tausendmal schöner, als Siege mit den Thränen der Völker erkauft? War die Art und Weise, wie Friedrich eine Zwistigkeit, die ganz Europa interessirte, fast allein mit der Feder schlichtete, nicht die herrlichste unter allen denkbaren. Nein, im Ernste konnte sich Friedrich diese Gerechtigkeit unmöglich versagen.

Es war allgemein bekannt, daß schon vor dem Kriege der König den Grafen v. Schmettau nicht begünstigte, und dieser, wegen des ihm bezeigten Unwillen vor Ende des Feldzugs die Armee verließ. Einen solchen Gewährsmann konnte der Herr Minister von Dohm als zuverlässig ersehen, und ihn zum alleinigen Führer wählen, da Bitterkeit aus jedem Blatte seines Werkes sprach, und er ohne Schuld und Ursach, Tadel auf Tadel über den König und sein Heer häufte?

Ein solcher unerhörter Mißgriff konnte einen Schriftsteller, wie dem Minister v. Dohm, auf die

Länge nicht entgehen, auch gab es gewiß Männer, die ihn aufmerksam machten, und man findet daher in dem 2ten Theile seiner Schrift, der zu Lemgo, Hannover 1815, herauskam, folgende Stelle in seinen Zusätzen und Berichtigungen, die aber einem Freunde der Wahrheit und der Gerechtigkeit unmöglich Genüge leisten kann.

„Ich bin aufmerksam darauf gemacht, daß Graf Schmettau, dessen Bericht über den Bayerschen Erbfolgekrieg, ich vorzüglich benutzt, und manches über die üble Laune des Königes*) nach erzählt habe, zwar ein Mann, von ausgezeichneten Talenten, großen militairischen Kenntnissen und sehr rechtlichen Charakter, aber auch zugleich ein leidenschaftlicher Gegner des Königes gewesen sey, durch den er sich bei verschiedenen Gelegenheiten zurückgesetzt und beleidigt glaubte. Dieses ist mir nicht unbekannt gewesen. Graf Schmettau gehörte zu den Schwarzsehenden, denen in den letzten Jahren der Regierung des großen Königes mehrere waren, welche fast Alles, was derselbe that, tadelten, und davon üble Folgen voraussagten! Schmettau's hoher Ehrgeiz war bei verschiedenen Gelegenheiten gekränkt worden, und er konnte besonders es nicht verzeihen, daß der König mit ihm unzufrieden, ihn vor Ende der Campagne 1778 zurückgeschickt hatte. Allerdings durfte daher, wie mir ein verehrungswürdiger Mann äußerte, Schmettau's Urtheil nicht von aller Partheiligkeit frei gehalten werden. Grade des-

*) Ueble Laune, nicht auch über Härte und Grausamkeit

halb hab ich in meiner Geschichte diese Urtheile keinesweges nimmer zu den Meinigen gemacht, (dies ist äußerst selten geschehen, und unter solchen Umständen konnte er keinen, ihm als solchen bekannten leidenschaftlichen Gegner des Königs zu seinen Gewährsmann erwählen) sondern sie nur mit der Achtung, welche ein nach den Begebenheiten noch erkenntnißreicher Zeuge verdient, berichtet, doch mit Hinzufügung der Gründe, die, nach meiner Meinung solche Urtheile entkräften müssen. S. Z. B. 152. Aber von einzelnen Thatsachen, die ich Graf Schmettau nacherzähle, glaube ich deßhalb, keine zurücknehmen zu dürfen. In Beurtheilung der Entwürfe des Königs und der Fehler der Ausführung, konnte der Graf aus partheiischer Abneigung sich täuschen, aber ich halte ihn unfähig, Thatsachen absichtlich zu erdichten. Dazu war er wirklich ein zu edler und zu rechtschaffener Mann. Obige Erklärung kann, wie schon erwähnt, keinen unpartheiischen Mann befriedigen. Sieht man Seite 132 nach, so findet man, daß es der Verfasser für wahrscheinlich hält, der König habe sein Heer, seinen Bruder, und durch seine Schriften auch die Nachwelt, über seine gehabte Absicht nur deßhalb getäuscht, weil er sich selbst zuerst täuschte u. s. w. Es sey höchst wahrscheinlich, daß Friedrich, so sehr auch sein Geist durch körperliche Leiden geschwächt war, dennoch den Vorsatz, einen Angriffskrieg zu führen, wirklich gehabt habe, und es mit dem Uebergabe über die Elbe Ernst gewesen sey u. s. w. So wenig wir auch die Wahrheitsliebe des oft angeführten Augenzeugen bezweifeln, so wagen wir doch zu behaupten, daß die Schwierigkeit des Ueberganges für Friedrichs Heer in den Umständen,

worin es sich befand, doch in der That größer waren als jener sie vorstellt."

Lassen wir es indessen dahin gestellt seyn, daß der Herr Minister v. Dohm, in militairischer Hinsicht sich ganz dem Grafen Schmettau vertrauet, so giebt es doch noch sonst, so viele tadelnde Stellen, ohne gehörige Beweise, die uns im hohen Grade aufgefallen sind. Offenbar scheint aus ihnen hervorzugehen, daß er die Absicht hatte, wo es nur irgend möglich war, Friedrichen zu tadeln, ohne die nöthigen Beweise aufzustellen, und billige Rücksichten zu nehmen. Wir wollen ihnen keine unedlen Bewegungsgründe beschuldigen. Vielleicht lag ein Air von Unpartheiligkeit zu Grunde, vielleicht einen Theil der Leser des 19ten Jahrhunderts sich angenehm zu machen, denen Friedrichs Größe zu blendend ist. Die Zeit erlaubet uns jetzt nur allein, sie anzuführen, und ihnen höchstens ein paar Worte beizufügen.

„Seite 4. Der alte Anspruch des Brandenburgischen Hauses betraf vier schlesische Fürstenthümer, welche die Krone Böhmen als ein eröffnetes Lehn, wider Recht, wie man behauptete, eingezogen hätte."

In einer solchen zweideutigen Sprache, von des Königs Ansprüchen, spricht ein Mann, welcher gleich anfangs als Kriegsrath und Archivarius bei dem auswärtigen Departement angestellt wurde. Friedrich in der Geschichte seiner Zeit spricht von droits incontestables, und weitläuftig ausgeführt, findet man sie außer den Staatsschriften, in den Geständnissen des östreichischen Veterans. Erster Theil. Ließ sich

Theresia in einen Vergleich ein, so war er mit sehr Wenigem zufrieden, nämlich mit den kleinen Fürstenthümern Glogau und Sagan, und welches Anerbieten machte er ihr dagegen in ihrer äußerst kritischen Lage.

„S. 6. Die Besorgniß, Maria Theresia möchte nun (1744 nachdem sie ihre übrigen Feinde zurück getrieben) Schlesien wieder zu erobern suchen, bewog Friedrich, einen neuen Krieg anzufangen, unter dem Vorwande, das von Oestreich bedrängte Oberhaupt, Kaiser Karl, VII. aus dem Hause Baiern zu schützen."

War es denn aber diese Besorgniß einzig und allein, und hatte der unglückliche Kaiser nicht den König, durch den Grafen v. Seckendorf, um seinen Beistand dringend bitten lassen? Waren die deutschen Fürsten, welche es ihrer Pflicht zu Folge, mit dem Kaiser hielten, nicht in der allertraurigsten Lage? Hatten die friedfertigen Vorstellungen des Königes, und der mit ihm verbundenen Fürsten, zu Gunsten des deutschen Oberhaupts, in Wien, Eingang gefunden.

„Weder während der beiden Kriege, noch während des darauf folgenden Friedens, nahm der König an den Begebenheiten des deutschen Reichs nähern Antheil."

Das Gegentheil erhellet aus der Geschichte, und dem eben angeführten von selbst. Viele Schriftsteller beklagen sich so laut, daß der König am Reich keinen Antheil genommen, allein daß er sich in einen Krieg einließ, den von Reich erwählten Kaiser beizustehen, darüber gehen sie hinweg. Dauerte es nicht viele

Jahre, ehe (nach dem Frieden von 1746) das Reich Friedrichen, Schlesien garantirte? Bewieß es sich nicht oft feindlich oder doch unfreundschaftlich gegen ihn.

„S. 8. Des Königs Staat, obgleich dem größten Theile nach, zum deutschen Reich gehörig, wurde dem Letztern immermehr fremd. Man bemerkte innerhalb derselben kaum irgend eine Folge des Reichsverbandes, und Friedrich handelte gegen seine Unterthanen, so wie gegen seine Nachbarn und Mitstände, als völlig unabhängiger Monarch, den keine Rücksichten, auf gemeine Verfassungen und Gesetze banden. Die Einrichtungen, welche er zum Wohl seiner Unterthanen gut fand, waren oft der freien Thätigkeit seiner Nachbarn entgegen gesetzt, und so wurde der König, von diesen nur mit Furcht, nicht mit Zuneigung betrachtet. Die entfernten deutschen Staaten erwiederten die Gleichgültigkeit, welche er ihnen bewies, mit gleicher Empfindung. (Der Verfasser erwähnt jetzt der Werbungen, sollte aber bedenken, daß diese den Regimentern damals zugestanden. Der König war König der Preußen, nicht der Deutschen, die überdies wenigstens katholischer Seits, dem Hause Oesterreich mit Leib und Seele anhiengen). Die Härte, mit der gegen die eigenen Unterthanen, so wie gegen Fremde oft verfahren wurde, hatte der preußischen Regierung überall nicht Liebe erworben. Die überraschende Schnelligkeit, mit der Friedrich II. einen bedrängten Nachbar angriff, hatte mit Furcht erfüllt. Die junge Oestreichische Thronerbin, welche edlen

Muth in der Bedrängniß bewies, erregte dagegen allgemeine Theilnahme. Wenigen wollten die Rechtsgründe einleuchten, aus denen Friedrich sie angriff, noch Wenigere stimmten den Gründen bei, mit denen er den zweiten Krieg zu rechtfertigen suchte. Die Art, mit der er ohne Rücksicht auf seine Bundesgenossen Frieden schloß, brachte ein allgemeines Mißtrauen gegen ihn hervor, welches so tief in den Gemüthern wurzelte, daß dessen Wirkung auch noch in spätern Zeiten sich gezeigt hat." Wer sollte sich denken können, daß dies die Sprache eines ehemaligen Preußischen Staatsministers ist. O tempora, o mores.

S. 17. „Friedrich nahm die Idee, die Theilung Pohlens, mit Begierde auf, und beförderte thätig die Ausführung, ließ auch bei dieser eine Härte zu, die dem fühlenden Menschen schmerzlich ist."

„Auch während dieses Zeitraums (nach dem siebenjährigen Kriege) fand keine Annäherung zwischen dem Könige und dem deutschen Reiche statt. Die Gesinnungen, welche ein großer Theil desselben während des 7jährigen Krieges bewies, konnten keine Zuneigung und die Ohnmacht der feindlichen Anstrengungen, keine Achtung begründen." Was braucht es denn weiter Zeugniß.

S. 18. „Sachsen. Des Königs Bestreben für den Wohlstand der eigenen Lande, war dem, des Nachbars nachtheilig, sein Benehmen gegen Sächsische Fabriken und Handel oft beinahe feindlich. Auch fand das Sächsische Haus in Friedrichen einen Geg-

ner des Wunsches, die polnische Krone wieder zu erwerben."

Hat sie denn damals nach dem 7jährigen Kriege Sachsen ambiret, diese Krone, die ihm von jeher mehr Nachtheil als Vortheil brachte? Wie weit glücklicher wär Sachsen, wenn es nie polnische Könige zu Regenten gehabt hätte.

S. 19. „Des Königs beschränkende Finanz- und Handels-Einrichtungen, die für seine Unterthanen in der That drückend waren, machten überhaupt alle Fremde, seiner Regierung abgeneigt; nur die großen Thaten des Königs, so wie die weise Thätigkeit und die Kraft seiner Regierung im Frieden, erwarben ihm allgemeine Achtung."

S. 20. „Doch an einer, für das ganze deutsche Reich wichtigeren Angelegenheit, nahm Friedrich einen nähern Antheil, dessen Nutzen man nicht verkennen konnte, nämlich an der 10 Jahre dauernden Visitation des Kammer-Gerichts."

So that er denn doch etwas für seine wenigen Freunde in Deutschland — und seine vielen Feinde.

S. 44. „Man glaubt 1778 wären Friedrichs Brüder der Meinung geneigt gewesen, Deutschland zwischen Oesterreich und Preußen zu theilen."

Wo sind die Beweise dieser Enormität? Auf diese kommt es hier, so wie in so vielen andern Fällen an, nicht auf ein: Man glaubt.

S. 47. „Wenn Friedrich über die Wahl seines Entschlusses wegen dieser eben gedachten Theilung

einen Augenblick gewankt hat, worüber keine Nachricht uns aufbehalten ist, so entgiengen gewiß Betrachtungen dieser Art (man muß sie beim Verfasser nachsehen) seinem weit in die Zukunft schauenden Blicke nicht.

Der Verfasser spricht vom Baierschen Erbfolge-Kriege. Friedrich entschloß sich in eben dem Augenblick, wo er die Nachricht von der Oesterreichischen Besitznahme von Baiern erhielt. Wozu denn dies Wanken hier aufstellen, wenn wir so wenig eine Nachricht darüber haben, als der Herr Verfasser.

S. 216. „Vergennes hatte in einem Memoire an Ludwig XVI. gesagt: So wenig auch der jetzige König v. Preußen, wegen seiner Moral Achtung verdient und Vertrauen einflösen kann u. s. w."

Dies gründet sich ohne Zweifel, fährt Herr von Dohm fort, auf die Leichtigkeit, mit der dieser König in frühern Zeiten, seine Bundesgenossen verlassen hatte, und zeigt, wie tief das Andenken daran gewurzelt war.

S. 478. „Der äußerste Mangel und die wirkliche Hungersnoth waren Folge von der Verheerung, (der Russen in Pohlen) und dieser Mangel, nebst den schlechten Lebensmitteln, gaben der Pest, welche aus den türkischen Provinzen sich verbreitet hatte, Nahrung. Diese fürchterliche Krankheit diente dem Könige von Preußen zum Vorwande, um sie nämlich von seinen Grenzen abzuhalten, Truppen in die ihm zunächst gelegenen polnischen Provinzen einrücken zu lassen. Auch diese mißhandelten grausam,

die unterdrückten Einwohner; sie nahmen ihnen Lebensmittel aller Art, Rindvieh und Pferde, zuletzt auch die Jugend beiderlei Geschlechts gewaltsam weg. Die jungen Bursche wurden zum Kriegsdienst gezwungen, die Mädchen mußten von den Eltern mit Vieh, Geld und Geräth, nach Vorschrift ausgesteuert werden, und wurden dann in preußischen Landen an Männer, welche sie verlangten, verheirathet (18). So empörend diese Gewaltthat auch ist, so mögen doch die wider ihren Willen, dem heimischen Boden Entrissenen, noch immer minder elend gewesen seyn, als die auf demselben jeder Mißhandlung barbarischer Soldaten, denen kein Einhalt geschah, ausgesetzt blieben. Friedrich verfolgte die Conföderirten nicht nur als König mit dem Schwerdte, sondern auch als Dichter mit Witz. In einem eigenen Gedichte (19) suchte er ihren ohnmächtigen Widerstand, ihren fanatischen Religions-Eifer, dem Spott und der Verachtung zu überliefern. Dieses war nicht edel, und des Königs würdig. Denn wenn gleich viele Conföderirten die sehr nachtheilige Idee rechtfertigten, die er von ihnen hatte, (20) so verfochten sie doch die Unabhängigkeit des Vaterlandes und dessen alte Verfassung gegen eine Unterdrückerin, welche gewiß nicht die Absicht hatte, die Gebrechen dieser Verfassung zum Besten der Pohlen zu verbessern. Sie verfechten sie damit, daß sie Freund und Feind plünderten."

„Es ist sehr wahrscheinlich, (also doch nicht gewiß) daß in den von den Oestreichern besetzten Landestheilen, die Einwohner verhältnißmäßig minder geplagt wurden. Diese Besetzung geschah in der Ab-

ficht, das Land zu behalten, man wollte es also nicht verheeren. Man schleppte die Einwohner nicht gewaltsam fort, weil man sie mit ihrem eigenen Boden dem Staate einverleibte. Von den östreichischen Truppen wurde eine bessere Disciplin beobachtet, als von den Preußen und Russen."

18. „So ungern man sich überzeugen mag, daß solche Barbarei, von Friedrich wirklich verübt sey, so sind die Klagen über dieselbe doch gar zu laut, und zu allgemein geworden, als daß man ihre Wahrheit bezweifeln könnte. Man hat behaupten wollen, diese Greuel seyen, ohne Wissen des Koniges verübt worden. Aber, wer, der nur irgend einen Begriff von Friedrichs Regierungsart hat, wird dieses glaublich finden? Doch ist nicht zu zweifeln, daß seine Befehle, in der Ausführung noch übertrieben worden, und schändliche Dinge begangen sind, die zu seiner Kenntniß nicht kamen. Gewiß plünderten manche die armen Pohlen, nicht für den Staat, sondern für sich selbst. Befehle nur ein Machthaber, eine Ungerechtigkeit, an Nichtswürdigen, die sie doppelt und dreifach verüben, wird es nicht fehlen."

Wo sind denn aber diese Befehle gegeben worden? Wir bitten den Herrn von Dohm, sie uns mitzutheilen.

19. „La guerre des Confederés in 6 Gesängen. In denen Supplements aux Oeuvres posthumes. Cologne (Berlin) 1789. Tom I. ist es aufbehalten. Dieses Gedicht ist ohne poetischen Werth. (Ist es mit Wissen und Willen Friedrichs erschienen?) Auch gesteht der König, daß er in der Schilderung der Confoderirten sich alle Freiheit erlaubt habe, die man dem Dichter gestattet. Als d'Alembert sich bei ihm erkundigte, ob es wahr sey, daß, wie im Gedicht gesagt wird, der Bischoff von Kraukau statt einer Bibliothek nur ein Gemälde von der Pariser Bluthochzeit habe, antwortete Friedrich, er möge dafür nicht stehen, aber es könne doch so seyn."

20. „Daß er diese wirklich hatte, sieht man aus des Königs vertrauten Briefen. So schreibt er an d'Alembert: ils agissent avec imprudence, combattent avec coardise, et ne sont capables que du genre des eximes, que des laches peuvent commettre. Siehe Oeuvres post. Tom. XI. p. 135.

Da, wenn ich alle angeführten beleidigenden Aeußerungen, dieses ehemaligen preußischen Ministers widerlegen oder berichtigen wollte, dieses mich jetzt zu weit von meinem Hauptzwecke abführen würde, so habe ich solche nur größtentheils wörtlich angeführt. und behalte mir vor, bei einer andern Gelegenheit mich hierüber weitläuftig zu erklären. Doch unmöglich kann ich diejenige vorbeigehen lassen, etwas über die Ausfälle des Herrn v. Dohm, auf den König und dessen Truppen, in Betreff der Pohlen zu sagen, obschon solches hier nicht ausführlich geschehen kann, so gern man es thäte, denn diese sind für beide Theile zu beleidigend. Für den preußischen Staat sind die Pohlen nicht geplündert worden, und haben Nichtswürdige in einzelnen Fällen sich schlecht benommen, so muß man diese schlechten Menschen nennen, und nicht im Allgemeinen einen großen König, dessen Gnade man genossen, so wie brave Truppen brandmarken: Wir tragen darauf an, der Herr Minister theile uns doch die Vorschriften mit, nach welchen geplündert wurde, desgleichen die Befehle, nach welchen man die Conföderirten mit dem Schwerdt verfolgte. Der Herr v. Dohm muß vergessen haben, daß 1770 und 1771 in vielen Ländern Mangel, ja sogar Hungersnoth, durch nachtheilige Witterung bewirkt, herrschend war, dagegen konnten die Verheerungen der wenigen Russen in Pohlen nicht daran Schuld seyn. Ich war im Winter von 1768 auf

1769 in Pohlen nach Remonte kommandirt, die Conföderirten von Bar waren aus einander gejagt, ich habe in der Ukraine Radzivilsche geplünderte Schlösser, aber nichts verbrannt oder verheeret gesehen. Ich will indeß nicht einzelne Fälle läugnen, da in der Ukraine fast alles den Radzivils gehört, und ich nicht allenthalben gewesen. Die Russischen Truppen marschirten (ich war Augenzeuge) ohne daß ich von Exzessen gehört, gegen die türkische Grenze, denn ich bin ihren Truppen oft begegnet. Alles war damals spottwohlfeil, ich selbst habe den polnischen Kursitz, das ist mehr als ein und ein halben Scheffel Breßlauer Haber in Nemirow in der Ukraine (welches jedoch nur hier der Fall war) mit 4 gr. preußischen Gelde bezahlt, ehedem sagte man mir, hätte er 2 gr. gegolten. Ich stand unter Befehlen, des noch lebenden General-Major von Osten, welcher alles dies bezeugen kann, und in Lüben in Schlesien wohnt. Die Pest konnte daher nicht aus Mangel entstehen.

Was den Krieg der Conföderirten anbetrifft, so muß man wissen, daß Siegmund August (Siehe des Engländers Coxe Reisen, nach Lengnich oder anderer pohlnischer Geschichtsschreiber) den Protestanten nicht allein die freie Ausübung des Gottesdienstes erlaubte, sondern ihnen auch sogar nebst den Griechen, die Fähigkeit zu allen Ehrenstellen und Privilegien, welche ehedem die Katholiken ausschließend besaßen, desgleichen einen Sitz auf dem Reichstage ertheilte. Ob ihnen nun gleich diese Freiheiten durch Friedensschlüsse, besonders den von Oliva, von allen garantirenden Mächten, London, Petersburg, Berlin und Kopenhagen gar antirt wurden, wußten doch die Katholiken endlich, die Dissidenten aller ihrer Rechte, ja sogar

des freien Gottesdienstes höchst widerrechtlich zu berauben.

Als Poniatowski den Thron bestieg, reklamirten jene Mächte auf Antrag der Dissidenten, die Rechte und Privilegien derselben, und dieß war doch wohl höchst billig und gerecht. Die Katholiken nahmen sich auf dem Reichstage 1766 bei Gelegenheit, daß ihnen jene Denkschriften überreicht wurden, so wüthend, daß nichts zum Besten der Dissidenten ausgemacht werden konnte, es kam zum bürgerlichen Kriege, welchen man mit vieler Grausamkeit führte.

Ein solches Benehmen mit der allergrößten Insolenz gegen Katharinen verbunden, mußte die Kaiserin im höchsten Grade um so mehr erbittern, da sich in den, an ihre eigenen Staaten stoßenden Provinzen, sehr viele Griechen befanden, und solches ganz ihren toleranten Religions-Gesinnungen widersprach. Nicht minder äußerten die Pohlen, die heftigste Abneigung gegen ihren vortrefflichen König, den sie sogar in der Folge ermorden wollten, ja sie verwickelten die Russen nicht minder in einen kostbaren und weit aussehenden Krieg mit den Türken. Friedrich war Alliirter der Kaiserin von Rußland, es ist daher auffallend, daß sie ihn nicht anging, die Conföderirten feindlich zu behandeln. Vielleicht ist es geschehen, Friedrich aber hat es nicht gethan. Ein eigennütziger Monarch, hätte dieß zu benutzen gewußt. Friedrich begnügte sich, Truppen in Pohlen einrücken zu lassen, der Hauptzweck war gewiß die Pest, ein Nebenzweck vielleicht, die Conföderirten etwas mehr einzuschränken, und sie durch seine drohende Stellung zu bewegen, sich zum Ziele zu legen.

Bei Anfang des Cordons, war an keine Theilung zu denken. Der Schlesische hat sich nicht weit über die Grenze erstreckt. Das Verfolgen mit dem Schwerdt ist eine ganz unerwiesene Sache. Die in den Cordon eingeschlossenen Gegenden, wurden nicht, wie andere von den Conföderirten geplündert, verbrannt und verheeret. Man erkundige sich doch, wie jene in ihrem Vaterlande hauseten.

Ich kann nur mit Bestimmtheit von demjenigen sprechen, was ich als Augenzeuge gesehen. Der Cordon in Oberschlesien wurde von dem General von Dallwig, in Niederschlesien aber von dem General von Röder kommandirt. Beide als die rechtschaffensten Männer bekannt, beobachteten die musterhafteste Mannszucht, und daraus folgt wohl eben so notorisch, als daß 2 mal 2, 4 ist, daß die Generale keine Befehle hatten, für den Staat zu plündern, noch weniger die Pohlen zu bekriegen. Der gemeine Mann bekam seine Rationen und Portionen, die Offiziere nur erstere, und lebten übrigens für ihr Geld. Alle Offiziere der schlesischen Truppen, welche auf dem Cordon standen, können dieß bezeugen.

Das Dragoner-Regiment Krokow mußte anfangs Commandos an die Grenze hinter Trachenberg geben, später hinter Kempten. Ich habe 1770 sehr nahe bei Rawicz auf dem Dorfe Massel, eine halbe Meile über der schlesischen Grenze gestanden, es war sehr streng verbothen, nach Rawicz zu gehen. Die Conföderirten hielten sich öfters da auf. Ich ward einst in die Stadt von meinem Commandeur geschickt, und traf Conföderirte daselbst an, sie legten mir aber nichts in den Weg. Man ver-

langte einzig und allein von den Conföderirten, daß sie uns der Fourage wegen nicht näher, als auf eine gewisse, nicht allzu große Weite (wenn ich nicht irre 3 Meilen) kommen sollten.

Von den Feindseligkeiten ist mir von Schlesischer Seite nichts bekannt geworden, als folgender Vorfall: Das Regiment hatte ein Commando von 160 Pferden, in Screpize, ohnweit Kempten, unter Commando des damaligen Major, nachherigen General und General-Adjudanten von Prittwitz. Diese wurden einst von den Pohlen bei Gelegenheit der Fouragirung auf eine höchst hinterlistige Weise angegriffen, zogen sich aber sehr gut, und mit unbedeutendem Verlust, aus der Affaire. Ich hatte 1770 wie oben erwähnt, ohnweit Rawicz auf einem Dorfe während des dortigen Cordons gestanden, der aber hier ohngefähr 1772 ganz aufhörte, jedoch gegen Oberschlesien hinter Breslau fortdauerte. Ich nahm Geschäfte halber Urlaub nach dem nahen Rawicz, höre daß alles dort ruhig sey, finde aber, als ich in der Stadt eintreffe, zu meinem Mißvergnügen, den Conföderations-Marschall Zaremba, mit vielerlei Truppen. Ohnerachtet das Vernehmen zwischen Preußen und Conföderirten niemals das Freundlichste war, nahm er mich doch auf das artigste in jeder Art auf, bat mich zum Abendessen und gab einem seiner Offiziere Befehl, mich mit in sein Quartier zu nehmen und zu logiren, ja, er ertheilte mir sogar die erbetene Erlaubniß, mir einige Malter Hafer, in dortiger Gegend zu kaufen, weil dieser gerade damals in Schlesien, fast nicht zu bezahlen war, ohnerachtet seine Truppen, wie er mich versicherte, nicht Ueberfluß hätten. Während dem Abendessen, sprach er mit der größten Achtung vom

Könige, und Niemand gab mir Ursache, unzufrieden zu seyn. Dieser Marschall stand überhaupt in dem Rufe, die beste Mannszucht zu halten, auch waren diejenigen Truppen, welche ich sahe, gehörig und gut uniformirt. Von den übrigen Marschällen und ihren Truppen war der Ruf so äußerst schlecht, daß man mit Horaz sagen konnte: Difficile est, satyram non scribere. War es denn daher Wunder, wenn der König eine Satyre, auf Krieger schrieb, die aus Plünderungssucht, ihren Mitbrüdern tausendmal mehr Schaden thaten, als die Russen, ja bei denen es damals nur einzig und allein auf das Plündern abgesehen zu seyn schien.

Es hieß zu dieser Zeit bei einigen Generals und Regimentern, so von der Seite von Preußen und Pommern her, den Cordon formirten, daß ihre Mannszucht nicht die allerbeste gewesen. Der Verfasser der Briefe eines alten Preußischen Offiziers beschuldiget S. 71. im 2ten Theil, die Generale von Stutterheim und Lossow sich sehr eigennützig benommen zu haben, dagegen erhebt er die Uneigennützigkeit des General Dallwig. Der alte Offizier sagt, daß er den Pohlen Leute weggenommen, und solche dem Könige als freiwillig angeworbene Rekruten verkauft. Von solchen Rekruten hatte wohl, wenn es wahr ist, der General, hingegen der Staat keinen Vortheil. Ich habe wenigstens nie gehört, daß so etwas von der schlesischen Seite vorgefallen, ausgenommen, wenn man ausgetretene Landeskinder daselbst fand. Daß man aber auch gar, auf gut (und mehr als) tartarisch ꝛc. es sey von welchen Preußischen Truppen auch es wolle, Mädchen geraubt habe, dieß ist mir zu arg. Die Tartaren lassen sich solche

wenigstens nicht noch besonders mit Gelde ausstatten. Dieß wäre ein Verfahren, welches noch ärger als algirischer Menschenraub wäre.

In Absicht der Grausamkeiten, welche von der Preußischen Armee unter dem Könige in Böhmen verübt worden seyn sollen, hat der Herr von Dohm, wenigstens doch einen einzigen Gewährsmann an dem Herrn Grafen v. Schmettau, wenn indeß die Beschuldigung des Menschen- und Sachenraubes während des pohlnischen Cordons in einem Lande, welches man nicht als feindlich ansah, noch tausendmal auffallender, und ehrenrühriger ist, so geruhe doch derselbe uns die Generale und die Regimenter zu nennen, welche sich so schändlich betrugen, damit nicht der Unschuldige mit dem Schuldigen leidet. Wir, hier in Schlesien, müssen diese Anklage wenigstens verbitten. So viel ist erwiesen und weltkundig, daß der König zu den etwanigen Excessen nicht die geringsten Befehle beim Ostpreußischen Cordon gegeben, auch hat sich General Lossow 1762 bei dem Einfalle der Kosaken in Böhmen schon sehr menschenfreundlich benommen, (s. Geständnisse eines östreichischen Veterans 3r Theil) nicht minder 1778 auf gute Mannszucht gehalten. Ich will hierdurch gar nicht abläugnen, daß einige Unordnungen vorgefallen seyn können, allein etwas anders ist es, sie par ordre, etwas anders, sie contre ordre zu begehen, ob es einzelne Fälle, oder ein allgemeines Versehen betrifft, deßgleichen, ob solches im Laufe des Krieges oder des Friedens geschieht. Im letztern Falle sind sie tausendmal abscheulicher.

Man erlaube mir, obiges durch eine Thatsache zu beweisen. So ruhig wie sich die ganze Cordon-

Zeit über die Conföderirten an der Grenze von der Mark an, längst den des Glogauischen Kammer-Departements benahmen, so war es doch nicht immer der Fall in dem Theil des Bresl. Departements, wo, wenn ich nicht irre, Pulowski oft sein Wesen trieb. Von jenem Commando in Screpize wurden 3 oder 4 Mann, bei einer Patrouille widerrechtlich gefangen genommen, ohne daß sie den geringsten Exceß gemacht. Ein Reuter war von Krokow, Namens Schäfer, die andern blaue Husaren, (das Regiment hieß damals Möhring, oder Rosenbusch). Die Husaren wurden in Gegenwart dieses Dragoners, von den Conföderirten auf die allergrausamste Art im Walde umgebracht, indem sie solche auf das schrecklichste und längste marterten. Indem sie sich mit den letzten Unglücklichen beschäftigten, hatte Schäfer das Glück zu entspringen. Der Königg verlangte die Auslieferung des Anführers der Patrouille, die Unterhandlungen deshalb dauerten einige Zeit. Mir deucht, nach Jahr und Tag, vielleicht noch länger, ward dieser Unmensch ausgeliefert, ihm förmlich der Prozeß gemacht, und er geköpft oder gehangen. Im Kriege wäre jene Behandlung der Gefangenen eine abscheuliche Grausamkeit gewesen, im Frieden war es ein Verbrechen gegen das Völkerrecht, welches die strengste Ahndung verdiente.

Wenn diese meine Darstellung richtig ist, und der Minister v. Dohm hier eben so, wie über die vom Könige veranlaßten, und von den Truppen verübten Grausamkeiten in Böhmen, durch falsche Nachrichten hintergangen worden, so ist Widerruf, die Pflicht des rechtschaffenen Mannes; so wie im Ge-

gentheil, documentirter, auf erwiesenen Thatsachen gegründeter Beweiß, daß er die Wahrheit gesagt. Auf ein on dit mußte man nicht solche Beschuldigung gründen, die ehrliche rechtschaffene Militairs beschimpfen. Schlechte Handlungen verdienen keine Schonung; allein wegen einzelnen, von Privatpersonen, aus Eigennutz und ohne Befehl, verübten Unordnungen, muß man nicht das Andenken eines menschenfreundlichen Königs, und die Ehre eines braven Heeres, durch unerwiesene allgemeine Beschuldigungen ohne die strengste Prüfung beflecken. Unpartheilichkeit ist eine der ersten Pflichten eines Geschichtschreibers, allein den Schein derselben darf man nicht den Nachruhm eines großen Königs, und die Ehre eines Heeres aufopfern, welches sich (Ausnahmen finden überall statt) eben so sehr durch seine Manns-zucht, als durch seine Tapferkeit in allen Kriegen ausgezeichnet hat. Beschuldigungen eines Staatsbürgers, gegen dessen Vaterland man ehedem Krieg geführt, haben diesen Schein gegen sich, allein wenn sich ein Eingeborner, ja sogar einer der Männer, die an der Spitze des Staats standen, dergleichen erlaubet — und sie sind nicht der Wahrheit gemäß — kann man es jenen verdenken, wenn er sie nicht auf Treu und Glauben annimmt? Wir stimmen übrigens gern in das Lob ein, welches Recensenten und Leser der Schrift des Herrn Staats-Ministers ertheilt haben, und bedauern nur um so mehr, daß solche nicht von obgedachten großen Mängeln frei ist. Denn die unerläßliche Forderung an einen jeden historischen Schriftsteller, von Seiten des Publikums, sobald eine gewisse Regenten, oder Nationen betreffende nachtheilige Thatsache nicht ganz ausgemacht ist, besteht dar-

in: Urtheile zwar frei, aber mit größter Vorsicht, oder Beweise in optima forma. Wir hoffen von der Wahrheitsliebe des gedachten Ministers, daß er vieles widerrufen, oder was er zu behaupten gedenket, wie z. B. die in Pohlen von den Truppen verübt seyn sollenden Unordnungen, und die Schuld, welche dem Könige hierbei zur Last fallen könnte, in ein näheres Licht setzen werde.

Wir können hierbei nicht unterlassen, die Ehre eines, der größten Frevel in dieser Art, zu Unrecht angeklagten Mannes zu retten, und zwar von jenem alten preußischen Offizier (welcher vielleicht ein Zeuge des Ministers v. Dohm ist). Im 2ten Theile seiner Schrift S. 71. sagt er vom General Lossow: „Er war über alle Begriffe eigennützig.“

„Zur Zeit des pohlnischen Cordons hatte er den einem sogenannten Freibeuter eigenen Grundsatz angenommen, der in der Sprache dieser Leute so lautet: Man muß in Feindes Land nichts liegen lassen, als Mühlsteine und glühendes Eisen; und er befolgte ihn eben sowohl, als sein damaliger Anführer, der G. L. von Stutterheim, auf das genaueste. Getraide, Holz, Pferde, Hausgeräthe, Menschen, kurz alles war für diese beiden eine gute Prise.“

Da der General Stutterheim kein Grenz-Commando unsers Wissens hatte, so kommt dieser wohl hier sehr unschuldig zu dem ihm gemachten Vorwurf.

Der Verfasser stand nie in der geringsten Verbindung mit dem General Lossow, nachdem was er

in dem Feldzuge im Jahr 1778 zu sehen Gelegenheit hatte, konnte er sich diese Beschuldigung ganz und gar nicht erklären. Um indessen den Vorwurf des alten preußischen Offiziers auf die Spur zu kommen, wendete er sich an den Major v. Warneri, welcher bei dem Regimente Lossow gestanden, und jetzt in Schlesien in Militsch wohnet. Dieser antwortete ihm folgendes, den 13. Juli 1816.

„Mit dem Benehmen des General Lossow in Pohlen, (er erhielt das Kommando an die Stelle des General Belling) war der König ganz besonders zufrieden, und er, der sich dem Feldmarschall Schwerin in diesem Stück zum Muster nahm, (nur sich nicht so viel, wie jener, die gute Verpflegung der Truppen angelegen seyn ließ) hielt die beste Mannszucht in Pohlen, ja es wurde alles baar bezahlt."

„Als die preußischen Truppen Pohlen verlassen sollten, machte der Adel, dem General ein freiwilliges Geschenk von mehreren tausend Thalern, allein Lossow wieß es anfangs zurück, und nahm es nicht eher an, als bis der König seine Einwilligung dazu gab."

Der alte preußische Offizier sagt überhaupt dem General Lossow sehr viel Böses nach, und scheint ein geschworner Feind desselben gewesen zu seyn.

Es könnte eher wahr seyn, (was man uns versichert), daß General Belling, so zuerst den Cordon kommandirte, gegen ein paar Stabs-Offiziere zu nachsichtig gewesen, besonders hätte der berüchtigte Sekeli (nicht Czekuly wie er sich ganz falsch nannte),

von Geburt ein ganz gemeiner Unger, desgleichen ein anderer Offizier einige Excesse begangen; auf die bei dem Könige eingelaufenen Klagen, hätte General Belling das Commando verlohren, und so wäre denn der König, wie es auch ohnedieß gewiß ist, an diesen Unordnungen ganz unschuldig.

Drittes Kapitel.

Des Grafen v. Schmettau Feldzug von 1778.

Der in der Schlacht bei Auerstädt als G. L. gebliebene Graf Schmettau war vor 1778 in der Armee als ein geschickter Theoretiker, besonders aber als ein vorzüglicher Ingenieur Geographe bekannt, auch hatte er einige Feldzüge des 7jährigen Krieges mitgemacht, und ward alsdann Adjudant bei dem Prinz Ferdinand. Er war 1778 Hauptmann. Friedrich schien ihn zu vernachlässigen, zeigte ihm auch selbst Mißfallen. Er bat ihn indessen, ihm bei Anfang des gedachten Feldzuges anzustellen, und hoffte entweder bei ein Regiment gesetzt zu werden, oder den Feldzug bei dem Heere des Prinzen Heinrich mitzumachen. Wider seine Erwartung ernannte ihn Friedrich zum Brigade-Major der Kavallerie bei seinem eigenen Heere. Er ward wenig von ihm gebraucht, und verließ aus Mißvergnügen, wie schon erwähnt, gegen Ende des Feldzugs die Armee und den Dienst.

Das Werk welches er, nach dem Tode Friedrichs II. und nachdem er von Friedrich Wilhelm II. als Obrister und General-Quartiermeister angestellt worden, über den einjährigen Krieg herausgab, war mit sehr vieler Anmaßung geschrieben, es enthielt nicht allein Tadel des Königs, in Absicht seines Charakters sondern auch seiner Maaßregeln, indem er die ihm

verschwebende Mangelhaftigkeit der letztern, aus einer physischen und moralischen Schwäche desselben herzuleiten suchte. Auch war er nach ihm ein sehr schlechter Belagerer und Festungsbaukünstler — ja er gab nicht minder zu verstehen, wie ehemals das Glück sehr großen Antheil an seinen Unternehmungen gehabt. Aus jedem Blatte leuchtete die offenbarste Animosität gegen den König hervor. Uebrigens enthielt es auch noch einige Bemerkungen über das Praktische der Kriegskunst und beschuldigte das Heer unter dem Könige der schlechtesten Mannszucht in Böhmen.

Bei allen, die bei selbigen den Feldzug mitgemacht hatten, und diese Schrift zu sehen bekamen, erregte sie die größte Indignation und man nahm sie dem Graf sehr übel, weil sie ganz und gar nicht mit der Wahrheit, und den damaligen Zeitumständen übereinstimmte. Da sie indessen der Graf selbst verlegte, sie auch wegen der Zeichnungen hoch zu stehen kam, wurde sie im Ganzen in der Armee nicht sehr bekannt. Den Tadel, den sich der Verfasser erlaubte, war sowohl gegen den König, als das Heer, zu ungerecht, die Periode der Beendigung des Krieges noch zu neu; desgleichen seine Behauptungen zu auffallend falsch, als daß sie Eingang hätten finden können, auch der Gegenzeugen zu viele. Sie erhielt daher, im preußischen Staate, wie schon gesagt, wenigen Beifall, und noch weniger Leser.

Wenn der Graf damals in der Armee keinen Gegner fand, welcher die Ehre des Königes und des Heeres rettete, so muß man es vorzüglich diesen so eben angeführten Umständen zuschreiben.

Als 1806 das Unglück von allen Seiten über uns hereinbrach, da stand eine ganze Legion Tadler des großen Königs, und seines von ihm gebildeten Heeres auf. Da galt es seiner Regierung, so wie seiner Kriegskunst, sein edler Charakter blieb nicht einmal verschont. Die Thaten seiner Krieger suchte man möglichst in Schatten zu stellen, und die Krieger Friedrich Wilhelms brandmarkten elende Schriftsteller, Propheten und Layen als Feige. Der Löwe des Nordens war entschlafen, Wespenheere sumsten um seine Ruhestätte, und der Patriot verstummte vor Schmerz, wenn Thoren in ihrer Thorheit, sogar so weit gingen, in seinen weisesten Einrichtungen die Quelle unsers Unglücks aufzusuchen.

Der Verf. hoffte bei der Erscheinung des Schmettau'schen Werkes, daß irgend ein preußischer Kriegsschriftsteller, sich die Mühe geben würde, wenigstens etwas über diese Schrift zu sagen, er selbst wollte, als sie erschien, nicht noch einmal (wie es ihm mit seinem Versuch über den Krieg von 1778 erging *),) ein weit besseres Produkt verdrängen, auch hielten ihn in spätern Jahren andere Geschäfte von einer ihm damals ganz unnütz scheinenden Arbeit zurück.

Wenn indessen seit ohngefähr 20 Jahren, so viele Schriften erschienen sind, welche Friedrichen herabzusetzen, sich zum Gegenstande machen, und sogar einer seiner ehemaligen Minister, an die Wahrheit, der von den Grafen aufgestellten herabwürdigen-

*) Gerade zu der Zeit, als der Versuch ꝛc. des Verfassers erschien, wo der Major v. Schröter, nachherigen Minister, im Begriff war, die Geschichte desselben herauszugeben. Hätte er doch dieß ahnden können.

den Thatsachen glaubt, so ist es doch wohl einen seiner Veteranen nicht zu verdenken, wenn er endlich für so viele Beleidigungen den Manen des großen Königs ein kleines Sühnopfer zu bringen sucht, indem er seinen Tadlern den Fehde-Handschuh in die Arene wirft, und trotz seines Alters und zu der ihm nur zu wohl bewußten Schwäche, noch einmal für ihn den Kampfplatz betritt.

Schweigen geschicktere, jüngere, rüstigere Männer, so will er es wenigstens versuchen, was er noch zu leisten vermag. Vielleicht erweckt sein Aufruf noch manche seiner alten Feldkameraden, aus ihrer Lethargie, sie sammlen sich vielleicht um ihn, und retten die Ehre ihrer Zeitgenossen von dem Vorwurf, den großen König, nach 30 Jahren, schon verkannt, und einige unbedeutende Blätterchen aus seinem unsterblichen Lorbeerkranze gerissen zu haben. Triumph! — schon haben einige mir die Bruderhand zum heiligen Bunde gereicht, und gerechte Sache macht stark.

Nicht wenig beruhiget mich bei einem solchen Unternehmen, ohnerachtet des Bewußtseyns meiner Schwäche, der Gedanke, der billige Mann läßt dem redlichen Willen Gerechtigkeit widerfahren, wenn auch die That hinter dem guten Vorsatze zurück bleibt. Ein Geschickterer, einer von denen, die ihm ihr ganzes Glück verdankten, stehe auf — und ich trete ihm sehr gern die Rolle des Rächers der Wahrheit ab. Wenn man die Wahrheit auf seiner Seite zu haben glaubt, nichts hofft, nichts fürchtet, und sich des Beifalls seines Herzens bewußt ist, so schmeichelt uns zwar derjenige des Publikums, man tröstet sich aber auch sehr leicht, wenn man ihn verfehlt. Die Wahr-

heit siegt am Ende gewöhnlich immer, sey es nun früh oder spät. Ihr huldigte ich einst nach Möglichkeit in Zeiten, wo sie mir schaden konnte, wie sollte ich sie jetzt verläugnen, wo es nicht der Fall seyn kann? Auf Euren Beifall einzig und allein rechne ich Ihr Wenigen noch lebenden Verehrer des großen Friedrichs, auf weiter nichts in der Welt. Was Friedrichs Tadler anbetrifft, was können sie dem Manne schaden, der im Begriff stehet, in kurzer Zeit den Schauplatz einer Welt zu verlassen, wo man nur zu oft das Verdienst im Leben verkennt, und selbst nach dem Tode den Mann verlästert, der nur für sein Volk, und für Menschenwohl lebte, dachte und wachte. Bildeten äußere Verhältnisse, einzig und allein den Geschichtschreiber, so wäre ich einer der allervorzüglichsten. Alles, was mich an diese Welt kettete, alles, was mich liebte, ist todt, — doch du mein Vaterland bist gerettet und gelöst, zerrissen sind die Fesseln, die man dir anzulegen drohte. Ich sterbe beruhiget.

Lange genug habe ich gelebt, um diesen Triumph noch zu feiern, — übrigens vergönnt mir meine Religion unbeschränkte Freiheit des Denkens und Toleranz gegen anders Gesinnte. Kein Hof zahlt mir eine Pension, und ich schätze das Glück der Unabhängigkeit bei wenigen Bedürfnissen, als eines der größten in dieser sublinarischen Welt.

Einst gab mir einer meiner Kritiker die gute, weise Lehre, man müsse sich vor dem so leicht fangenden Enthusiasmus hüten, und er hat in Absicht der Leser das vollkommenste Recht. Ich denke und hoffe, die strengsten Kritiker dadurch zu befriedigen, daß ich

bei den wichtigsten Begebenheiten, wo es nur irgend geschehen kann, hinter die Coulissen trete, und die Zeugnisse meiner Gewährsmänner (Augenzeugen und Zeitgenossen,) vor dem unpartheiischen Areopag, der Mit- und Nachwelt niederlege. Übrigens leben ja noch tausende dieser Augenzeugen; an Sie meine Herren appellire ich, nur sie können mich richten, und entscheiden, ob ich Wahrheit gab oder nicht. Ich verlange nicht die allergeringste Schonung, es gilt einem großen Mann, es gilt die Wahrheit der Geschichte desselben.

Sollte sich denn aber selbst ein gewisser Grad von Enthusiasmus nicht mit einer strengen Wahrheitsliebe verbinden lassen?

Wenn wir voll Bewunderung dastehen vor einem Werke der Kunst, es sey des Pinsels oder des Meissels, so erhöht es unser Vergnügen, wenn wir bei strenger Prüfung den Tadel der Zoilen nicht gegründet finden; ungestört überlassen wir uns dem süßen Gefühl unserer Empfindungen, um so mehr, wenn wir selbst jenes Unrichtige falscher Beschuldigungen zu entdecken wähnen.

Das todte Werk des Künstlers steht aber tief unter dem Höchsten in der Natur, einem erhabenen Charakter, besonders wenn ein solcher Mann, Größe des Genie's mit Güte des Herzens, mit Wohlwollen für die Menschheit verbindet, und seiner Pflicht in seinem ganzen Umfange lebt. — Ein solcher Mann war Friedrich II.

Glauben wir uns dessen versichert, dann suchen wir mit desto größerer Unpartheilichkeit die kleinen

Schwächen der Menschheit auf, (wenn es anders an einem seltenen Charakter so außerordentlich wichtig ist, sie auszuspähen, und zu entdecken) und verhehlen sie weder uns, noch dem Publiko, „denn wo viel Licht ist, da ist auch öfters mehr oder weniger Schatten.“ Es fragt sich nun um ihre Veranlassung, und da können selbst eben diese scheinbaren Fehler vielleicht sogar die höchste Achtung verdienen, wenn sie Folge der edelsten Bewegungsgründe sind.

Wan hat den König sehr oft beschuldiget, daß er gegen diesen oder jenen ungerecht gehandelt; allein da er sich sehr selten über seine Bewegungsgründe ausgelassen, sind wir im Stande, solche zu beurtheilen, und den König zu verdammen? Ein merkwürdiger Fall war z. B. der mit dem Müller Arnold, — doch wie sehr wurde der König getäuscht, und wie sehr gereichte ihm der Grundsatz, nach welchen er handelte, zur Ehre, daß strenge Gerechtigkeit gegen einen Jeden gehandhabt werden müsse.

Anmerkung. Nie sagte wohl Hr. Zimmermann, im 2ten Theile seiner Fragmente ein herrlicheres Wort als das S. 383. „In einem ausnehmenden hohen Grade edel, war Friedrichs Gewohnheit, groß und gut zu handeln, und doch aller Welt glauben zu lassen, er handle schlecht.“ Davon könnten wir Beispiele anführen, allein wir verschieben dies auf eine gelegene Zeit.

Um den Endzweck zu erreichen, die Überzeugung bei meinen Lesern zu bewirken, ihnen Wahrheit zu geben, indem ich es zuerst wage, gegen einen Grafen v. Schmettau und Minister v. Dohm aufzutreten, desgleichen andre Schriftsteller zu berichtigen, ist es nöthig, mich auf alle Weise des Zutrauens meiner

Leser

Leser zu versichern, da ich ihnen so gut als gar nicht bekannt bin. Hierdurch komme ich aber in die unangenehme Nothwendigkeit, von mir selbst einige mahle zu sprechen, und als Zeuge dessen aufzutreten, was ich entweder selbst sahe, oder von glaubwürdigen Gewährsmännern erfuhr. Hat man in der Welt nichts Ausgezeichnetes geleistet, und ganz und gar nichts dergleichen gethan, so ist es höchst peinlich sich redend einzuführen, weil man alles auf Rechnung der Eitelkeit, sich bemerkbar zu machen, schreibt. Doch ich hoffe, der billige Leser wird es wohl eher als ein unvermeidliches Opfer betrachten, welches man der Wahrheit bringt, als meine reine Absicht mißkennen. Auch muß ich die Leser nochmals im voraus benachrichtigen, nichts weniger als etwas Vollkommenes, etwas den Gegenstand Erschöpfendes in dieser Schrift von mir zu erwarten, da meine Verhältnisse mir dieß nicht erlauben. Ich schreibe jetzt 30 Jahre nach dem Tode des Königes, und ohne Mühe und Kosten zu scheuen, suche ich die erforderlichen Materialien auf, wo ich nur welche finden kann. Dennoch bin ich nicht ganz so glücklich gewesen, als ich es hoffte.

Der Gegenstand, an welchen wir also zuerst unsere geringen Kräfte zu versuchen gedenken, ist der Krieg von 1778 in Rücksicht der Schrift des Grafen Schmettau. Möge man ihn immer für nichts weniger als ein Meisterstück der Kriegskunst betrachten, denn dies konnte er schon seiner Natur nach nicht seyn, es war blos der Prolog eines aufzuführenden halb kriegerischen, halb politischen Schauspiels, zwischen Zweien der ansehnlichsten Mächte. Die Diplomatik spielte bei den nur halb gezogenen Schwerdtern (dießmal zum Glück der Menschheit) die Hauptrolle, und schlich-

tete den Zwist der Fürsten, ehe die Kriegesfehde recht eigentlich angegangen war. Dieß vorausgesetzt, hat sich Friedrich II. weder als ein an Geist und Körper geschwächter Feldherr, à la Eugen, noch das unter seinen Befehlen in Böhmen stehende Heer, barbarisch betragen. So viel man auch über den Charakter Friedrichs, wie wir oben angezeigt, geschrieben, so kommt es mir doch immer vor, als ob manche Schriftsteller ihn nicht vollkommen oder falsch ins Auge gefaßt. Darüber, daß man allgemein die Größe seines Genie's (die bisher nur ein Berenhorst in Zweifel zu ziehen scheint) volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, vernachlässigte man es, die Güte seines Herzens und sein Wohlwollen für die Menschheit im wahren Lichte zu zeigen. Die blendende Glorie des Helden, verdunkelte in den Augen der Menge das weit höhere Verdienst des Weisen, des Menschenfreundes. Nach meinem Gefühl giebt es keinen größern, keinen erhabnern Lobspruch, als den: er lebte ohnausgesetzt seiner großen Königspflicht, nach seiner besten Überzeugung, nach seinem besten Vermögen. 46 Jahre hindurch hat Friedrich der II. diese Pflicht treulich erfüllt. Was ein Kant unter ihm zum ersten Gesetz der Moral erhob, das hatte dieser Monarch lange vor ihm geübt, und befolgte es bis zu seinem letzten Athemzuge.

Das graue Alterthum erhob seine Wohlthäter, seine Heroen, zu Göttern. Schon die allerälteste Vorzeit kannte die schöne Tugend der Erkenntlichkeit; doch wenn uns Idolatrie heut zu Tage nicht ziemt, so kann uns doch nichts von strenger Gerechtigkeit entbinden. Sie müssen wir üben, wir, die wir einem großen Manne so vieles, ja fast alles verdan-

ten, oder wir sind, ein in Zeit und Ewigkeit, vor Mit- und Nachwelt, durch Undankbarkeit gebrandmarktes Volk. Heinrich des IV. Statue zertrümmerte im Wahnsinn eine irre geleitete Nation, so weit werdet Ihr, Deutsche, euch niemals vergehen, doch auch verkennen dürfet Ihr in ihm einen der größten Männer nicht, der Euch einst angehörte, oder ihr bekennet dadurch, wir wären seiner nicht werth.

Ein unglückliches Verhängniß vernichtete ohnlängst sein Heer, ja zum Theil seine Vesten, seine weisen Einrichtungen; doch Dein Andenken, o Friedrich, müsse nimmer bei uns verlöschen. Dein Geist bleibe immer bei uns, er lebe fort in Friedrich Wilhelm III. in den Siegern von Leipzig, von Waterloo ꝛc. — in seinen Völkern — ja was das erfreulichste ist, in Europens ersten Regenten, in jenen geliebten Könige Preußens, der in Deutschland zuerst sein Volk zu den Waffen aufrief, in den Franzen und Alexandern. Besiegt ist durch sie das schreckliche Ungeheuer der Hölle — der fluchwürdige Eroberungskrieg. — Die vornehmsten Fürsten Europens (wolle es doch die allgütige Vorsicht) werden künftig nur für ihre Völker leben, und wer wird, wer kann aus neuerer Zeit dann ihr großes Vorbild seyn, als Friedrich II., der König der Brennen.

Noch einmal „Vergötterung, die uns vernichtete" sey ferne von uns, das menschliche Wesen, das wir lieben sollen, muß unseres Fleisches und Blutes seyn. Hätte auch dieser große Mann, wie Moser von ihm mit Uebertreibung behauptete, neben den Strahlen der Sonne, auch ihre Flecken gehabt, es sey darum, diese für uns einst so wohlthätige Sonne,

verdient eben sowohl als jener leuchtende und wärmende Weltkörper von allen Seiten betrachtet und beobachtet zu werden. „Erwirb dir erst das Recht, eine Schwachheit zu haben" sagte der Weise von Sans-Souci. Leugnen wollen wir daher die Schwächen eines solchen großen Mannes nicht, aber ob er sie wirklich hatte, ist bei ihnen die strengste Untersuchung noch immer eine der unerläßlichsten Pflichten, ehe wir das Endurtheil in letzter Instanz aussprechen.

Nie habe ich etwas, das so ganz Friedrichs Denkungsart entzifferte, die geheimsten Falten seines Charakters enthüllte, und alle Räthsel-Auflösung von Quintus zweien verschiedenen Seelen (S. Betrachtungen über die Kriegskunst, 1ste Abtheilung S. 212.) auf das befriedigenste lösete, gehört, als ohnlängst folgende Worte aus dem Munde, des vorigen Jahres zu Oels verstorbenen Major von Poser, ehemaligen nicht unbegünstigten Adjudanten des Königes, in Gegenwart mancher noch lebenden Zeugen.

Mehrmals äußerte sich der König gegen mich. „Ich werde oft sehr verkannt, und also falsch beurtheilt, weil man den Menschen mit den König verwechselt. Wie ganz anders würde man mich beurtheilen, wenn man in mein Herz sehen könnte, oft muß ich als Regent strafen und zürnen, wo ich als Privatmann verziehe. Wollte ich heute den Strengen und morgen den Gelinden machen, welche fürchterliche Unordnung würde dann entstehen, wo sollte das hinaus. Doch diese Rolle fällt meinem empfindungsvollen Herzen schwer, sie kostet mir manchen Kampf, von welchen die Welt nichts ahndet, und verbittert mir so manche, sonst frohe Stunde. Es ist

kein angenehmes Gefühl, zu zürnen oder zu strafen."

Auch pflegte gedachter Herr von Poser zu behaupten, wäre Friedrich nicht König gewesen, dann hätte er sich auf der Welt, keinen Menschen zum Freunde zu haben gewünscht, als nur ihn allein.

Viele der oben gedachten, von uns angeführten Schriften, beweisen grade das Gegentheil von dem, was der Graf Schmettau in Absicht des Charakters des Königs vorgiebt, (eine nähere Entwickelung desselben, behalten wir uns aber auf ein andermal vor), was aber den Beweiß von der geistigen und physischen Schwäche des Königes, in Rücksicht des Krieges von 1778 anbetrifft, so wird dieß im Detail, der Gegenstand unserer nächsten Untersuchungen seyn. Uebrigens müssen wir gestehen, daß es allerdings für den Grafen von Schmettau, bei aller der Mühe, die er sich um die Kriegs-Wissenschaften gegeben (wir verdanken ihm z. B. eine topographische Charte von den Feldzügen des Prinzen Heinrich in Böhmen, desgleichen eine dergleichen von Meklenburg) und bei seinen militairischen Talenten, sehr schmerzlich seyn mußte, sich von einem so großen Manne, wie Friedrich II., verkannt zu sehen. Doch dieß hätte ihn dennoch nicht zu einer so offenbaren Ungerechtigkeit gegen denselben verleiten sollen.

Was der Graf noch sonst, zum Nachtheil Friedrichs sagt, soll von uns vor der Hand, ganz mit Stillschweigen übergangen, und ein andermal erörtert werden.

Viertes Kapitel.

Einige biographische Nachrichten von dem Verfasser dieser Schrift.

Wenn es in der Geschichte, auf die Erörterung solcher Thatsachen ankommt, die einen wichtigen Einfluß auf ganze Nationen hatten, oder die Charakteristik eines großen Mannes betreffen, so liegt uns sehr viel daran, auf das umständlichste zu wissen, wer derjenige Schriftsteller seyn möchte, welcher uns hierüber Aufschlüsse zu geben gedenkt, besonders wenn die Meinungen getheilt, und oft widersprechend sind. Wir wünschen alsdenn, den Autor und alle seine Verhältnisse näher kennen zu lernen, um desto sicherer zu beurtheilen, ob er uns unpartheiische Geschichte, Lobrede, Satyre oder gar Mährchen zum Besten geben wollte, nicht minder ob selbiger Zeitgenosse, oder gar Augenzeuge war, deßgleichen aus welchen Quellen er seine Behauptungen schöpfte.

Eine solche Beichte dem Publiko abzulegen, hat unter gewissen Umständen, bei Lebzeiten des Schriftstellers und wenn man eine starke Parthei gegen sich hat, unter welcher sich sogar Generale und Ministers ꝛc. befinden, der Bedenken so viele, und man muß es in Wahrheit sehr ehrlich mit ihm meinen, wenn man sich erstens dazu entschließt, und zweitens ganz aufrichtig dabei zu Werke geht. Es kann nicht fehlen,

daß man oft, wo man es am wenigsten glaubt, seinen Gegnern Blößen giebt, und solche uns bald der Eitelkeit, bald der Vorliebe, bald der Tadelsucht ꝛc. beschuldigen, ja uns sogar ein paar gesunde Augen absprechen.

Was der Punkt der Eitelkeit und der Eigenliebe anbetrifft, so kann der Verfasser über das, was er im 30jährigen Dienste dreier Könige geleistet, sich selbst kein Compliment machen wollen, denn er hatte keine Gelegenheit, irgend etwas Ausgezeichnetes zu verrichten, er that nichts, als was seine Pflicht mit sich brachte. Seine Schriften sind übrigens von Recensenten gelobt, wenig getadelt worden.

Eher konnte man ihm der der Eitelkeit, in Absicht einiger geringen Verdienste, um die Militair-Literatur zeihen — doch was er hierin geleistet, bezeigt mehr den patriotischen guten Willen und die besten Absichten für sein Vaterland, als die Eigenliebe sich auf eine Stelle mit unsern ersten Schriftstellern stellen zu wollen. Wenn er seine unbedeutenden Schriften erwähnt, so geschieht es vielmehr nur deßhalb, um den Lesern einige Beweise seiner Wahrheitsliebe, deßgleichen den Freunden dieser Literatur einige nicht ganz uninteressante Nachrichten hierüber mitzutheilen, denn so unbedeutend dasjenige auch ist, was er selbst geschrieben, hat er sich doch immer alle mögliche Mühe gegeben, Andere die es besser machen konnten, aufzufordern, und sie nach seinen geringen Kräften unterstützt. Er muß es indessen sehr bedauern, daß er im ersten Falle, nicht so glücklich gewesen, als er es sich wünschte.

Sollte anfangs das Vorurtheil bei einigen Lesern entstehen, daß so manches hier nur gesagt sey, um

Gelegenheit zu haben, sich redend einzuführen, so wird sich das Gegentheil in der Folge zeigen, besonders wenn der Verfasser Zeit gewinnen sollte, ihnen seine Gedanken über den Charakter Friedrich II. vorzulegen; es wird sich dann oft ergeben, daß gerade dasjenige, was ihn blos persönlich zu betreffen schien, nur allein im Bezug auf selbigen und die Darstellung seiner Handlungs- und Denkungsart gesagt wurde. Ein gleiches ist in Absicht seiner tacktischen Ansichten, weil er gern in der Folge, etwas über die Art Krieg zu führen, unter Friedrich II. und die heutige, sagen möchte.

Leugnen kann und will er (wie schon erwähnt) nicht, daß er so zu sagen, von Kindheit an, eine enthusiastische Vorliebe für Friedrich II. mit der Muttermilch eingesogen, denn alles was er von ihm sah und hörte, konnte seine Bewunderung dieses großen Königes, zwar vermehren, doch nicht vermindern. Seit 30 Jahren ist dieser König jetzt tod, er hat keine Gnadensbezeugungen von ihm erhalten, die sein Urtheil bestechen könnten, noch weniger sonst irgend Jemand von seiner Familie (einen Einzigen ausgenommen). Nur wie jeder andere Unterthan, der preußischen Monarchie, nahm er Theil an der Wohlthat seiner weisen und wohlthätigen Regierung, die einem jeden bei seinem Eigenthum schützte, und keinen Mächtigen erlaubte, Eingriffe in dasjenige eines Andern zu thun.

Der Vater des Verfassers war Maximilian von Seidl, ein Schlesier, aus dem Hause Hirschfelde bei Sagan. Die Familie hatte den Adel zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erlangt, und seit geraumer Zeit

in Schlesien Besitzungen gehabt. Jener kaufte sich 1750 das kleine Gut Bergsdorff bei dieser Stadt. Die Mutter war Christiana von Knobelsdorff, aus dem Hause Deutsch Sagan bei Crossen. Zwei Jahre nach dem Erkauf jenes Gutes brannten alle Hofgebäude desselben ab, und die Besitzer retteten sehr wenig. Kaum hatten sie solche wieder aufgebaut, als der siebenjährige Krieg ausbrach, und auch sie empfanden die Drangsale deffelben im reichlichsten Maaße. Nach dem Kriege bekleidete derselbe den Posten eines Landraths im Saganschen Kreise mehrere Jahre, nachdem er schon oft interimistisch demselben versehen müssen, wenn der Landrath sich wegen der Feinde zu entfernen genöthiget war.

Ein Bruder seiner Mutter, ward dem Könige, als Kronprinzen, wie er aus dem Arrest von Küstrin zurück kam, von Friedrich Wilhelm I. als sein erster Page gegeben; der König hatte sehr viel Gnade für ihn, er blieb aber in einem Alter von 24 Jahren bei Chotusitz als Chef einer Grenadier-Compagnie der Garde *). Wegen dieses und desjenigen Knobelsdorffs, der seine Bauten besorgte, scheint der König Vorliebe für die Familie gefaßt zu haben, denn so lange wie möglich wählte er daraus einige zu Pagen, und gab ihnen Beweise seiner Zufriedenheit. Ein Bruder des ersten, stand bei Marggraf Friedrich von Schwedt, und nahm 1742 als Rittmeister den Abschied.

*) In dem Rheinsberger Schlosse finden sich noch einige Gemälde der Lieblinge Friedrich II. so der König damals malen lassen. Knobelsdorff ist in einem Schäferhabit gemalt, im Begriff ein Stück Zucker zu essen; ein anderer (auch in einer Maskentracht) wie er sich ein Glas Champagner eingießt. Vielleicht Chosot?

Ein Vatersbruder seiner Mutter war Oberforst-Meister in Küstrin, und hatte 5 Söhne, welche alle dem Könige im Militair dienten. Zwei wurden Generals, davon starb einer als Feldmarschall in Stendal und als Chef des dortigen Regiments, nach dem Kriege von 1792, der andere als Generalmajor in Breslau. Letzterer war Commandeur des Infanterie-Regiments, Prinz Hohenlohe, und nahm nach dem Kriege von 1792 den Abschied. Beide hatten ebenfalls als Pagen beim Könige gestanden.

Ein entfernterer Verwandter aus dem Hause Lauchel in der Nieder-Lausitz, war derjenige General Knobelsdorf, welcher als Inhaber des Dragoner-Regiments in Landsberg starb.

Der Verf. ward den 27. December 1752 gebohren, folglich fiel seine erste Jugend, in die traurigen Jahre jenes 7jährigen Krieges. Die Familie vermehrte sich; in die Einkünfte des Gutes theilten sich Freund und Feind. Ersteren mußten große Lieferungen geleistet werden, die letztern zehrten auf Regiments-Unkosten, oft mußte man vor den Kosaken fliehen — doch betrugen sich letztere nicht ganz übel. Preußen kamen gewöhnlich nur bei Durchmärschen der Armee, in die dasige Gegend. Sehr oft, und geraume Zeit standen Commandos kaiserl. Husaren von 1 bis 2 Offiziers und 40 bis 50 Pferden auf dem Gute. Sie hielten sehr gute Mannszucht; viel trug dazu bei, daß sie sich schon als Herren von Schlesien betrachteten. Von allen ihren Generals, zeichnete sich besonders der General Beck, durch eine musterhafte Disciplin aus. Man nannte ihn, wegen der Liebe, welche er sich dadurch erwarb, scherzweise in Sachsen, den Gott

der Schlesier. Die Offiziere, so in der Gegend auf Postirung standen, waren fast immer von seinem Corps, und biedere Ungarn. Man befand sich in ihrer Gewalt, und suchte sie, größere Uebel zu verhüten, durch kleine Höflichkeiten zu gewinnen; ein Benehmen, bei welchen der Staatsbürger im Kriege, bei Freund und Feind, am besten fährt. Denn etwas anders ist es, den Feind ungebührlich Vorschub thun, etwas anders, ihn artig behandeln. In der jetzigen Zeit habe ich bemerkt, daß man diejenigen unvernünftig beurtheilte, welche hierin vernünftig handelten.

Unter ihnen zeichnete sich besonders ein gewisser kaiserl. Rittmeister des Husaren-Regiments Desofft, von Cogniazo, aus, der, wo er hin kam, alle Herzen gewann. Mit der feinsten Lebensart verband er das menschenfreundschaftlichste Herz; voll Edelmuth milderte er nach Möglichkeit das Ungemach des Krieges, sprach mit der größten Achtung vom Könige, las in seiner Waldhütte den Horaz, oder ein anderes klassisches Buch, und war in seinem Dienste nichts destoweniger pünktlich und aufmerksam. Mehrere Jahre durchstreifte er die dasige Gegend, und erwarb sich als Feind, die allgemeinste Zuneigung, Achtung und Liebe.

Oft ließ er sich aufs freundlichste zu dem Verf. herab, wenn er ihm in dem nahen Buschlager besuchte, und belehrte ihn, daß wenn er Soldat werden wollte, er sehr viel lernen müßte. Mit Entzücken hörte er ihm zu, wenn er vom Kriege sprach, oder den Eltern eine edle menschenfreundliche Handlung eines Kriegers erzählte, und sich recht viele ausgezeichnete Anlässe wünschte, seine Menschenliebe zu zeigen. Auch fanden

sich einige Gelegenheiten, wo er bewieß, daß er wirklich so dachte, wie er sprach.

Von jenen von ihm erzählten Handlungen, kann ich der Versuchung nicht widerstehen, eine dem Leser mitzutheilen. Er nannte den Offizier nicht, vielleicht war er es gar selbst. In der Mark an den Grenzen der Lausitz, ohnweit Crossen, wohnte ein gewisser Herr v. Maxen, (wenn ich nicht irre, war er Geheimderath,) auf seinem Guthe. Seit geraumer Zeit sind keine Kaiserlichen in dasige Gegend gekommen, als ein Offizier derselben zu einer Zeit erscheint, wo man im geringsten keinen vermuthet. Man nimmt ihn für einen Preußischen und mit der größten Freude auf. Dieser läßt den Herrn v. Maxen und seine Gemahlin, um seinen Scherz mit ihnen zu treiben, im Irrthum. Es wird alles hervorgesucht, was nur Küche und Keller vermag, ihre patriotischen Herzen öffnen sich ohne die geringste Zurückhaltung, sie beklagen sich bitter über die kaiserlichen Truppen, die bei einem Streifzuge nach Berlin die Gegend sehr mitgenommen hatten. Der Offizier schweigt, lächelt, und hört alles an, ohne sie zu unterbrechen. Endlich geht man so weit, nachtheilig von der Kaiserin zu sprechen; doch hier unterbricht sie ersterer, indem er sagt: Verzeihen Sie, jetzt muß ich Sie aus Ihrem Irrthum reißen, ich bin ein kaiserlicher Offizier, habe nichts gesagt, so lange es blos unsern Truppen galt, allein jetzt, da es meine Kaiserin betrifft, darf ich nicht länger schweigen, ich muß Sie bitten, von etwas andern zu sprechen. Übrigens haben Sie nicht das allergeringste von mir zu befürchten, wir waren ganz allein, nur um Ihrer selbst willen rathe ich Ihnen in Zukunft vorsichtiger zu seyn. Man denke sich das

Erstaunen, und den Schreck des Herrn und der Frau v. Maxen, die in Brandenburg ganz andere Erfahrungen, wie wir in Schlesien, gemacht hatten.

Halb ohnmächtig warf sich die Dame dem Offizier zu Füßen, der trotz aller Betheurungen, daß er sie nicht unglücklich machen würde, es nur mit größter Mühe dahin bringen konnte, beide endlich zu beruhigen.

Der Rittmeister C. bekam einst vom General Beck den Auftrag, den evangelischen Pastor in Baudach bei Sommerfeld in der Mark aufzuheben, weil er als Spion angeklagt war. Eine solche im Kriege oft nur aus Rachsucht vorgegebene Beschuldigung hatte wenigstens einen langen Arrest zu Folge, den Kummer des Angeschuldigten nicht gerechnet. Bei näherer Untersuchung schien ihm der Mann völlig unschuldig, und die Anklage blos in dem Religionshasse eines Angebers zu liegen; er nahm ihn also nicht mit, sondern jener mußte sich blos reversiren, zu allen Zeiten auf Verlangen zu erscheinen, und der menschenfreundliche General war mit diesem Abkommen vollkommen zufrieden gestellt.

Viele andere Züge, mit welchen wir den Leser verschonen, machten auf den Vf. so großen Eindruck, daß dieser feindliche Offizier ihm Vorbild und Muster wurde. Kannst du ihm auch nicht in allen Stücken gleichen, war der veste Vorsatz seiner Seele, so willst du einst wenigstens im Lande des Feindes eben so menschenfreundlich handeln, als er, denn Soldat zu werden, hielt er für das größte Glück in der Welt.

Dem V. bot sich aber keine Gelegenheit in Böhmen dar, diesen Vorsatz zu erfüllen, — — die Menschen waren fast alle entflohen. Übrigens hatten dessen Lehren vielleicht den guten Einfluß auf den V. ihn von der Nothwendigkeit lebhaft zu überzeugen, daß man etwas lernen müsse, um einst ein guter Soldat zu werden. Er strengte sich seit dieser Zeit möglichst an, und hatte auch Gelegenheit, einigen Unterricht in der Mathematik zu bekommen. Die Eltern wendeten, so viel sich nur thun ließ, auf die Erziehung ihrer Kinder, doch konnten sie in der damaligen unruhigen, unglücklichen Zeit nicht ganz den Wunsch ihrer Herzen befriedigen.

Als der Vater des V. 1768 den sehnlichen Wunsch desselben, Soldat, und zwar Cavallerist zu werden, erfüllen wollte, gab es gerade keine vortheilhafte Gelegenheit anzukommen! Endlich erfuhr er, daß eine Junkerstelle bei dem Dragoner Regiment von Krokow in Niederschlesien offen sey, der General nahm ihn an, er sollte in einigen Monathen erst eintreten. Bald nachher aber machte gedachter General Schwierigkeiten, weil der Nahme dem Könige auffallen könnte, (ohnerachtet mehrere desselben schon in der Armee als Stabsoffiziere gedient hatten) und der Vf. war in Verzweiflung: Um das Glück zu haben, der jüngste preußische Junker in einem Regimente zu werden, bedurfte es erst eines Schreibens seines Vaters an den König und eines besondern Cabinets-Befehls desselben an den General v. Krokow. Er ward angestellt und ging noch desselbe Jahr im Winter nach Pohlen, mit einem Remonte-Commando.

In einer kleinen Garnison und ohne alle Hülfsmittel studirte er, so gut er konnte, die Kriegswissen-

schaften, doch gelang es ihm einen Winter über, die Academie in Liegnitz zu besuchen, und seine geringen mathematischen Vorkenntnisse durch den vortrefflichen Unterricht des damaligen Professor Struensee (nachherigen Staats-Ministers) zu erweitern.

Gedachter Professor hatte sehr gute theoretische Militair-Kenntnisse, wie seine Vorrede der Übersezzung des Marschalls von Sachsen beweiset. Er hat verschiedenen Offiz. ja auch dem Verf. Collegia über die Tactic gelesen. Um sich Kenntnisse von einer Belagerung zu erwerben, besuchte er mehrere Tage 1762 die Laufgräben von Schweidnitz. Als Minister präsentirte er in seinem Hause der Gesellschaft, als seine ehemaligen Schüler, diejenigen, so seinen Unterricht genossen, und nach Berlin kamen.

1770 ward der V. Fähndrich. Er stand einige Jahre bei der Schwadron des damaligen Obristen, nachherigen G. L. v. Posadowski, welcher von der Garde de Corps zum Regimente als Commandeur versetzt wurde. Ueberzeugt, daß wenn man General werden will, (diese Ambition, hieß es, in der Armee, müßte der jüngste Fähndrich haben) es nöthig sey, mehr als den Cavallerie-Dienst zu verstehen, wünschte er theils einige Kenntnisse des Infanterie-Dienstes, theils der Festungen und ihres Baues erhalten. Gern hätte er dazu unmittelbaren Urlaub vom Könige genommen, um sich ihm bemerkbar zu machen, doch sein General wollte dies nicht, sondern sprach bei der Revue 1774 hierüber mit dem nachherigen General v. Roegler, und dieser schickte ihn nach Neiße. Hier hatte er das Glück, die Bekanntschaft der beiden obgedachten Herren v. Knobelsdorff (seiner Onkels) zu

machen, die daselbst in Garnison standen, nicht minder diejenige des dermaligen Obrist Lieutenant und Commandanten des Forts Preußen, v. Bandemer, welcher als General-Major und Commandant von Glatz starb, des damaligen Ingenieur-Capitain von Harroy, deßgleichen dessen Sohnes, der jetzt General und Chef des Ingenier-Corps in Schlesien ist, nicht minder des Lieutenants Neumann, nachherigen Vertheidiger von Cosel. Der Obrist-Lieutenant v. Bandemer ist der V. der Schrift: Anweisung, wie das Stellen und Richten der Kriegsvölker zu bewerkstelligen sey. Brandenburg 1771. Diese Schrift war ohne die Erlaubniß des Königes erschienen, der den Druck derselben sehr übel aufgenommen. Außerdem hatte er diesen Winter Gelegenheit sowohl die Bekanntschaft sehr vieler Ingenieur-Offiziere zu machen, als auch die schlesischen Festungen kennen zu lernen.

Durch Zufall war dem V. der Polyp, mit Folards Bemerkungen, ohngefähr 1772, in die Hände gefallen, und er suchte sich ein System daraus zu bilden, wie es jetzt mit wenig Unterschied existirt, nehmlich 1) Kolonnen, dem Folgrdschen ähnlich, bei der Inf. Stellung und nach den Ideen des Marschalls von Sachsen Leichtbewaffnete, die sehr geübt im Schießen wären, nach Art der Alten das Treffen begönnen, und sich hernach auf der Ebene in die Zwischenräume zurückzögen, oder in durchschnittenen Terrain, eine Vorlinie bildeten. Ein solches Feuer schien ihm mörderischer und wirksamer, als daß des ungewissen Peloton Feuer zu seyn. Doch die preuß. Infanterie-Offiziers, so er in Neiße und sonst hierüber um Rath fragte, hielten damals die Sache wegen des Artillerie-Feuers für ganz unthunlich.

Er

Er glaubte indessen, daß diese Colonnen doch wenigstens in manchen Fällen sich anwenden ließen, z. B. der Kavallerie wären sie fast unangreifbar, man könnte die Truppen so weit entfernt von dem Feinde aufmarschieren lassen, daß solcher unsere Disposition nicht übersehen könnte: rasch ging man dann in Bataillons-Colonnen vorwärts, die Artillerie auf den bequemsten Wegen an der Spitze durch eine Avantgarde gedeckt, bei welchen sich die Divisions-Generale befänden; die Batterien könnten sehr bequem aufgefahren werden, ohne sich mit der Infanterie zu kreuzen und ihr hinderlich zu seyn, oder gar zurück zu bleiben; die leichte Infanterie harzelirte indessen den Feind, die reguläre formirte eine volle Linie; sobald man in das Kartätschen-Feuer käme, gäbe man den Feind, nachdem sich die Tirailleurs zurückgezogen, einige Salven, und griff ihn dann mit dem Bajonet in Bataillons-Kolonnen an. Beim Rückzuge könnte man in Kolonnen geschwinder zurück kommen. Nur Infanterie auf diese Art gestellt, könnte man hinter einen Cavallerie-Flügel mit Sicherheit posiren, theils jene zu decken, wenn sie geschlagen würde, theils bei einem glücklichen Angriff diese Infanterie auf die Flanke der feindlichen zu werfen, oder sonst einen vortheilhaften Posten mit ihr zu besetzen. Hätte die Cavallerie bei Auerstädt nur einige Bataillone nebst ein paar reitenden Batterien in der Gegend von Tauchwitz bei sich gehabt, so wäre ihr Angriff gewiß glücklicher gewesen, und die Schlacht wahrscheinlich sehr bald gewonnen worden. Der V. wendete späterhin diese Ideen in seinem Werke über die Cavallerie auf letztere an; indem er die zur Unterstützung derselben bestimmte Infanterie in solche Colonnen stellte u. s. w.

Sein Lieblings-Wunsch war, in den Generalstab des Königes zu kommen, theils um sich in der Nähe dieses großen Mannes, theils an der Quelle der höhern Taktik zu befinden. Unablässig hatte er bisher die niedere studirt, und glaubte zu bemerken, daß so wie wir solche übten, sie zum Theil nicht ganz auf richtigen geometrischen Grundsätzen beruhte, besonders schien ihm die sogenannte volle Linie (Ligne en muraille), in welchen sich unsere Cavallerie stellte, nicht ganz zweckmäßig zu seyn. Er glaubte auch, daß sich noch sonst mancherlei Verbesserungen anbringen ließen, und nachdem er ziemlich alles gelesen, was damals über diesen Theil der Taktik im Druck erschienen, und es sich mit nicht geringen Kosten angeschafft, übergab er 1776 dem Könige eine Schrift im Manuscript, unter dem Titel: Grundsätze der Evolutionen der Cavallerie.

Erlaubte der König den Druck, so erhielt seine Schrift vielleicht schon deßhalb einigen Beifall, weil, die gedachte Schrift des Herrn v. Bandemer ausgenommen, (welche absichtlich wegen der Eigenheiten des Königes sehr trocken geschrieben war), seines Wissens nach, damals keine im Preußischen existirte, welche die niedere Taktik auf ihre wahre Basis, die Geometrie, gründete. Schlug er seine Bitte ab, so nährte er theils die Hoffnung vielleicht in seine Suite zu kommen, oder wenigstens ein solches Geschenk von ihm zu erhalten, welches ihm einigermaßen wegen des seinen Einkünften nicht angemessenen großen Bücher-Aufwandes entschädigte.

Der V. hatte sich verrechnet. Die Antwort war folgende: „Ich danke Euch für das mir zugeschickte

Manuscript; es ist gut, daß ihr Euch appliciret, es wird Euch in der Folge großen Nutzen schaffen, auch will ich wohl zugeben, daß es meine Offiziere lesen, aber nicht die auswärtigen und fremden, und muß solches daher nicht so öffentlich bekannt gemacht werden. Ich habe befohlen, Euch 100 Thlr. auszuzahlen." ꝛc.

Gewöhnlich wurden dergleichen Aufsätze dem V. zurückgeschickt; dieser aber wurde an die Niederschlesische Inspection der Cavallerie geschickt. Hier lag sie ungelesen und unbekannt.

Gescheitert waren in aller Art die Pläne des V. oder vielmehr seine Luftschlösser. Er hatte wenigstens gehofft, wenn auch nicht den Beifall des Königes, doch denjenigen der Armee, deßgleichen der Ausländer zu erhalten, weil diese Schrift nichts weniger als eine Compilation, sondern eine nach seiner Ueberzeugung mit Fleiß, Nachdenken und Abwägung aller Gründe des pro und contra geschriebene Schrift war.

Was seine Ambition am meisten kränkte, war der Umstand, daß der König keine Notitz weiter von ihm nahm, und bei der nächsten Revue zu sich kommen ließ, um ihn wenigstens zu sprechen, wie er doch sonst that. Der in kaiserlichem Dienste kürzlich verstorbene General v. Lindenau war einige Jahre vorher durch einen dem Könige übergebenen Aufsatz von Regiment Markgraf Heinrich in den Generalstab vom Revue-Platz aus gekommen. Vielleicht hatte sein General hieran einige Schuld, der ihm schon bei einer andern Gelegenheit abgerathen, den Plan zu fassen, in den Generalstab Sr. Majestät zu kommen, doch andere Ursachen konnten es auch bewirken.

Später ward diese Schrift unter dem Titel: Grundsätze der Evolutionen der Kavallerie 1795 in Breslau bei Korn gedruckt. Sie machte jetzt wenig Sensation, denn der günstige Augenblick war in der Zwischenzeit verstrichen, und andere gute Schriften indessen erschienen, z. B. die Saldern'schen Instructionen u. s. w.

Nie, lieben Leser, hätte ich ein Wort von allen diesen erwähnt, wäre es nicht geschehen, Ihnen mein Verhältniß zum Könige zu schildern. Uebrigens ist es dem Verfasser immer ein Räthsel gewesen, wie ein Mann, von Friedrichs großen Einsichten, die volle Linie bei der Cavallerie als Hauptstellung annehmen konnte. Sie schien ihm in jeder Art, die unbehülflichste Maschine von der ganzen Welt zu seyn, wo alles auf den Wachtmeister oder den Offizier ankommt, der auf den rechten Flügel reitet, und wo, sobald die Linien-Attake vorgegangen, kein einzelner Commandeur in gewisser Art, mehr Herr seines Regimentes ist. Man mußte viele Linienattaken im Frieden mitgemacht haben, um zu wissen, wie leicht es Unordnungen, trotz allen vielen Uebungen, dabei gab; auf einem Flecke wurden die Leute ausgedrängt, auf dem andern entstanden Lücken; ein simpler Weg, ein bloßer Rain konnte viel, ja wohl alles verderben. Es war die größte Aufmerksamkeit der Offiziere nöthig, um dergleichen vorzubauen, oder wieder zu redressiren. Und dieß geschahe im Frieden, wo man das Terrain gewöhnlich aussuchte, es vorhero rekognoscirte, und sehr oft die Graben zuwerfen ließ. Bei Intervallen war jeder Commandeur, Herr seines Regiments, und wollte man nun ja die volle Linie beibehalten, so durften nur die ungeraden Schwadrons 50 Schritte vorrücken,

die geraden aber so viel zurückbleiben, und man letztere beim Galopp einrücken lassen. Wenn bei unserer Methode, eine Linien-Attake von 20 Schwadronen vollkommen gelang, so wurde davon wie von einem halben Wunder gesprochen. Niemand hat das Fehlerhafte dieser Stellung besser gezeigt, als General Warneri *) in seinen Schriften, welcher besonders bei Gelegenheit der Schlacht von Prag, ihre Unzweckmäßigkeit durch Erfahrung und Raisonnement zu erweisen suchte. Hier stehe als Pendant folgende komische Geschichte.

Bei einer Breslauer Revue (mir deucht 1784) mochte man auf dem rechten Flügel, (man bedenke nur, daß eine kleine Abweichung von der wirklichen Perpendikular-Linie bei 1500 und mehr Schritten Entfernung, und einer Linie von einigen Regimentern schon großen Einfluß haben mußte) nicht gerade ausgeritten seyn, sondern das Point de vue um eine Kleinigkeit zu weit rechts genommen haben. Die Linie war 4 Regimenter stark, und das Dragoner-Regiment Krokow das vorletzte vom linken Flügel. Als zum Galopp geblasen wurde, entstand eine Lücke beim 2ten Regiment, die Reuter warfen sich rechts, sie lief die Linie herunter und traf die Leibeskadron des dritten Regiments, als wir schon im stärksten Galop waren, und die Carriere gleich darauf anging. Man warf sich zwar immerfort möglichst rechts, allein dem Uebel war jetzt nicht ganz abzuhelfen, und die Schwadron

*) Man muß indessen allerdings gestehen, daß es die preußische Cavallerie, durch Uebung sehr weit gebracht hatte. Im ersten schlesischen Kriege verlangte der König 10 Schritt Intervallen zwischen den Schwadronen. Er muß also seine sehr guten Gründe gehabt haben, davon abzugehen.

sehr geöffnet; sobald daher Halt kommandirt wurde, zogen wir Offiziere der ersten beiden Züge das ganze zweite Glied in das erste, dadurch war denn die Lücke gestopft. Der König hatte dieß alles natürlich bemerkt, er kam wie gewöhnlich die Linie herunter galoppirt, und hielt zu unserm Schrecken auf dem rechten Flügel bei der Leibschwadron stille. Die Lücke fand er freilich nicht, sie war verschwunden aber auch zugleich das ganze zweite Glied. Zweimal frug er, doch ganz gelassen, wo das 2te Glied wäre? Keine Seele gab ihm Antwort. Der Cheff hielt vor dem Regimente, der Commandeur der Schwadron, vor der Mitte derselben, und die Offiziers vor den Zügen so unbeweglich, als ob sie zu Statuen geworden wären. An keinem Offizier wendete er sich eigentlich unmittelbar, folglich mochte sich auch keiner mit ihm, in eine Unterredung einlassen. Da er keine Antwort bekam, ritt er weiter die Linie herunter. Bei der Parole sagte er sehr gelassen, die Offiziere hätten gefehlt, daß sie die Lücke stopfen wollen. Eine Lücke zwischen den Regimentern hätte gar nichts zu sagen, diese müßte das zweite Treffen decken, allein im Regimente selbst könnte sie verursachen, daß selbiges geworfen würde. Der König urtheilte vollkommen recht, nur hatten alle unsere Regiments-Cheffs, immer darauf gehalten, nach dem rechten Flügel zu schließen, damit ja nicht die geringste Lücke entstünde. Ich habe diese Anekdote deßhalb angeführt, um zu beweisen, wie billig der König gewöhnlich war. An andern Orten mehr davon.

Es war 1809 in Dresden, wo sich damals mehrere Regimenter Franzosen befanden, daß der Verf. Gelegenheit hatte, zu bemerken, daß selbige die Idee,

durch von ihm vorgeschlagene Richtungsfahnen eine Linie zu markiren, angenommen hatten. Dasselbe sah er dieses Jahr bei deutschen Truppen, nur nahm es ihn Wunder, wenn man hier sogar bei kleinen Paraden davon Gebrauch machte. Dieß schien ihm eine Sache, welche bei großen Truppen Linien sehr nützlich ist, zu weit auszudehnen. Ein Regiment, eine Parade muß sich ohne solche Hülfsmittel zu richten wissen, es sey denn, ersteres soll einen Aufmarsch zwischen zwei entfernten Punkten machen. Nie kann man ganz gewiß wissen, wenn man sich in gerader Linie zwischen ihnen befindet, ohne points intermediaires zu haben.

Voll Leidenschaft für den Dienst, hielt dennoch dieses Mißgeschick den Verfasser nicht ab, mit Eifer fort zu studieren, und seine Muße den Wissenschaften zu widmen. Er war inzwischen 1777 Seconde-Lieutenant geworden. Endlich brach der Krieg von 1778 aus, und er hoffte, daß ihn das Glück jetzt vielleicht günstiger seyn, oder er im schlimmsten Falle wenigstens einige nützliche Erfahrungen machen würde.

Aus dieser Ursache versäumte er nicht leicht eine Gelegenheit, wenn vom Regiment, Detachements gegen den Feind ausgingen, sich dabei einzufinden. Auch hatte der König befohlen, daß wenn Offiziers sich irgend auszuzeichnen gedächten, man ihnen Truppen geben sollte. Sein Unstern verfolgte ihn aber auch hier auf eine Art, mit welcher man den Leser nicht behelligen will.

Um indessen zu wissen, bei welchem Corps in diesem Kriege, das Regiment, wobei er stand, sich be-

funden, und wo er daher in seinem Versuch u. s. w. als Augenzeuge sprechen konnte, ist folgende kleine Nachricht erforderlich.

Das in Schlesien stehende Dragoner-Regiment v. Krokow marschirte den 13. Juni in das Lager bei Wiese, unter dem General Wunsch und ferner mit dessen Avant-Corps über Nachold, in das Lager v. Wellsdorf. Als Zuschauer wohnte er den 22. Juli der Affaire von Roheniz bei. Den 15. August brach die Armee auf, und das Regiment kam in das Lager bei Liebenthal ohnweit Burkersdorf, zu stehen. Den 25. August war das erste Gefecht bei Burkersdorf, nach welchem es in das Lager bei Trautenau, auf die Höhe von Kalthof, rückte. Den 11. Septemb. machte er die zweite Affaire bei Burkersdorf als Zuschauer. Aus dem gedachten Lager, besuchte er diejenigen von Kezelsdorf und Wildschütz, auch hätte er gerne die Lager an der Elbe gesehen, allein er bekam hierzu, wegen der Entfernung, keinen Urlaub.

Als die Armee das Lager bei Schatzlar bezog, ward das Regiment nach Dittersbach bei Schmiedeberg detachirt, wo es Se. Durchlacht den Prinzen Friedrich von Würtemberg, der als König ohnlängst gestorben, an die Stelle des verstorbenen G. L. von Krokow, erhielt. Im Spätherbst lag es ohnweit Landshut in Schreibendorf in Kantonirungs-Quartieren, während welcher Zeit der Ueberfall bei Dittersbach vorfiel. Später kam es in Winter-Quartiere, in die Gegend von Hirschberg und befand sich zuletzt bei der Expedition im Winter gegen Braunau.

Es war Friede. Mit dem größten Mißvergnügen kehrte die Armee, besonders die Offiziere, derselben,

zurück, denn sie hatte keine Thaten gethan, und war durch Krankheiten und Desertion in etwas geschwächt. Hierzu kam noch die Unzufriedenheit des Monarchen, die er ihr durch einige Kabinetsordres bewieß, in welchen er, nur wenige Regimenter ausnahm, unter denen sich indessen auch das unsrige befand. Doch hatte das Lob desselben nicht den geringsten Einfluß auf unser Avancement, welches überhaupt dadurch sehr aufgehalten wurde, daß der König einem jeden Offizier, den Abschied ungemein erschwerte.

In den Zeitraum von 1768 bis 1790 war der Verfasser nur der erste Premier-Lieutenant des Regiments geworden. Wir hatten mehrere Staabs-Capitains, die 15—16 Jahre diesen Posten bekleideten. Welche traurige Aussicht.

Verschwunden war auf eine lange Zeit, jede Wahrscheinlichkeit des Krieges; die Hoffnung sein Glück, bei dem Generalstabe zu machen, war sehr gering, weil zu befürchten stand, daß sich die üble Laune des Königes mit den Jahren sehr vermehren möchte. Doch fand eher das Gegentheil statt. Als der König den damaligen Lieutenant von Rüchel, jetzigen General der Infanterie (ich lernte ihn 1779 als Adjudant des G. M. von Knobelsdorf in Sachsen während des Waffenstillstandes kennen) zu sich nahm, so behandelte er denselben sehr gütig und gnädig; ein gleicher Fall war es mit dem damaligen Major v. Pritwitz unsers Regiments, nachherigen Generals, welchen er zu seinem General-Adjudanten der Kavallerie machte, und der auch diese Stelle bis an seinen Tod bekleidete. Er kam in die Stelle desjenigen Prittwitz, welcher schon 1778 bei Sr. Majestät sich befand, und 1815 in Hirschberg gestorben ist.

Kaum ruhten nach Beendigung des Krieges die Schwerdter, so setzten sich die Federn einer ganzen Menge von östreichischen Schriftstellern in Bewegung, ihr Glück sowohl an dem Könige als seiner Armee zu versuchen; ersterer erschien ihnen als ein am Geist und Körper geschwächter Greis, dem man Schach gestellt. Die preußischen Truppen aber standen in jeder Art sehr weit unter den ihrigen. Unsere Taktik, unsere Mannszucht u. s. w. waren ein Gegenstand ihres Tadels, ja einige gingen gar so weit uns den Muth abzusprechen.

Es wäre undankbare Arbeit, alle die längst im Herrn Entschlafenen wieder aufzuwecken, wir wollen daher nur zwei der vorzüglichsten nennen. Bourscheid und Friedel. Ersterer war Verfasser des vierten preußischen Krieges im Gesichtspunkte der Strategie, letzterer derjenige der Briefe aus Wien. Die erste Auflage der letztern erschien ohngefähr 1780.

Ob der V. gleich die Idee in den Generalstab zu kommen, nunmehr ganz und gar aufgegeben, so ward doch sein patriotisches Gefühl durch obige Schriften allzusehr gekränkt. Jene Schriftsteller fanden bei uns wegen der großen Anzahl von Unzufriedenen, vielleicht mehr Eingang als bei ihren eigenen Landesleuten, wenn man wenigstens einen ihrer Schriftsteller glauben darf; Stillschweigen galt für Anerkennen ihrer dreisten und beleidigenden Behauptungen. Die National-Ehre war zu sehr angegriffen, und bei einem künftig zu entstehenden Kriege konnten die Folgen nachtheilig seyn. Die öffentliche Meinung ist der Gott der Zeit, und jene National-Ehre eine Noli

me tangere von der zärtesten Beschaffenheit, besonders bei einem Volke, das erst seit nicht langer Zeit, so zu sagen, eine selbstständige Nation geworden war. Es gab zwei Wege, diesen Endzweck zu erreichen, der eine die Geschichte dieses Krieges zu schreiben, der zweite sich hauptsächlich auf Widerlegung der östreichischen Schriftsteller zu beschränken. Was das erste betraf, so konnte ein Einländer in preuß. Militair-Diensten und der noch dazu nur Seconde-Lieutenant war, unmöglich zwei Jahre nach geendigtem Kriege eine Geschichte desselben schreiben, welche durchaus die Forderungen der Kritiker befriedigte, um so mehr, da er weder Bekanntschaft im Generalstabe, noch unter den ersten Generals hatte. In der Armee des Prinzen Heinrich kannte er keinen; den einzigen General v. Knobelsdorff ausgenommen, welcher ein detaschirtes Corps auf dem linken Flügel befehligt hatte. Uebrigens war der König nicht über die Iser gekommen, wir hatten einige glückliche Gefechte, doch auch verschiedene unglückliche gehabt. Militairisch genommen lebten wir blos einige Monathe auf Kosten des Feindes, der erste Feldzug war nichts als ein Vorspiel des künftigen, und die Politik hatte ohne das Schwerdt, den Knoten des Schicksals gelöst.

Wie richtig, sagt übrigens der Prinz von Ligne in seinen vermischten Schriften. „Mit den Zeitgenossen ist man sehr übel dran. Nicht genug, daß man ihre Fehler verschweigen soll, soll man sie auch noch loben, und wie oft müßte man da der Wahrheit zu nahe treten.“

Wollte man den zweiten Weg einschlagen, und sich blos mit der Widerlegung jener Schriftsteller ab-

geben, so konnte man dies wieder nicht thun, ohne sich in eine umständliche Erörterung der verschiedenen unbedeutenden Vorfälle einzulassen, folglich befand man sich wieder auf dem ersten Flecke. Der V. suchte einen Mittelweg zu treffen. Ein Buch, was auf den soviel sagenden Titel einer pragmatischen Kriegsgeschichte Anspruch machen konnte, war noch nicht zu schreiben, er wollte daher Erstens einen Versuch, nur Beiträge zu einer solchen, liefern, und bat die Leser es für nichts weiter zu nehmen. Zweitens suchte er damit jene Widerlegung zu verbinden. Die östreichischen Schriftsteller hatten solche beleidigende Dinge, und Bourscheid besonders in einer neuen selbst erfundenen Sprache von uns gesagt, daß der V. es für das zweckmäßigste hielt, sie mit der Geißel der Ironie zu züchtigen, weil diese auf das große Publikum mehr Eindrücke macht, als die bündigsten Demonstrationen und die pragmatische Geschichte. Auch schien er im letztern Falle seine Absicht erreicht zu haben, denn es ward stille. Mochte er es übrigens unter obigen Verhältnissen einrichten wie er wollte, so fiel er immer der Kritik in die Hände. Entgieng er der Scilla, so war es doch nicht der Fall mit der Charybdis. So meinte z. B. ein Recensent der allgemeinen deutschen Bibliothek, seine Schrift wäre keine zusammenhängende Geschichte, weil sie in verschiedene Capitel abgetheilt wäre. Beiläufig muß er indessen erinnern, daß er sich nicht besinnt daß Herr v. Bourscheid uns die geringsten Vorwürfe wegen schlechter Mannszucht gemacht, diese Entdeckung war dem Hr. Grafen von Schmettau aufbehalten.

Uebrigens schrieb er nach seiner besten Ueberzeugung, seinem besten Wissen und Gewissen, und viel-

leicht mit mehr Freimüthigkeit, als sich ein Anderer an seiner Stelle erlaubt hätte, wenigstens gab er solche Winke, daß sie der aufmerksame Leser sehr leicht verstehen konnte. Er nahm sich vor, so unpartheiisch zu seyn, als es ihm nur in seiner Lage möglich war, wo er ganz und gar keine unmittelbaren Nachrichten östreichischer Seits erhalten konnte. Nie verschwieg er es, wenn auch die kleinste Patrouille von jenen nur ein paar Mann von uns zu Gefangenen machte. Von preußischer Seite adressirte er sich fast an alle Offiziers, von denen er gute Nachricht zu erhalten hoffen konnte, besonders aber an solche, die entweder bei kleinen Affairen commandirt oder als Adjudanten gegenwärtig gewesen. Auch lassen sich die vortrefflichen oder wenigstens guten Berichte der meisten gewiß nicht verkennen.

Was den Feldzug von Seiten des Prinzen Heinrichs betraf, so machte er zweimal, 1780 und 1781 Reisen nach Dresden, und ward wider seine Erwartung von den sächsischen Herren Offizieren unterstützt; er erhielt von ihnen sehr gute preußische und sächsische Tagebücher der verschiedenen Corps. Diejenigen, denen er sie zu verdanken hatte, waren besonders der General-Lieutenant Graf Anhalt und die Capitains von Tielke, v. Pirch (ein Adjudant des letztern Generals) und von Gadow, er kann diese ausnehmende Gefälligkeit nicht genug rühmen, da er vorher nicht die Ehre hatte, einen einzigen dieser vortrefflichen Männer zu kennen.

Der V. kann es sich nicht versagen, einige literarische Nachrichten von denselben hier mitzutheilen.

Der Capitain Tielke wollte sein Werk mit der Schlacht von Freyberg beschließen, zeigte auch dem V. die deshalb aufgenommenen schönen Pläne. Leider ist dies aber nicht geschehen, und seine Kränklichkeit (wie er auch in der Vorrede zum 6ten Stück anführt) mag daran Schuld gewesen seyn. Das Publikum hat nicht wenig verloren, weil der V. lange in Freyberg in Garnison stand.

In Recensionen hat man den Hauptmann von Gadow als Verfasser der Beschreibung und Abrisse der Schlachten und Treffen des Krieges von 1756 bis 1763. Deutschland. Erster Theil 1778 genannt. Eigentlich war er es aber nicht, sondern ein gewisser General, der den Namen dazu hergab, gedachter Hauptmaun aber sollte die Arbeit übernehmen. Die Materialien, die man ihm lieferte, taugten weder in Rücksicht der Beschreibungen noch der Zeichnungen etwas, worüber er sich gegen den V. bitter beklagte; auch fehlte es selbigen nicht an andern Beschäftigungen, nicht minder war er auch kränklich. Dieses Oeuvre malgrè soi, (da der eigentliche Autor nur die Ehre davon einerndten, ein anderer aber, wie gesagt, alle Arbeit übernehmen sollte,) fiel also sehr übel aus — und endigte mit dem Feldzuge von 1757. Die Plans waren sehr schön gestochen, aber falsch. Eine Recension derselben steht in der allgemeinen deutschen Bibliothek 42. Theile, S. 298.

Von dem Plane der Action bei Moys sagte gedachter Hauptmann dem V., er wäre mit Instrumenten aufgenommen. Von Lenthen hat ihn derselbe einen zu verschaffen gesucht, den man ihn für richtig ausgab. Wie sehr war es doch Schade, daß ein

Unternehmen, weches einen der sehnlichsten Wünsche der Militairs zu erfüllen versprach, und welches ein sächsischer General bei der Nähe von Böhmen am ersten ausführen konnte, gänzlich scheitern mußte.

Ein sehr würdiger Mann, der 1811 als Obrister gestorbene Herr von Trautschen, war Kommandant der Neustadt und Verfasser der militairischen und literarischen Briefe des Herrn v. T. Leipzig bei Jacobäern 1769. Mit mehrerer Leidenschaft war er Soldat, und liebte die Wissenschaften nicht minder. Alle Abende versammelte sich bei ihm, eine kleine ausgesuchte Gesellschaft, gute Köpfe vom Militair, nicht minder einige vom Civil. So sehr der König von Preußen, damals der Held des Tages war, so hatte er doch gewiß in ganz Sachsen, keinen größern Verehrer als den Herrn v. Trautschen.

Uebrigens hatte der Verfasser das Vergnügen, die Bekanntschaft des zweiten Siegers von Collin, des Generals von Benkendorf, und damaligen Major Aster, zu machen, dem wir die (wohl unstreitig die vorzüglichste) schöne Charte, der Torgauer Schlacht verdanken. Auch erwähne ich, (der Folgen wegen) der Herr von Brenkenhoff, so bei der Garde du Corps stand, und den ich schon ehedem kannte, als er in preußischen Diensten war. Ueberhaupt mußte man den sächsischen Offizier-Corps die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es in demselben, eine sehr große Anzahl geschickter und unterrichteter Offiziere gab.

Ohnerachtet aller der großen Mühe, die der Verfasser sich gab, und der Bereitwilligkeit, mit welcher man ihn von vielen Seiten unterstützte, mußte

dennoch seine Schrift, mehr als einen Fehler haben, die nicht vermieden werden konnten.

Erstens war er nicht im Stande, auf das bestimmteste anzugeben, welches der eigentliche Operationsplan, der gegenseitigen Heere, sowohl des Preußischen, noch weniger aber des Kaiserlichen gewesen, desgleichen wie und auf welche Weise derselbe im Verfolg des Feldzugs Abänderungen erlitten. Selbst jetzt ist der Vorhang mehr gelüftet als vollkommen aufgezogen. Was er äußerte, waren Vermuthungen, Hypothesen und nichts weiter.

Zweitens die Erzählung der Gefechte ist eine Klippe des Anstoßes, an welcher jeder militairische Schriftsteller mehr oder weniger scheitert, und wovon er bei Gelegenheit der Action von Roheniz durch mehrere Berichte, ein Beispiel zu geben gedenket. Ist man gleich selbst Augenzeuge, so kann man doch nicht alles übersehen, und ist man es gar nicht, so kann man noch schwerer, das Wahre vom Falschen, und das Absichtliche von dem Zufälligen, der Erzähler und der Berichtstatter, so ganz bestimmt unterscheiden? Wenn man ins Lager oder Quartier zurück gekehrt ist, dann werden gewöhnlich in der Regel, erst diejenigen Dispositionen ausgedacht, welche im Tumulte und der Hitze des Gefechts keinem Menschen einfielen. Hören wir nur über ein und dieselbe Action mehrere Augenzeugen ab, so werden wir den großen Unterschied bemerken, besonders wenn sie gar gegen einander gefochten haben. In den unmittelbaren Berichten an den kommandirenden General oder an das Publikum, vergrößert der eine Theil seine Thaten, und der andere leugnet seine Fehler, oder

sucht

solche zu bemänteln. Man sehe ein auffallendes Beispiel der verschiedenen Erzählungen, einer und derselben Begebenheit, S. 422. Versuch der militairischen Kriegsgeschichte dritter Theil und S. 101. der kleinen Berichtigungen über den Versuch u. s. w. Jenen Bericht von dem Rückzug des Lieutenants Loucadou vom Pösigberge, hatte der V. unmittelbar von jenem Offizier selbst, und er kann sich nicht überzeugen, daß er Sr. Königl. Hoheit den Prinzen Heinrich absichtlich eine grobe Unwahrheit sollte gesagt haben. Gerade so, wie er den Fall erzählt, hat ihn der Verfasser des Offizier Lesebuchs ꝛc. S. 117 aufgenommen. Der Lieutenant Loucadou stand mit diesem Verfasser in Magdeburg in einer und derselben Garnison; indessen ist der Fall sehr häufig, daß man im Kriege falsch siehet. Nach der Erzählung des Prinzen von Ligne sahen die Vorposten des General Gräven bei Gabel, zweimal kurz hinter einander eine Heerde Schaafe für eine feindliche Kolonne an, was glaubt man nicht erst oft da zu sehen, wo die Kugeln fliegen.

Sollte das Ideal der Kriegsgeschichte eines einzigen Feldzugs jemals erfüllt werden, so müßten solche diejenigen Feldherren erst einzeln beschreiben, welche gegen einander kommandirten, desgleichen beide gleichfähig, aufrichtig und unpartheiisch seyn. Läßt sich so etwas schon in Rücksicht ihrer Höfe denken? Soll eine solche Schrift erst nach ihrem Tode erscheinen, so erblickt sie vielleicht zu spät das Licht des Tages, wo keine Augenzeugen mehr existiren. Wäre indessen alles beseitiget, so möchte in Absicht der detaschirten Corps, wieder so manches zu erinnern vorkommen, wenn anders nicht einem Jeden in beiden Armeen frei stände, ohne Rückhalt seine Meinung über den

Krieg, nach dessen Beendigung so offen zu sagen, als es der Fall der Kritiker beim preuß. Gesetzbuch war. Diese erhielten Prämien, doch jene möchten sich sehr schlecht empfehlen. Sollte eine Kriegsgeschichte recht interessant seyn, so müßte man zugleich die genanesten Nachrichten über die Magaziene, die Verpflegung und die Kosten haben, so an Menschen, Geld u. s. w. aufgewendet worden. Immer wird dies alles nur ein frommer Wunsch bleiben.

Mit Recht über die gar zu handgreiflichen Unrichtigkeiten der Oestreichischen Schriftsteller aufgebracht, hat der V. sich öfters etwas satyrisch ausgedrückt. Wer bei solchen Anlässen als preußischer Offizier und Mann von Ehre nicht warm wird, den beneidet er nicht um sein Phlegma. Doch dies galt nur jenen Schriftstellern, jenen Libellisten u. s. w. nicht den braven kaiserlichen Offiziers, oder dem kaiserlichen Heere, denen er in so vielen Stellen, und wo er nur irgend die geringste Gelegenheit fand, seine aufrichtige Achtung zu beweisen suchte.

Man hat es ihm vorgeworfen, daß er an den Dispositionen der commandirenden feindlichen Generale, ja sogar an ihrem Operations-Plan manches getadelt, ohnerachtet ihm dieses als einem jungen Offizier gar nicht ziemte und gebührte. Er antwortet hierauf, daß er seiner Schwäche sich bewußt, entweder nur das Sprachrohr anderer geschickterer Männer war oder sich Hoffnung machte, einigen vorzüglichen Offizieren, im östreichischen Heere die Zunge zu lösen, indem er seine Ansichten mittheilte, denn so kannte er z. B. einst einen Mann, von dem man alles, was man wollte, erfahren konnte, sobald man

ihn reizte und widersprach. Diese Absicht hat er nur zum Theil und sehr unvollkommen erreicht. Auf dem sich selbst vorgezeichneten Wege, dachte er einmal selbst oder doch ein anderer dem Publiko eine erträgliche Geschichte zu liefern, wenn erst die meisten Haupt-Akteurs dieses politischen Kriegs-Dramas abgetreten wären, und mehrere Augenzeugen etwas besseres geschrieben hätten. Komme es wie es wolle, so habe er wenigstens Anlaß gegeben, daß das große Publikum gerechter von dem Könige und seinem Heer urtheilte. Man verzeihe es dem Verf. so viel über diese Schrift gesagt zu haben. Sie verdient es an sich nicht allein an dem Urtheil des Publikums, in Rücksicht seiner Unpartheiligkeit und Wahrheitsliebe liegt ihm jetzt besonders viel, ja Alles.

Die beiden Gebrüder Walter in Dresden übernahmen den Verlag dieser Schrift. Ihnen ist das militairische Publikum den größten Dank schuldig, denn sie haben, wie wir weiter unten sehen werden, sehr viele gute Kriegsschriften verlegt, und sich mit einem Artikel des Buchhandels abgegeben, der nichts weniger als sehr belohnend ist. Die Schrift erschien, sie fand, wie alles in der Welt viel Tadel und einigen Beifall. Die Hoffnung, daß man östreichischer Seits die Lücke ausfüllen würde, welche sich in der Geschichte dieses Krieges befand, schlug anfangs ganz fehl. Der Verf. erinnerte sich nicht mehr der Titel einiger sehr heftigen Pamphlets, die zwar sehr reich an Persönlichkeiten aber desto magerer an guten Nachrichten waren. Es war 1783 als ihm die gedachte Buchhandlung schrieb, man hätte ihr östreichischer Seits, eine Gegenschrift, von einem ausgezeichneten Offizier, (der nicht bekannt seyn wollte) und die mit

Mäßigung geschrieben, zum Verlag angebothen, man würde solche dann annehmen, wenn er nichts dagegen hätte. Ein seltenes Beispiel der Uneigennützigkeit eines Verlegers. Er antwortete, daß es ihm höchst angenehm seyn würde, wenn das Publikum von dieser Seite Aufklärungen erhielte, und die Herausgabe zum Vortheil der Herren Verleger gereichte. Seine Persönlichkeit käme hierbei nicht im geringsten in Betracht. Später und erst 1809 erfuhr er von gedachter Handlung in Dresden, daß der Verf. ein Prinz von Waldeck war, so sich damals in österreichschen Diensten befand, und in des Prinzen von Ligne Tagebuch sehr rühmlich erwähnt ist. Gedachte Schrift erschien unter dem Titel: Kleine Berichtigungen über das 1781 zu Königsberg erschienene Werk. Versuch u. s. w. Frankfurth und Leipzig 1784.

Der Verf. übergeht dasjenige, was der gedachte Schriftsteller an seiner Schrift lobt, und giebt nur einen kleinen Auszug dessen, was er in der Schrift tadelt, nebst einigen Bemerkungen. Einzelne Vorfälle werden ihre Stelle, an den gehörigen Orten finden. Ich würde die Leser im Allgemeinen nicht damit behelligen, gälte es nicht die Wahrheit der erzählten Thatsachen.

S. 4. „Weit nützlicher und interessanter wäre des Verfassers Buch gewesen, wenn er gesucht hätte, in den Augen des Lesers wenigstens unpartheiisch zu scheinen, u. s. w.“ Er bemühte sich lieber es zu seyn — allein da er als preußischer Offizier, zugleich eine Kritik derjenigen Schriftsteller schrieb, die uns mit

Schmähungen überhäuften, so konnte er, da die Widerlegung aus patriotischen Gefühlen ihm mehr Hauptzweck, als die Geschichte selbst war, die Klippe in den Augen des Lesers nicht ganz vermeiden.

„Bourscheiden hätte er auch nicht so sorgfältig kommentiren sollen — der arme Bourscheid ist wirklich wenig gelesen worden, dieß kann freilich der Autor in seinem Stand-Quartiere nicht wissen."

Er will gerne zugeben, daß jener Schriftsteller, im Oestreichischen (bei dem aufgeklärten Publiko, welches indessen jederzeit die kleinste Zahl ist) weniger Aufsehn gemacht, als bei uns, wo es so viele Schwarzsehende gab. Das Gegentheil scheint indessen daraus hervorzugehen, daß man von des Herrn v. Bourscheid Schrift mehrere Auflagen gemacht, desgleichen sie in das Französische, ja gewiß auch in andere Sprachen übersetzte. Wahrscheinlich werde ich bald obige Phrase in einer preußischen Recension mit Substituirung der Worte, Schmettau statt Bourscheid, und Landguth statt Standquartier lesen. „Der Schauplatz des Baierschen Erbfolgekrieges ist ja auch eine Mißgeburt, die Tagebücher der beiden preußischen und sächsischen Heere sind eben so übertrieben, wer wird sich aber die Mühe geben, dieß zu widerlegen." Hierin kann er dem Verfasser keinesweges beistimmen, das Tagebuch bei dem Heere des Königes ward von dem General v. Görz geschrieben, und ist ein Muster in seiner Art. Er hat bei dem, des Prinzen Heinrich eben so wenig etwas Uebertriebenes gefunden. Auch kann er aus gleicher Ursache den Schauplatz des

Baierschen Erbfolge-Krieges, Leipzig bei Breitkopf 1778 nicht unter die Mißgeburten zählen. Auch in allen übrigen von unserer Seits erschienenen Schriften, findet man nicht solche offenbare Unwahrheiten.

S. 5. „Der junge Mann hat die Sachen, die er selbst gesehen, ganz gut beschrieben, nur hie und da nicht recht beschrieben, — wo er sich aber auf Hörensagen und Beiträge gründet, da ist mehr gefehlt worden — er hat immer weit besser gesehen — nur embellirt und verziert — seine Freunde und Beiträger sind weit unverdaulicher."

Ey ey!

Hat der Verf. dasjenige, was er selbst gesehen nicht recht beschrieben, es verziert und ist er nur blos etwas verdaulicher als seine Gewährsmänner, so fällt das ganze Verdienst seiner Schrift weg, da er wie oben gezeigt, sehr wenig gesehn. Der Verf. hat diesen Freunden und Beiträgern im Ganzen das größte Unrecht angethan, wie sich bei einzelnen Vorfällen zeigen wird. Uebrigens belehrt uns sein Werk auf eine sehr unterrichtende Art über dasjenige, was im kleinen Krieg östreichischer Seits geleistet worden, und er erfüllte dadurch einen Wunsch, den der Verfasser S. 25. des Versuchs ꝛc. äußerte. Hätte der Verfasser nur noch mehr gesagt. Da nichts großes vorfiel, so konnte er desto lehrreicher in Absicht des kleinen Krieges werden. Immer ist sein Buch der schätzbarste Beitrag zu diesem Feldzug, vorzüglich gut ist derjenige Theil bearbeitet, wo sich der Verf. gegenwärtig befand, nämlich bei dem Feldmarschall Laudon. Wo er nicht zugegen war, da findet

man einen großen Unterschied. Doch eine Lücke füllte er nicht aus; der Verf. des Versuchs hatte wenigstens in seiner Schrift die Stärke der preußischen Armeen nach Regimentern, desgleichen die der detaschirten Korps, nicht minder alle Stellungen und Märsche, nebst den Tagen, wo etwas vorfiel ꝛc. genau angegeben, allein dieß, so wie vieles andere, vermißt man größtentheils von Seiten der Kaiserlichen, und dieser Verlust ist um so mehr zu bedauern, da der Verf. uns viel Gutes hätte liefern können, wenn ihn nicht irgend sonst etwas zurückgehalten hätte. Giebt man in einer Kriegsgeschichte, obige Data, nebst den vorgefallenen Actionen, so genau, und so gut es sich nur irgend thun läßt, an, so wird es hinterher einer gesunden Kritik sehr erleichtert, sowohl das Gute als das Fehlerhafte einigermaßen zu würdigen. Daß z. B. in dem Tagebuche des Prinzen v. Ligne, die einzelnen Tage so unrichtig oder gar nicht angegeben sind, ist sehr zu beklagen. Uebrigens stimmt der Verf. mit vollem Herzen in den Beifall ein, welchen diese Schrift gefunden, und welchen sie sowohl wegen ihrer Mäßigung als wegen ihres Inhalts vollkommen verdienet. Was er sonst gegen selbige zu erinnern nöthig fand, ist in der militairischen Monathsschrift die in Berlin bei Unger 1785 herauskam, gesagt worden, worauf er daher die Leser verweiset. So viel, um zu beweisen, daß es dem Verfasser der größte Ernst war, wahrhaft zu seyn.

Ueberzeugt, daß er über diesen sonderbaren Zwitterfeldzug, ohne Bewilligung des Königes nichts drucken lassen durfte, überreichte er ihm einen Entwurf, und nachdem er seine Genehmigung erhalten, das gedruckte Werk selbst, so wie es nach und nach er-

schien. Er schrieb ihm hierüber einige sehr gnädige Briefe.

Im preußischen Publiko waren übrigens die Meinungen sehr getheilt, man übersahe die Absicht auf den großen Haufen zu einer Zeit zu wirken, wo sich nichts Vollkommenes, in dieser Art geben ließ, und jene Unzufriedenen und Schwarzsehenden hätten ihm lieber einen Proceß gemacht, daß er den östreichischen Schriftstellern die Wahrheit gesagt; einem andern Theile hatte er jene wieder zu glimpflich behandelt. So macht man es, als militairischer Geschichtschreiber, keinem Theile recht. Die Bellona (von welcher ich weiter reden werde) erschien grade damals, und der Verf. war der einzige Redakteur. Militairische Schriften wurden in selbiger recensirt, und da man keinen andern Recensenten auffinden konnte, ihm auch unter der Zeit manche Berichtigungen zugekommen waren, so schrieb er die Kritik seines eigenen Buches mit einer Strenge, welche den Beifall anderer Recensenten, besonders in der allgemeinen deutschen Bibliothek erhielt. Dieser versicherte z. B. sie wäre ihm aus der Seele geschrieben. Ein solches Lob belustigte und schmeichelte ihn ungemein. Niemals würde er diesen Umstand erwähnen, (den man ihm als Eigenlob auslegen wird) hoffte er nicht dadurch das Zutrauen der Leser in dem Falle zu gewinnen, wenn er seine Quellen nicht immer anzeigen kann. Einiges was der Geschichtschreiber nicht sagen durfte, konnte der nicht leicht zu errathende Recensent sich erlauben.

Der Verf. ist endlich der Meinung, daß es dem Publiko nicht unangenehm seyn möchte, wenn er ihm einige Nachrichten von Schriftstellern, deren Bekannt-

schaft er gemacht, und welche über militairische Gegenstände geschrieben, mittheilt, weil er von selbigen in der Folge zu sprechen, Gelegenheit haben möchte. Der vorzüglichste darunter ist der eben erwähnte Rittmeister v. Cogniazo. Wie kam es doch, daß der Minister v. Dohm, die richtigen Ansichten dieses unpartheiischen Ausländers nicht denen des Grafen Schmettau vorzog?

Einige Zeit nach geendigtem Kriege erfuhr der Verf. zufällig, daß jener von ihm so sehr verehrte Rittmeister v. Cogniazo, sich in Schlesien und zwar zu Ingramsdorff ohnweit Schweidnitz befände. Man kann sich sein Erstaunen, seine Freude und sein Entzücken kaum denken. Sein Regiments-Cheff, der Prinz von Würtemberg, schickte ihn bald, nachdem er jene Nachricht erhalten, 1780 inkognito nach Neisse, der dortigen Revue beizuwohnen, und zu sehen, welche Evolutionen der König der Cavallerie machen ließe, bei dieser Gelegenheit hatte er das Glück, ihn nach 20 Jahren wieder zu sehen, und zu umarmen.

Eine kurze Zeit darauf traf den Herrn von Cogniazo das Unglück, seine Gemahlin zu verlieren, und da er aus dieser Ursache die dortige Gegend zu verlassen wünschte, so wählte er um des Verfassers willen, die Stadt Lüben, zwischen Liegnitz und Glogau, wo er im Standquartier stand, zu seinem künftigen Aufenthalte. Man würde ihn vielleicht der Partheiligkeit beschuldigen, wenn er das Bild dieses edlen Mannes weitläuftig ausmahlen wollte, daher nur einige wenige Worte über seinen Charakter und eben so wenige seine Biographie betreffend.

Er verband die größte Rechtschaffenheit mit der ausgedehntesten Neigung zu seinen Nebenmenschen, so wie ein durchdringender Verstand mit den ausgezeichneten Kenntnissen gepaart war. Auch ging er mit seiner Zeit fort, und es gab wohl wenige Männer, die so viel Kenntnisse in den verschiedensten Wissenschaften zugleich besaßen als er. Der Verfasser zählet dahin: Philosophie, Geschichte, Naturlehre, (vorzüglich Botanik) Mathematik, Kriegskunst, schöne Wissenschaften, Sprachen u. s. w. Ohne Affektation ohne Prätension ließ er sich in der Gesellschaft zu einem jeden herab, man hörte ihm mit Vergnügen zu, und verließ ihn selten, ohne etwas gelernt zu haben. Sein edler, liebenswürdiger Charakter machte alle diejenigen zu seinen Freunden, welche ihn näher kennen zu lernen das Glück hatten, und sein Tod versetzte sie in die tiefste Trauer. Ihnen allen war ein Vater, ein Bruder oder ein Freund gestorben, nachdem sie in mehr oder weniger innigen Verhältnissen mit ihm gestanden: unersetzlich war allen sein Verlust. Unter den Männern, die ihn vorzüglich schätzten, nenne ich die Ministers Grafen von Herzberg und Hoym, die Generale von Seidlitz und Kleist. Unter seine gelehrten und innigsten Freunde, den Grafen Matuschka auf Pitschen in Schlesien und den Professor Garve in Breslau.

Der Herr von Cogniazo war den 25sten Juli 1732 in Ungarn geboren. Seine Familie stammte eigentlich aus dem Venetianischen her. Die Mutter, eine geborne v. Norman, und nahe mit dem braven General Norman verwandt, welcher bei Wagram blieb. Bei dessen Tode erwähnte ein französisches Blatt (der Moniteur, wenn ich nicht irre) dieses vor-

trefflichen und in der kaiserlichen Armee sehr geschätzten Mannes, desselben auf eine höchst beleidigende Weise, indem es zu verstehen gab, als wenn er erst ganz kürzlich die französischen Dienste, und noch dazu im Kriege und ohne Abschied verlassen. Cogniazo versicherte, dies sey unwahr; jener General hätte seinen Abschied im Frieden und schon vor geraumer Zeit genommen.

Der Vater des Herren von Cogniazo diente im Oestreichischen Heere mit Auszeichnung als Oberster, und war ein Günstling des Kaisers Franz des I. Beide liebten das Studium der Chemie, beiden kostete der Stein der Weisen, ansehnliche Summen, natürlich nach Verhältniß dem Obristen am meisten. Letztern verleitete sein glühender Patriotismus beim Anfange des zweiten schlesischen Krieges auf seine Kosten, gegen ein gewisses Abkommen mit dem Hofe, ein Freikorps zu errichten, und sein ganzes nicht geringes Vermögen auf selbiges zu verwenden. Doch kaum war es komplet, als er auch schon das Unglück hatte, 1744 in Prag in dem Augenblicke erschossen zu werden, als die Preußen diese Stadt verließen, und er mit der Avantgarde in selbige eindrang. Wie es so oft im Kriege und in solchen Fällen gewöhnlich zu geschehen pflegt, ward das seinen Kindern (einem Sohn und einer Tochter) hinterlassene Vermögen, ihnen auf die unerlaubteste Art zu Wasser gemacht. Doch die großmüthige Theresia nahm sich dieser Eltern und Verwandtenlosen Waisen als wahre Mutter an, sie ließ den Sohn bei Hofe, die Tochter aber in einem Kloster erziehen, auch letzterer bis an ihr Ende eine Pension auszahlen. Als er in Dienste treten konnte, setzte ihn die Kaiserin bei das Infanterie-

Regiment Erz-Herzog Karl, und empfahl ihn dem damaligen Commandeur desselben, dem Obristen Siszkowitz auf das vorzüglichste.

Außer andern Schlachten, z. B. Collin, wohnte er der von Hochkirch bei, wo er durch den Leib geschossen wurde. Nach einem langen Krankenlager benutzte er diesen Umstand, bei die Cavallerie zu kommen, wo man ihn bei dem Husaren-Regimente Desoffi anstellte, und er 1760 bereits Staabs-Rittmeister war; 1761 erhielt er eine Schwadron bei gedachtem Regimente. Seinen großen Kenntnissen und guten Benehmen im Kriege hatte er dieses Avancement außer der Tour zu danken, denn er ward sehr gebraucht, besonders von dem Feldmarschall Beck. Nicht minder schickte man ihn auch oft mit Aufträgen an die feindlichen Generale, bei welcher Gelegenheit er die Bekanntschaft der gedachten preußischen, von Seidlitz und Kleist, machte.

Als der Krieg zu Ende war, wurde dem Regimente Desoffi sein Standquartier in Italien angewiesen, dieses war unter vielen andern Verhältnissen dem Herrn v. Cogniazo um so unangenehmer, da er sich dadurch (zumal bei der damaligen strengen Censur im Oestreichischen) von allem litterarischen Commerz, (seiner Lieblings-Leidenschaft,) so gut als abgeschnitten sahe, denn mit dem größten Enthusiasmus liebte er die Wissenschaften, besonders die Philosophie; ja auch als Protestant (er war reformirt) konnte ihm dieser Aufenthalt unmöglich gefallen. Während des Krieges hatte er in Schlesien die Bekanntschaft des Hofrath Krause gemacht, welchem eine Besitzung in Groß Strelitz, ohnweit Schweidnitz gehörte, beide

waren die innigsten und vertrautesten Freunde geworden, und um den Rittmeister v. Cogniazo zu vermögen, abzudanken und nach Schlesien zu kommen, schlug jener ihm vor, nach dem Kriege seinen Abschied zu nehmen, weil sich alsdann mit Vortheil, Güther würden kaufen oder pachten lassen; ja als man im Begriff war, den Frieden abzuschließen, schrieb er nochmals an ihn, und machte ihm verschiedene sehr annehmliche Vorschläge. Einige andere Umstände z. B. ein nicht sehr robuster Körper, eine durch den Krieg und die erhaltenen Wunden, geschwächte Gesundheit, und wie erwähnt, sein Enthusiasmus für Wissenschaften kamen hinzu, den Herrn v. Cogniazo zu bestimmen, seinen Abschied zu fordern, und sich nach Schlesien zu begeben; doch wie groß war seine Ueberraschung als bei seiner Ankunft in Schlesien, sein Freund vor 14 Tagen gestorben war. Er wünschte unter diesen Umständen in preußische Militairdienste zu treten, und die Generale v. Seidlitz und Kleist suchten ihn auf alle mögliche Weise darin zu unterstützen. Auch traf es sich grade, daß der König zur Revue nach Schlesien kam, doch ohnerachtet der Bemühungen und den Wünschen jener Generäle ließ ihm der König nur eine Staabs-Rittmeister-Stelle anbieten, indem gerade damals viele Offiziere der reduzirten Regimenter untergebracht werden mußten, welche der Herr v. Cogniazo aber anzunehmen, aus mehrern Ursachen Bedenken trug. Er reiste hierauf nach Frankreich, wo er mehrere Anverwandte unter dem dasigen Militair hatte, hier war aber ebenfalls nicht anzukommen. Bei Gelegenheit dieser Reise machte er bei einem kurzen Aufenthalte in Braunschweig die Bekanntschaft des damaligen Erbprinzen und erwarb sich dessen Gnade in einem so hohen Grade,

daß er ihm die wichtigsten Empfehlungs-Schreiben an die Großen des dänischen Hofes, besonders an seine Tante, die Königin, und an den Feldmarschall v. Fink, so ehedem in preußischen Diensten gestanden, mitgab. Cogniazo reiste nach Koppenhagen, allein ohnerachtet aller Empfehlungs-Schreiben eines so nahe mit dem Hofe verwandten Prinzen war auch hier keine Anstellung zu erhalten, weil der dänische Hof eben so gut, wie alle übrigen seinen Kriegsstaat einzuschränken suchte.

Groß war indessen das Erstaunen des Herrn v. Cogniazo, als ihm, (nachdem alle anderweitigen Bemühungen fehlgeschlagen), der Feldmarschall eröffnete, wie Se. Durchlaucht sich gegen ihn, in dem von ihm mitgebrachten Schreiben dahin erkläret, daß, wenn dessen Anstellung auf keine andere Weise zu erlangen stünde, er sehr gern mehrere 1000 Thlr. auf selbige zu verwenden bereit sey, und daß so eben ein gewisser Husaren-Rittmeister, seine Schwadron (ohngefähr um die Summe, welche der Prinz angegeben) einem andern zu überlassen wünsche. Gerührt von der Gnade des Prinzen erwiederte indessen der Herr von Cogniazo, daß er von einem solchen Anerbieten unmöglich Gebrauch machen könnte, da er erst kürzlich das Glück gehabt, Se. Durchlaucht kennen zu lernen, und diese Gnade zu groß wäre, als daß er sich jemals dafür erkenntlich zu seyn im Stande fühlte. Eine solche Großmuth zu Gunsten eines zwar verdienstvollen, doch vorher nicht von ihm gekannten Mannes, machte dem Prinzen um so mehr Ehre, da er grade zu dieser Zeit aus Italien zurückgekehrt war, und die damaligen Finanz-Verhältnisse des Hofes in Braunschweig, sich, wie bekannt, nicht in der besten

Ordnung befanden. Nicht minder Ehre aber machte es den Herrn v. Cogniazo, dies edle Anerbiethen nicht anzunehmen. Er kehrte von hier nach Schlesien zurück, heirathete die Wittwe des Hofrath Krause, mit welcher er in der glücklichsten Ehe lebte, und ward Landwirth. Da ihn indessen auch hier mehrere Unglücksfälle trafen, so verkaufte er nach einigen Jahren diese Besitzung, und widmete sich ganz den Wissenschaften.

Die Erscheinung von Bourscheids Schrift veranlaßte ihn, eine andre heraus zu geben, in welcher er zu beweisen suchte, daß noch so manche Fehler in der östreichischen Armee existirten, welche verhinderten, daß sie schon jetzt der preußischen gleich käme. Sie ward mit großem Beifall aufgenommen, und hat folgenden Tittel:

Freimüthiger Beitrag zur Geschichte des östreichischen Militair-Dienstes, veranlaßt durch die Schrift über den ersten Feldzug des preußische Krieges. Frankfurth und Leipzig 1770. (Sollte heißen 1779.)

Gegen diese Schrift erschien bald nachher: Freimüthiger Commentarius, über den freimüthigen Beitrag zur Geschichte des östreichischen Militair-Dienstes. Frankfurth und Leipzig 1780. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß alle jene Mängel zum Theil gar nicht mehr existiren, und sagt manches Gute, übertreibt aber auch vieles. Sie war dem preußischen Major v. Hahnstein, der nachher bei Friedrich dem II. Adjudant war, zugeeignet, den zwar der Verfasser nicht kannte, der sich aber in Böhmen sehr menschlich bewiesen

haben sollte. Die Vorliebe für denselben ging bei dem Verf. so weit, daß er jenem wünschte, er möchte doch einst in östreichische Gefangenschaft gerathen, um die Erfahrung zu machen, daß es unter den kaiserlichen Offiziere sehr viele edle und vortreffliche Männer gäbe. In Wahrheit kein vorurtheilfreier preußischer Offizier hatte nöthig, durch ein solches Unglück eine Erfahrung machen, worüber in unserer Armee nicht der allergeringste Zweifel jemals obwaltete.

Um die damalige Zeit erschienen dann auch Friedels Briefe aus Wien. 1783, welche einige Sensation, vorzüglich im Oestreichischen machten, und dahin abzielten, die politischen Einrichtungen Josephs mit den preußischen zu vergleichen, und jene weit über diese zu erheben. Ueber den Feldzug von 1778 äußerte er sich natürlich, wie alle östreichische Schriftsteller nach Bourscheid, und streute übrigens den lebenden Feldmarschall Lascy viel Weihrauch auf Unkosten des verstorbenen Feldmarschall Daun, so wie er auch die jetzigen Truppen ungebührlich über die alten östreichischen erhob.

Der Herr von Cognlazo schrieb dagegen: Briefe aus Berlin 1784. Späterhin schrieb er: historisch kritische Nachrichten von den durch die Briefe aus Wien und Berlin veranlaßten Streitschriften. Bei Löwe in Breslau 1786. Was den großen Beifall bewieß, den obgedachte letztere Briefe vorzüglich im Oestreichschen fanden, so erhellet solches aus dem Umstande, daß ein Schriftsteller im Oestreichschen einen 2ten Theil schrieb. Ein Fall, der sich auch schon daselbst mit Faustins philosophischen Jahrhunderte ereignet hatte.

Ohne

Ohnerachtet ich gewiß weiß, daß der Verfasser keine unmittelbare Nachrichten, aus dem Oesterreichischen erhielt (denn die wenigen Briefe, so er von daher bekam, drückten sich äußerst vorsichtig über die Reformen des Kaisers Joseph aus) errieth doch sein heller Geist, die wahren dortigen Verhältnisse, und die Stimmung der Nation in einem solchen Grade, daß man von seiner Schrift im Oestreichschen 5 oder 6 Auflagen machte, und solche den dortigen Nachdruckern, einen sehr reichlichen Gewinn verschaffte. Der Verf. hatte dem verstorbenen Feldmarschall Daun Gerechtigkeit widerfahren lassen, so wie dem ehemaligen östreichschen Heere, das im 7jährigen Kriege focht. Dieß, und wohl besonders der Wunsch, den Namen des Verf. zu wissen, veranlaßte ein Schreiben des Prinzen v. Ligne, Wien den 18 Juni 1784, welches durch den Lieutenant v. Brenkenhoff, so bei dem sächsischen Garde du Corps stand), in dem Jan. Stück der militairischen Monathsschrift, Berlin 1785 eingerückt wurde, und die Verdienste des Feldmarschall Lascy und des neuern Heeres erhob. Vielleicht gab es auch diesem Prinzen Gelegenheit, sein Tagebuch über den Feldzug von 1778 herauszugeben. Man kannte den Verf. nicht, daher wählte man dieses Mittel. Herr v. Cogniazo ließ die Sache auf sich beruhen, und beantwortete den Brief nicht.

Diese verschiedenen literarischen Fehden, besonders die Art, wie einer im Oestreichischen, von Theresias alten Kriegern sprach, hatten am Ende das Gute, daß Herr v. C. eine Schrift unter dem Titel herausgab: Geständnisse eines östreichischen Veterans, in politisch militairischer Hin-

sicht, auf die interessantesten Verhältnisse zwischen Oestreich und Preußen, während der Regierung Friedrich II. mit historischen Anmerkungen, gewidmet den königl. preuß. Veteranen, von dem Verf. des freimüthigen Beitrages u. s. w. Breslau bei Löwe 1788. 4 Theile. Dieses Werk füllte eine Lücke in der Militair-Geschichte, von Seiten Oestreichs, in Rücksicht der preußischen Kriege auf die vortheilhafteste Art aus, da er wegen seiner Unpartheilichkeit und der richtigen Ansicht der Begebenheiten, in beiden Armeen, den vollkommensten Beifall erhielt; und es wäre überflüssig, jetzt noch etwas zu dessen Lobe beizubringen, da die Meinungen über dasselbe gar nicht getheilt sind. Verf. dieses kann nicht umhin, sich dabei zugleich die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß er sich alle mögliche Mühe gab, den Herrn v. C. dahin zu bewegen, dieses Werk zu schreiben, welches ein so großes Licht über jene Feldzüge verbreitete, und den Dank aller derjenigen Militairs verdient, welche die Wichtigkeit aller dieser Kriege, die eine neue Epoche in der Kriegskunst herbeiführten, nach Würden gehörig zu schätzen wissen. Auch suchte er ihm dabei möglichst mit Nachrichten preußischer Seits an die Hand zu stehen.

Obgleich folgende Bemerkung in einer späten Schrift bei Gelegenheit der Schlacht von Hochkirch erst ihre Stelle finden sollte, will man sie doch lieber hier anführen. Die preußischen Schriftsteller wollen es sich platterdings nicht ausreden lassen, daß bei dieser Schlacht gerade eben derselbe Umstand, wie bei der von Steinkerken statt gefunden habe, wo der Marschall Luxemburg, einen Verräther entdeckte, wel-

cher den Prinzen von Oranien von allen Nachricht gab, und ihn zwang, selbigen zu schreiben, der Marschall würde ihn nicht angreifen. Der Herr v. C. widerlegte diese Meinung im 3ten Theile seiner Schrift. Herr v. Retzow aber äußerte sich im ersten Theile seiner Charakteristik ꝛc. S. 347. so bestimmt darüber, daß er sogar wußte, das Schreiben an den König von Preußen, sey in einem Ei verborgen gewesen. Der F. M. wäre dem Manne mit den Eiern begegnet, und hätte ihm befohlen, sie nach seiner Küche zu bringen. Dieß sieht indessen ganz einem Mährchen ähnlich. Der Bote mußte doch zuverlässig um die Sache wissen, und der F. M. hat ihn doch gewiß nicht selbst bis in die Küche begleitet. Herr v. R. weiß noch mehr. Der Verräther soll Schöllner geheißen, Major gewesen seyn, auf den Spielberg gekommen, und nach dem Hubertsburger Frieden, losgelassen worden seyn. „Da hätte er denn wahrhaftig ein sehr leidliches Schicksal gehabt. — Herr v. R. glaubt, Herr v. C. habe es bedenklich gefunden, die Niederträchtigkeit eines seiner damaligen Kameraden auf die Nachwelt zu bringen.

Der Verf. kann versichern, daß es nicht in dem Charakter des Herrn v. C. lag, eine Anekdote, so einen Verräther betraf, deshalb abzuläugnen, weil er mit ihm, in einer und derselben Armee gedienet. Unbekannt konnte sie ihm bei seiner großen Bekanntschaft in der Armee unmöglich seyn. Mehrmals hat er den Verfasser und andere Freunde versichert, daß kein Offizier oder sonst jemand auf den Spielberg gekommen. Uebrigens hat sich der König, so viel wir wissen, niemals erkläret, was die Ursache seiner so großen unerklärbaren Sicherheit, bei einem so

nachtheiligen Lager gewesen. Der Fürst v. Hohenlohe, welchen der König schätzte und viel Vertrauen bewieß, hat dem Verf. erzählt, der König hätte zwar über die Schlacht von Collin (wobei er sich keine Schuld gegeben) nie aber sich mit ihm über die von Hochkirch unterhalten.

Hintergangen ist der König allerdings durch falsche Nachrichten worden. Vielleicht durch einen doppelten Spion, welchen man aber selbst hinterging, oder der es eigentlich mit den Oestreichern hielt. Es läßt sich auch z. B. der Fall denken, daß irgend ein Offizier, oder sonst bedeutender Beamter der Armee, mit Wissen und Willen des F. M. den Spion gemacht, weil man preußischer Seits sich an den unrechten Mann gewendet, dem Könige, um ihn anzuführen, einige nicht ganz unwichtige Sachen (so aber ohne Folgen waren) berichtet, und der F. M. ihn gebraucht, dem Könige eine ganz falsche Nachricht zu hinterbringen. Daß, wenn solcher durch einen Spion hintergangen wurde, es einer gewesen seyn muß, auf den der König großes Vertrauen setzte, läßt sich aus seinem Benehmen trotz aller Vorstellungen und Nachrichten seiner Generale folgern. Nie wird man wohl über diesen Punkt, die reine Wahrheit erfahren. Der König verschwieg die nähern Umstände und östreichischer Seits konnte man ähnliche Gründe haben.

Als die französischen Offiziere 1807 und 1808 und die folgenden Jahre, auch unsere Gegend besuchten, sprachen sie nicht allein mit der größten Achtung von diesem Werke, sondern wünschten auch den Verf. kennen zu lernen, (besonders war dieß der Fall, mir

dem damaligen Obristen von Jomini). Herr v. C. vermied es aber möglichst, und schlug es letztern ab.

Außer den genannten Schriften hat derselbe auch folgende herausgeben: An den Verf. der zehn Briefe aus Oestreich. Es ist eine bescheidene Antwort auf jene unbescheidenen Briefe, gedruckt an der schlesischen Grenze. 1784. Der Verf. der letztern sagt: „Die Berliner Briefe hätten in Oestreich für eine gewisse Klasse von Lesern Epoche gemacht — man habe sie, so zu sagen, mit Heißhunger verschlungen; und ihre Nachdrücke, ihren Verleger, Brod auf etliche Monathe gebracht. Höchst unbedeutend war der Vortheil, den Herr v. C. von ihnen hatte. Er bestand blos in Exemplaren einiger Bücher.

In eben dem Jahre, erschien auch unter dem Druckort Wien und Berlin, eine Beilage aus Berlin in welchen der Verfasser derselben weidlich schimpfte. In der Vorrede drückt er sich so aus: „Ich habe aus dem Berliner Briefen nur das Gift abgezogen — vielleicht nicht alles, doch meines Erachtens das stärkste. Auch enthalten sie dessen soviel, daß man ganze Nationen (O Weh) damit vergiften könnte. Es ist meines Erachtens so korrosiv, daß es fast nirgends anders zubereitet werden konnte, als in jenen Fabriken, wo das Aqua tofana verfertiget wird, welches unter andern Klemens XIV. so früh gen Himmel beförderte.

Du ehrlicher vortrefflicher Cogniazo, bei Gott, Du warst kein moralischer Giftmischer! Du hattest

im Gegentheil die redlichsten Absichten, bei diesen Briefen. O sancta simplicitas! konnte man auch hier ausrufen.

Der ehrliche Mann glaubt steif und fest, die Väter der Gesellschaft Jesu hätten sie geschrieben. Die armen Väter. Er hätte sich es wohl niemals einreden lassen, daß einer seiner vorzüglichsten Landsleute, der Verf. dieser Briefe sey, welche er Schandbriefe nennt.

Betrachtungen eines Freundes bei dem Grabe des Grafen von Matuschka. 8. Breslau 1782.

Es war dieß ein Vertrauter des Herrn v. C. und eben derselbe, welcher die Flora silesiaca und astronomische Abhandlungen schrieb, welche in den Memoiren der Berlinischen Akademie, mit Beifall aufgenommen wurden. Am ersten Werke war Herr v. C. ein fleißiger Mitarbeiter.

Eine Schrift gegen die Geogemie des Herrn Silberschlag, wenn ich nicht irre unter dem Titel: Fragmente, philosophische, physikalische, über die Geogemie. 4. Breslau 1783.

Im Jahr 1786 heirathete der Herr v. C. das Fräulein v. Haugwitz in Lüben, und lebte daselbst bis an seinen Tod in philosophischer Ruhe, seine Muße den Wissenschaften und seinen Freunden widmend. Sein Tod erfolgte daselbst den 25. Juli 1811 zum größten Bedauern (nicht blos seiner Freunde, sondern) aller derjenigen, die ihn näher kannten,

und wegen seines vortrefflichen Charakters, ausgebreiteten Kenntnisse, und liebenswürdigen Benehmens im Umgange bedauerten. Sanft ruhe die Asche des Edlen.

Doch ich kehre zu meiner Wenigkeit zurück, und schmeichle mir, daß es dem Leser, besonders aber dem gelehrten Publiko nicht unangenehm gewesen seyn wird, vorstehende kurzgefaßte Nachricht über einen vortrefflichen Schriftsteller zu erhalten.

Zufällig hatte ich Gelegenheit die preußische Militair-Literatur, mit folgender kleiner Schrift zu bereichern: „Beitrag zur Geschichte des 2ten schlesischen Krieges. Aus den Papieren Sr. Excellenz des G. L. v. Nassau. Frankfurt und Leipzig 1780. 8 Bogen.

Der General-Lieutenant v. Nassau war einer der vorzüglichsten Generale des Königes, und zeichnete sich durch Vertreibung der Oestreicher aus Oberschlesien im 2ten schlesischen Kriege, desgleichen durch seinen Rückzug 1744 aus Böhmen ganz besonders aus. Der König gab ihm ein aus Niederschlesien neu errichtetes Dragoner-Regiment, welches sich gleich in der ersten Affaire 1744 sehr hervorthat, und sich im siebenjährigen Kriege nicht minder auszeichnete.

Ich erhielt diese Papiere durch einen gewissen Herrn Korge. Er war Regiments-Quartiermeister, bei dem gedachten Dragoner-Regiment gewesen, und im siebenjährigen Kriege bei dem Proviant-Wesen gebraucht worden. Man hat eine kleine, sehr gute Schrift, über die Truppen-Verpflegung im Kriege

von ihm. Nach gedachtem Kriege wohnte er in Ohlau; dieser Ort hat ihm seinen Tabacksbau, und durch selbigen also einen vorzüglichen Nahrungs-Zweig zu danken, denn er hat solchen zuerst dort eingeführt, auch eine Piece über selbigen geschrieben. Er verbreitete sich später weiter in Schlesien; besonders um das Städtchen Neumark.

Kurz vor dem Ausbruch des einjährigen Krieges, hatte ich Gelegenheit die interessante Bekanntschaft, des General-Majors Warneri zu machen, die ich bestens zu benutzen suchte, denn es war ein äußerst unterrichteter Mann. Er hatte grade damals seine Commentaires sur les Commentaires de Montecuculi par Turpin herauszugeben angefangen, welche ein schlesischer Buchhändler verlegte. Dieser glaubte aber nicht genug dabei zu gewinnen, und wollte diese interessante Schrift nicht fortsetzen. Es gelang mir, ihm an denen Gebrüder Walter in Dresden, einen andern Verleger zu schaffen, und dadurch vielleicht nicht allein, zur Vollendung dieses Werks beizutragen, sondern auch daß gedachter General, noch einige andere Schriften herausgab, z. B. über Guibert, Cäsar, die Cavallerie, deßgleichen über andere Autoren ꝛc. die sowohl in Absicht der Geschichte, als mancher guten Bemerkungen, besonders über die Cavallerie, viel lehrreiches und nützliches enthalten.

Am schmeichelhaftesten mußte es gedachten Herrn v. Warneri seyn, daß der russische General Romanzow ihm wegen seiner Remarquen sur les Militaire des Turcs u. s. w. (das erste Werk welches von ihm erschien) das große Compliment machte: Vous nous avés mené contre le Turcs.

Der König war dem General Warneri ehedem sehr gut geworden, weil er in dem 2ten Kriege verschiedene glückliche Coups gemacht, auch übrigens ein Mann von Kopf war. Man findet ihn einigemal in der Geschichte seiner Zeit erwähnt. Im Feldzuge 1757 wurde er mit seinem äußerst schwachen Husaren-Regimente, in Schweidnitz eingesperrt, wohin man es geschickt hatte, um sich, da es viel verlohren, wieder zu rekrutiren.

Der Commandant General v. Seers wollte ihm, als es noch Zeit war, nicht aus der Vestung herauslassen, und erlaubte es erst, wie es zu späte war. Die Versuche, welche man deshalb machte, schlugen fehl. Warneri war über seine Gefangenschaft, desgleichen über die Vertheidigung von Schweidnitz so aufgebracht, daß er sich nicht allein ein Kriegsrecht ausbat, das ihn lossprach, sondern auch vom König verlangte, er sollte ein Kriegsrecht über alle Generale halten lassen, welche sich in Schweidnitz befunden. Dieses Vorschreiben und diese Anmaßung mißfielen dem Könige so sehr, daß der General darüber seinen Abschied nahm und eine Zeitlang privatisirte. Einige Jahre später, ohngefähr 1776 wurde er General-Adjudant des Königes Poniatowsky von Pohlen. Die letzte Zeit seines Lebens lebte er in Breslau. Wegen einer Stelle, S. 64., die in der Bellona seine Gefangennehmung erwähnte, rückte er in das 10te Stück derselben S. 87. eine Rechtfertigung seines Benehmens in Schweidnitz ein. Die Schriften des Generals hatten übrigens die Aufmerksamkeit des Königes erregt, und man rieth ihm, sich auf der Cour in Breslau während der schlesischen Revue einzufinden. Da er Söhne im Militair-Dienst hatte, so war es ihm

um so mehr Pflicht. Der König sah ihn einige Minuten sehr starr an, sprach aber nicht mit ihm, ließ ihm indessen einige Artigkeiten wegen seinen Schriften sagen, desgleichen, daß er fortfahren möchte. — Ich habe den Verlust seiner Briefe sehr zu bedauern, besonders derjenigen während des Feldzugs von 1778 geschriebenen. Ehe noch der Feld-Marschall Laudon die Position an der Iser nahm, sagte er es mir im voraus, und beurtheilte den ganzen Ausgang des Krieges schon bei dessen Anfang sehr richtig.

Sehr leid hat es mir in Rücksicht dieses höchstschätzbaren Mannes gethan, daß ihm folgender Vorfall bei dem preuß. Publiko und allen Lesern sehr bittern Tadel zuziehen mußte. Warneri hatte während des 7jährigen Krieges (so erzählte er es mir selbst) nach seiner Entlassung sich ein Kollectaneum gemacht, wo er alles, was er vom Kriege hörte, ohne alle Ordnung und ohne genaue Prüfung mit sichtbarem Humor, eines (wie er glaubte mit Unrecht) vernachlässigten Mannes durcheinander schrieb. Als ich ihn einst in Breslau besuchte, zeigte er mir einen Brief von dem Buchhändler Gräffert in Wien, welcher ihn auf Ersuchen großer kaiserlicher Generale, wie er vorgab, um die Erlaubniß bat, jenes Manuscript herausgeben zu dürfen. General Warneri sagte mir, dieses Ansinnen sey ihm im höchsten Grade unangenehm, er hätte dem Buchhändler geantwortet, „daß er dies unter keinen Umständen erlauben könnte, weil alles nicht allein, ohne die geringste Ordnung hingeworfen wäre, sondern sich auch sehr viele höchst unrichtige Anekdoten darunter befänden, er möchte es ihm vorher zurückschicken; ich selbst, sagte er mir, besitze jetzt dies höchst unvollkommene Brouillon nicht

mehr, ich lehnte es dem General Seidlitz, und habe es nicht wieder erhalten. Der Verfasser bemerket hierbei nur so viel, daß der Herausgeber keinen Druckort und keinen Verleger angegeben, auch kann dieß Buch mit Zusätzen erschienen seyn (da es erst nach des Verfassers Tode herauskam) die nicht von dessen Hand sind. Warum erfüllte man des Verfassers Bitte nicht, es revidiren zu dürfen? Ist es erlaubt, so mit fremdem Guthe zu schalten und zu walten. Gräffert handelte hierbei wohl nicht, wie er sollte. So viel zur Ehrenrettung des General Waneri. Auch habe ich irgend sonst wo gelesen, daß wirklich die unsinnigen Sagen wegen der Verwundeten im 7jährigen Kriege, doch nur unter den Pöbel, im Schwange gewesen, denn was sagt man einem großen Manne nicht nach. Daß indessen ein Warneri so etwas schreiben sollen, würde ich mich nur dann überzeugen, wenn ich seine eigne Hand im Manuscript erkannt hätte.

Man lese übrigens die Erklärung des Sohnes des General v. Warneri im 1ten Bändchen der Schrift: Wahrheit und Freimüthigkeit in schwesterlicher Umarmung von Kausch. Nürnberg 1789. Gedachter Buchhändler Gräffert gab das Werk erst eine geraume Zeit nach jener Anfrage unter dem Titel: Campagnes de Frederic II. de 1756. à 1762. par M. d. W. 1788 heraus.

Eine gewisse Animosität gegen den König, (man kann es nicht läugnen,) blickt nur zu sehr und zu oft durch, und war bei dem lebhaften Temperamente des Generals in einer Schrift, die ganz und gar nicht für das Publikum bestimmt war, einigermaßen

zu entschuldigen; übrigens hätte er gewiß, wenn man es ihm zurückgegeben, sehr viel geändert, manche unrichtige Behauptung zurückgenommen, auch manches anders eingekleidet. Man lese z. B. nur seine Erzählung, von dem Treffen bei Landshut, um sich zu überzeugen, wie wenig brauchbar diese Schrift für den Geschichtschreiber ist. Siehe auch hierüber Tempelhofs Geschichte in sehr vielen Stellen. Doch etwas ist hierbei sehr merkenswürdig. Bei allen diesen seinen damaligen üblen Humor gegen den König giebt er doch Andern und nicht dem König den Verlust der Schlacht bei Kollin Schuld. Wenn irgend ein Mann bei seiner Wißbegierde, sich von allen Vorfällen zu unterrichten, und bei seiner Bekanntschaft in der Armee es sehr genau wissen konnte, so war es gewiß dieser General. Gegen mir hätte er sich in Privat-Unterhaltung, wenigstens keinen Zwang angethan. Doch nie hat er sich im Geringsten auf eine solche Art geäußert, dies kann ich auf Ehre versichern; immer hat er gegen mich dem Fürsten Moriz die Schuld gegeben. Da er bei der Schlacht gegenwärtig war, so ist seine Aussage unter allen oben gedachten Umständen sehr entschieden. Auch befand er sich nach der Schlacht bei denjenigen Corps, welches sie geliefert. Noch 1806 im Junius sagte mir der verstorbene G. L. v. Geusau in Berlin: wie man zwar wüßte, daß der König und Fürst Moriz bei dieser Schlacht, eine Streitigkeit gehabt, allein das, warum, sey nicht bekannt geworden. Sein Schwiegersohn, der Herr General v. Rauch, wird gewiß eben dies Sentiment von ihm gehört haben.

Der Umstand, daß wir nach 1778, die Tielkschen Beträge ausgenommen, (ich hatte das Glück,

dem Verfasser sehr gute Nachrichten und einen Plan über die russischen Feldzüge in Pommern 1761. durch den General-Lieutenant v. Thadden zu verschaffen, so dort kommandirte) sehr wenig über den 7jährigen Krieg hatten, ging mir sehr nahe, weil dieser Krieg dem Könige und der Nation zum unsterblichen Ruhme gereichte. Zweitens weil Lloyd (dessen Uebersetzung wir in Böhmen im Anfange des Feldzuges erhielten,) den König mit Unrecht so vieler Fehler und Versehen beschuldigte. Nebenbei wünschte ich auch manche Verbesserungen zur Sprache zu bringen, die mir nicht unwesentlich schienen, und entschloß mich daher, ein militairisches Journal unter dem Titel Bellona herauszugeben. Es war höchst nothwendig, die Anonymität auf das strengste zu beobachten, um desto unpartheiischer schreiben zu können, daher denn auch in dem 13ten Stück zu Unrecht vorgegeben werden mußte, die Verfasser wären keine preußischen Offiziere.

Durch eine ziemliche Reihe von Jahren, und mit nicht geringer Mühe hatte sich der Verfasser sehr schätzbare Nachrichten über diesen Krieg zu verschaffen das Glück gehabt, und es kann den Freunden der Militair-Litteratur und den Geschichtsforschern gewiß nicht unangenehm seyn, wenn man ihnen Aufschlüsse über einige giebt, und die Verfasser anzeiget.

Da dem Herausgeber die Militair-Recensionen in allen kritischen Journalen sehr vernachläßiget schienen, so wollte er zum Besten der Militairs Beispiele aufstellen, wie sie besser und gründlicher abgefaßt seyn könnten und sollten.

Das erste Stück erschien 1781., also ein Jahr früher, als das Tempelhoffsche Werk, welches diese

Zeitschrift, noch jetzt nicht unbrauchbar macht, und ihr das Verdienst nicht nehmen kann, zuerst den Anfang gemacht zu haben; gute Nachrichten über diesen merkwürdigen Krieg zu liefern.

Das erste Stück enthält das Tagebuch eines preußischen Offiziers, über die Feldzüge von 1756 und 1757, und ist nicht so vorzüglich als die andern. Zu diesem sowohl als den folgenden Stücken hat ein Recensent in der allgemeinen deutschen Bibliothek die schätzbarsten Beiträge, besonders in Absicht der genauen Bestimmung der Läger geliefert, welche in gedachter Bibliothek nachzusehen sind, und diese Lücke ausfüllen.

Im zweiten Stücke kommen Anmerkungen über die in Braunschweig im Jahre 1777. herausgegebene Geschichte des letztern Krieges in Deutschland vor, von welcher Schrift der englische General Lloyd Verfasser war. Obige Anmerkungen haben den Herzog v. Bevern selbst zum Urheber, sie sind von der größten historischen Wichtigkeit, weil sie von einem Augenzeugen und einem der ersten Generale der preußischen Armee aufgesetzt sind. Wer konnte z. B. besser, als der Herzog von den eigentlichen Umständen bei Kollin unterrichtet seyn, da er Augenzeuge war.

Ich erhielt diesen Beitrag sowohl als das Tagebuch des Feldmarschalls Lehwald über den Krieg in Preußen nicht weniger andere auf den siebenjährigen Krieg Bezug habende Nachrichten, von dem nachherigen Feldmarschall v. Knobelsdorff, meinen Onkel, der den Feldzug bei dem in Preußen stehenden Dragoner-Regimente v. Schorlemmer beiwohnte.

Im dritten Stücke findet sich eine vortreffliche Abhandlung über den Dienst der leichten Kavallerie im Felde, sie ist in den folgenden Stücken fortgesetzt, und nachher auch besonders abgedruckt worden; der Verfasser, so wie der des im 7ten Stück gedruckten Entwurfs eine Kolonne Wagen zu führen, war der Obrist v. Pölnitz des Bossischen Dragoner-Regiments. Das 6te Stück enthält eine Geschichte dessen, was vom 25ten August bis den 23ten November 1757 bei dem Corps unter den Befehlen des General-Lieutenants Herzog v. Bevern vorgefallen. Der Verfasser dieses interessanten Aktenstüks ist ebenfalls der Herzog selbst, und ich bekam solche ebenfalls durch gedachten Herrn v. Knobelsdorff. Es ist gegen die Beschuldigungen eines gewissen General-Majors v. Golz geschrieben. Ein Recensent der allgemeinen deutschen Bibliothek macht mit Recht die Bemerkung, „daß diese Widerlegung ein Muster in dergleichen Fällen sey, es herrsche darin keine Bitterkeit, keine Verkleinerung, sondern der Leser höre die Sprache der Wahrheit mit edlem Anstande.“ Ich konnte nicht umhin, durch Bekanntmachung des Verfassers beider obgedachten Aufsätze eine kleine Blume auf das Grab, dieses nicht ganz nach Würden gekannten preußischen Generals zu streuen, denn sie macht dem Charakter und dem Herzen des Herzogs die größte Ehre. Hatte er gleich das Unglück, bei Breslau zu kommandiren, so war 1762 Reichenbach, Revange pour Spierebac.

Wenn der geneigte Leser bemerkt, daß der erste Theil von Tempelhoffs Geschichte des 7jährigen Krieges, nicht sowohl eine zusammenhängende Geschichte desselben ist, sondern sich vielmehr die Widerlegung Lloyds zum Haupt-Gegenstande macht, so

werden die Aufsätze in der Bellona, so lange ihren großen Werth behalten, als keine neue verbesserte Auflage des Tempelhoffschen Werkes erscheint, wo jene Lücke ausgefüllt ist. Es ist sehr zu bedauern, daß der gedachte General durch den Tod verhindert wurde, eine 2te, wo er weniger genirt gewesen, ans Licht treten zu lassen. Jene Journale sind übrigens von ihm sehr gut benutzt worden.

Es war dem Verfasser selbst unbekannt, wer zum Theil die Verfasser der übrigen Tagebücher der einzelnen Feldzüge waren, daher hat folgende Nachricht im 62sten Theile der allgemeinen deutschen Bibliothek bei Gelegenheit des im 11ten Stücke eingerükten Journals des Feldzuges von 1758 seine Neugierde nicht wenig gereitzt, ohne daß er selbige bisher zu befriedigen im Stande gewesen. „Nicht leicht wird jemand den geschickten Verfasser verkennen. Es ist mit einer Aufrichtigkeit geschrieben, welche Handschriften eigner, als gedruckter, Bücher zu seyn pfleget. Ob der Druck mit des Verf. Bewilligung geschehen, wissen wir nicht, zweifeln aber fast. Indessen werden die Herausgeber der Bellona, sich durch Bekanntmachung desselben, gewiß Dank erwerben, weil wir wissen, daß man sich viele Mühe gegeben hat, dieses Journal im Manuscript zu bekommen, denn es ist das Beste, was wir von diesem Feldzuge haben, und erstreckt sich auf alle Operationen, der preußischen und alliirten Armee.

Im 10ten Stücke fängt sich die oben erwähnte Recension des Versuchs über den baierschen Erbfolge-Krieg an, wird im 11ten fortgesetzt und im 12ten beendigt

beendigt. Sie beschäftiget sich aber nur mit dem Feldzuge des Krieges in Böhmen. Vom 18ten Stücke an bis zum 20sten mit welchem sich die Bellona schloß, nahm ich keinen Antheil länger an selbiger. Da ich mich übrigens entfernt vom Orte der Herausgabe befand, so wurden auch manchmal Sachen eingerückt, die ich nicht aufgenommen hätte, z. B. eine Predigt im 5ten Stück und einige andere Sachen mehr.

Die Nothwendigkeit, ein strenges Inkognito zu beobachten, war Schuld, daß ich für meine Person Niemanden in der Armee auffordern konnte, Beiträge zu diesem Journal einzuschicken, und ohne zu wissen, mit wem man zu thun hatte, wollte sich keiner einlassen. Schrieb man von preußischer Seits über die Taktik, so stieß man beim Könige an *), geschahe es über den 7jährigen Krieg, so war es gewiß der Fall bei so vielen noch lebenden Generalen. Der Mangel an Antheil von Seiten des Militairs, deßgleichen eine mir nicht erklärbare Gleichgültigkeit des Publikums, verursachte, daß die Bellona nicht fortgesetzt wurde.

Ein sehr gutes für die Bellona noch bestimmtes Journal über den Feldzug von 1760 ward in die Berliner militairische Monathsschrift aufgenommen. In der allgemeinen deutschen Bibliothek erhielt übrigens gedachte Zeitschrift, sowohl in Absicht der Tagebücher, desgleichen der Recensionen ꝛc. großes Lob, und man konnte sich über die Kälte des Publikums,

*) Es war dem Könige sehr unangenehm, als die Saldernsche Instruktion gedruckt erschien. Er wollte es absolut nicht haben, daß dergleichen ans Licht träte.

bei den vortrefflichsten Nachrichten, von Generals und geschickten Offiziers verfaßt, nicht genug wundern.

Der Verf. glaubte den Militairs einen Dienst zu erweisen, wenn er ihnen einige Nachrichten über solche Werke ertheilte, von denen die Autoren zu seiner Zeit gelebt, und die er gekannt. Er würde indessen nicht dasjenige erwähnen, welches den Titel führt: Unterhalter für Krieger. Breslau 1782 und von welchen 15—16 Stück erschienen, wenn man nicht in der, in Hannover herausgekommenen, Militair-Bibliothek den damaligen preußischen Obristen v. Gröben, so die Kriegsbibliothek schrieb, als Verf. angegeben. Den Manen des gedachten Schriftstellers glaubt solcher folgende Ehrenrettung schuldig zu seyn.

Diese in ihrer Art und jetziger Zeit ganz einzige Schrift, hatte folgenden Ursprung: Ein gewisser Lieutenant v. Geispizheim, aus dem Reiche gebürtig, so bei dem Regiment Gablenz (nachher Celoch) in Schweidnitz stand, kam auf den Einfall, ein militairisches Journal schreiben zu wollen; da er indessen dazu ganz unfähig war, so sollten es andere schreiben, und alle diejenigen, von denen er glaubte, daß sie brauchbar wären, erhielten auf einmal anonymische Aufforderungen von ihm, doch trat er selbst sehr bald hinter der Coulisse hervor. Indessen hatte Niemand Lust, sich mit ihm zu associiren, ausgenommen, ein gewisser Professor J. in Liegnitz von der dasigen Ritter-Akademie, der ihm sein Wort gab, doch es hernach bald sehr bereute, denn er versicherte mir, er könnte nicht das Geringste, von den Aufsätzen des Herrn v. Geispizheim brauchen. J. war zu gutmü-

thig dem Herrn v. Geispitzheim aufzusagen, und da er sah, was die Sache vor eine Wendung nahm, so ließ er vielleicht einen Küster, hiesigen Primaner, oder Gott weiß, wen sonst, etwas schreiben, und schickte ein solches Schülerwerk, ohne es vermuthlich anzusehen, an den Herausgeber: denn wir können uns nimmermehr vorstellen, daß er selbst der Verf. gewesen. Wegen der Sonderbarkeiten dieser Schrift wollen wir dem Leser nur eine kleine Probe geben, und versichern übrigens, daß kein preußischer Offizier eine Silbe von den ersten 13 Stücken geschrieben (den Antheil den Herr v. Geispitzheim etwa dabei gehabt, ausgenommen). Wir führen folgendes aus der Recension der allgemeinen deutschen Bibliothek, 50stes Stück, Seite 293 an, da wir das Original nicht mehr besitzen.

Wenn dieser gute Schlesier (weiter giebt sich der Verf. nicht zu erkennen, als daß er in Schlesien lebet) etwas zur Bildung des moralischen Charakters der Krieger beitragen wollte, so müßte er diesen Stand mehr kennen, um die Quellen zu entdecken, woraus gewisse Uebel im Kriegs-Stand entspringen, die auf den moralischen Charakter des Kriegers Einfluß haben, er würde alsdenn diese Materie eindringender und interessanter haben behandeln können. So wie sie aber in den vor uns liegenden Blättern bearbeitet ist, so kann sie wohl für fromme Matronen ganz gut seyn, aber die Krieger können wohl so wenig Nutzen als Vergnügen aus selbigen schöpfen. Zur Probe, mit wie viel Vergnügen und Nutzen, der Verf. seine kriegerischen Leser unterhält, mag folgendes dienen.

„Der Soldat soll sich kein Gewissen machen, im Kriege zu tödten, weil er sich in dem Fall des Rich-

ters und Scharfrichters befindet, diese können mit Mitleid verurtheilen und tödten. — Im 2ten Stück warf der Verf. die Frage auf, wann ein Soldat sich in dem Fall befindet, vor Hunger zu krepieren, ob er alsdann wohl Jemanden etwas Speise nehmen könnte, um sein Leben zu erhalten? Der Verf. beantwortet diese verfängliche Frage mit ja: weil David in alten Zeiten vor Hunger, die Schaubrode aß, und weil er in neuern Zeiten von einem guten katholischen Christen weiß, daß er ein geweihtes goldenes Kreuz, so er von seinem Vater geerbet, der es vom Jubilão aus Rom mitgebracht hatte, und worin ein Stückchen Holz vom Kreuze Christi, und etwas Erde vom Berge Golgatha waren, bei einem Juden für 12 Dukaten, um seine Familie aus der Hungersnoth zu retten, versetzet hatte. (S. 12.)"

Im dritten Artikel, der von der Ehre des Patrioten im Kriege handelt, giebt der Verf. von dem Worte Patriot folgende Erklärung: (S. 27) Patriot ist ein Landsmann, nicht grade die, so in einer Stadt, oder in einem Lande geboren sind, sind Landesleute, sondern auch diejenigen, welche in einerlei Staat geboren worden, ja alle Bewohner des Erdbodens sind Landesleute, nur die Mondbürger und Bewohner der Planeten sind es nicht, obgleich Schwedenburg auf seiner Reise nach dem Mond, die Mondbürger Landesleute nannte, und diese ihm gleiche Ehre erwiederten. „Es scheint fast (bemerkt der Recensent,) als wollte der Verf. eher dem Mondbürger als den Juden das Prädikat Landsmann zugestehen, denn er sagt, die Juden wären zwar auch unsere Landsleute, aber nicht so sehr als die Türken und Perser, denn diese hielten doch noch Christum für einen großen Pro-

pheten. Was meinen Sie aber Herr Verf. von den den Juden Pinto und Gradis, von welchen sie sagen (S. 110.) daß sie ihr Vermögen, den Kirchen, Schulen und Armen vermacht haben, wir dächten, Sie nähmen es nicht so genau mit diesen. —

Vom Patriotismus entzückt, wünschet der Verf. selbst ein Krieger zu werden: wenn es darauf ankäme, alle Nachkommen Sem, Ham und Japhets, nur durch den Anblick, nicht durch Waffen unter eine Huth zu bringen. Ja er glaubet, daß Sebaldus Nothanker, um die Offenbahrung Johannes erfüllt zu sehen, selbst mitging. (S. 92.) „Der Verf. zeiget sich immer menschliebender, kurz vorher wünschte er ein Mittel zu erfinden, in Schlachten den Feind blos zu verwunden, ohne zu tödten, jetzt aber wünscht er, ihn nur blos durch den Anblick zu schlagen.

Patriotische Krieger redet er die Soldaten an, ihr sollt das Werkzeug in der Hand des allmächtigen Regierers seyn; um das ganze menschliche Geschlecht glücklich zu machen. (S. 83.) — Zur Zeit Augustus haben Krieger Friede gemacht, diese Zeit war es, wo der verheißene Friedensfürst geboren wurde, die Stimme: Ehre sey Gott in der Höhe, geht auch Kriegern an. (S. 73.) Nur durch bewaffnete Missionarien, nicht durch Philanthropinen, und Controvers-Prediger kann das große Werk der Vereinigung der zerstreuten Kinder Sems, mit den Kindern Japhets zu Stande gebracht werden. (S. 61.) Dergleichen übertriebenes und leeres Geschwätz findet man noch mehr S. 55. und 97. ja fast auf allen Blättern. Es ist kaum zu glauben, daß 13 dergleichen Blätter im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts noch

in Deutschland durch die Presse gehen können. Wir wünschen und hoffen mit allen vernünftigen Kriegern daß der Verf. uns mit seinen Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen, nicht ferner die Zeit verderben werde."

Im 53sten Stück d. A. D. B. S. 272. folgt eine Recension über die letzten Stücke. „Da kam denn eine Relation von dem Rückzug des sächsischen General Schulenburgs in Pohlen, und eine Abhandlung vor, wie man Juden und Soldaten gebrauchen könnte. Der Recensent meint, obgleich diese Aufsätze ganz gut wären, ließe sich doch bei denselben nicht mit Wahrheit, das Sprüchwort anwenden: Ende gut, alles gut."

Der Verf. dieser gegenwärtigen Schrift ward 1784 von einer Kränklichkeit befallen, die ihm die Aussicht raubte, noch länger in Kriegsdiensten bleiben zu können. Auch hatte er 1785 Gelegenheit, das Gut Buchwäldchen zwischen Parchwitz und Liegnitz zu kaufen, und es ward ihm daher nothwendig, sich einzig und allein auf ökonomische Wissenschaften zu legen. Ein Grund, welcher in Absicht gegenwärtiger Schrift billige Leser bewegen wird, viele Nachsicht zu haben, weil von diesem Zeitpunkt an, die Kriegskunst und ihre Literatur von ihm fast gänzlich vernachlässiget worden ist.

Sowohl aus dieser Ursache, als andern Familien-Verhältnissen, die ihm seinen Abschied in kurzer Zeit zu nehmen, bestimmen mußten, war es ihm sehr überraschend, als er im April 1790 nach Berlin zu kommen, befehligt ward, um beim Kriegs-Collegio,

und zwar als einer derjenigen 4 Aiden angestellt zu werden, welche bei dem bevorstehenden Kriege denen verschiedenen detaschirten Corps zugetheilt werden sollten. Es waren die Lieutenants v. Holzschuher, des Regiments Lichnowsky; v. Guionneau, Regiments Braun, (ein Bruder des Assessors beim Kriegs-Collegio) v. Bessel, vom Regimente Kronprinz und meine Wenigkeit. Ich hatte das Glück bei dem Corps Sr. Durchlaucht des Herzogs von Braunschweig angestellt zu werden, und mit diesem großen Feldherrn kurze Zeit in einige Verbindungen zu kommen, wovon das Andenken in meiner Seele stets bleibend seyn wird.

Bekanntlich endigten sich die Zwistigkeiten mit dem Kaiser Leopold, durch den Kongreß in Reichenbach, mit Rußland aber waren sie noch nicht beigelegt, daher blieb auch ein Theil der Armee, auf dem Kriegsfuße, welches auch der Fall mit den meisten Truppen in Schlesien war, über welche der Generallieutenant Prinz Hohenlohe das Commando führte. Man theilte den Verf. diesem Corps als Aide zu; nachdem die Armee auseinander ging, blieb er also in Schlesien bei demselben, und war im August wirklicher Hauptmann geworden.

Im Frühjahr 1791 schien es ganz gewiß zum Kriege mit Rußland zu kommen. Der Verf. ward im April Major, nach Berlin berufen, und sollte mit dem jetzigen General v. Guionneau, damaligen Major und Assessor beim Kriegs-Collegio, als Deputirter mit derjenigen Armee abgehen, welche man gegen die Russen bestimmte.

Doch der Krieg verzog sich von einer Zeit zur andern, weil die Engländer auch diesmal, wie den ganzen 7jährigen Krieg durch, zu unserm größten Nachtheil in Rücksicht der pommerschen Küsten keine Lust bezeigten, eine Flotte in die Ostsee zu schicken, und am Ende verglich man sich auch hier. Kaum schien indessen der Friede hergestellt zu seyn, so wäre der Krieg bald aufs neue mit Oestreich ausgebrochen, ein Umstand, der vielleicht sehr wenigen Lesern bekannt seyn möchte. Der Kaiser Leopold zögerte die Bedingungen der Reichenbacher-Convention zu erfüllen, dieses bewog den König, den General Bischofswerder an ihn zu schicken, und eine letzte Erklärung von demselben zu fordern. Man mußte fast unbezweifelt befürchten, daß es zum Kriege kommen würde.

In diesem Falle sollte der Schlag dem Blitze augenblicklich folgen, es ward in der größten Stille in Berlin alles ausgearbeitet, was auf den Operations-Plan und die Ausführung desselben Bezug hatte; indem man ungesäumt in Böhmen und Mähren eindringen wollte. Aus dieser Ursache ward der Verf. im Julius nach Schlesien (im strengsten Incognito), an den Minister Graf Hoym abgeschickt, damit er vorläufig das Nöthige in Absicht der Verpflegung besorgte, wenn es so weit käme.

Man ging hierbei so äußerst geheim zu Werke, daß um nur so wenige als möglich, mit dieser Sache bekannt zu machen, sie selbst dem in Schlesien kommandirenden General Prinz Hohenlohe, so gut wie allen denen übrigen Generals in andern Provinzen, so nach Schlesien marschieren sollten, vor der Hand noch ein Geheimniß blieb. Kaum war er indessen

zwei Tage in Breslau, so lief schon die Nachricht von Berlin, von der Befreiung aller Differenzen ein.

Derjenige Theil der Truppen, so in Schlesien nach der Revue nicht mobil gemacht wurde, blieb unter dem Befehle des gedachten Prinzen, wegen der Unruhen in Frankreich, mobil, ward aber auch im November desselben Jahres auf den Friedens-Fuß gesetzt: ein Beweiß, daß man bei der Pilnizer Zusammenkunft preußischer Seits noch nicht bestimmt entschlossen war, gegen Frankreich zu agiren. Erst im Februar 1791. (wenn ich nicht irre), wurden die schlesischen Truppen (und wie ich glaube, nur diese allein) aufs neue mobilisirt.

Erwähnen muß der Verf. hier noch beiläufig, daß er bei seinem Aufenthalte in Berlin die ihm sehr schätzbare Bekanntschaft des General v. Geusau machte, welcher 1778 die Stelle eines General-Quartiermeisters bei Friedrich dem II. bekleidete. Unter Friedrich Wilhelm dem II. bekleidete er den Posten eines General-Adjudanten der Infanterie, späterhin einen andern beim Kriegs-Collegio, und wurde dann unter Friedrich Wilhelm II. beim Kriegs-Collegio angestellt.

Eine nicht minder interessante Bekanntschaft war diejenige des damaligen Major und Assessor beim Kriegs-Collegio Herr v. Bölzig, er stand vorher bei dem Regiment Gensd'armes, und war seit 1778 Adjudant des Generals v. Prittwitz; 1792 Deputirter bei der Armee am Rhein, und später General-Adjudant der Kavallerie bei des itzigen Königs-Majestät. Krankheits wegen nahm er 1808 seinen Abschied.

Es war 1789, als das Werk des Grafen Schmettau erschien, und sowohl auf gedachten General von

Geusau, als alle Verehrer des großen Königes einen höchst ungünstigen Eindruck, zum Nachtheil des Verf. machte. Der Verfasser war besonders 1790 davon Zeuge in Berlin; in den Provinzen kannten es sehr wenige. Gern hätte ich schon damals etwas dagegen geschrieben, allein ich war nicht so glücklich, mit erforderlichen Nachrichten unterstützt zu werden. Einige hielten ihr Versprechen nicht, andere gaben vor, Freunde des Grafen zu seyn. Ich erfuhr zwar manches von dem gedachten General Geusau, damaligen Major v. Guionneau, Major v. Bölzig, nicht minder von Andern, allein es reichte zu meiner Absicht nicht hin. Indessen war unter den Offizieren des P. Heeres nur eine einzige Stimme, daß der Graf, Friedrich II. im höchsten Grade Unrecht gethan. Sehr ungern mußte ich damals meinen Vorsatz wegen anderer Geschäfte und Lebensverhältnisse aufgeben.

Des Verf. ferneres Privat-Leben gehört nicht hieher, doch bemerket solcher, daß er 1791 den Abschied nahm, und einige Jahre Landrath des Luebenschen Kreises und schlesischer Feuer-Societät-Director gewesen ist. Die wenige Zeit, welche ihm seine Dienst-Geschäfte übrig ließen, ward dem Studium der ländlichen Oekonomie gewidmet. Nicht ohne Erfolg führte er auf seinem Guthe eine deutsche (nicht englische) Wechselwirthschaft ein, worüber er vielleicht seine geringen Erfahrungen dem Publiko einmal mittheilt. Sein Wohnhaus brannte im Herbst 1812 ab; der Verlust fast aller und jeder Mobilien, schmerzte ihn weniger als derjenige seiner Bibliothek, der ihm über den Krieg von 1778 gegebenen Nachrichten und aller seiner Karten. Auch befanden sich einige Manuscripte darunter, und vom Verf. selbst eine Wider-

legung der Campagnes Friedrich II. vom Herrn Warneri. Alle diese Umstände lassen ihm eine sehr nachsichtige Beurtheilung dieser gegenwärtigen Schrift von Seiten des Lesers mit einigem Rechte erwarten, da er sich größtentheils auf dem Lande und in einer Gegend befindet, welche ihm nur sehr wenige litterarische Hülfsquellen darbietet.

Als die Denkwürdigkeiten meiner Zeit erschienen, kam ihm aufs neue die Idee ein, sowohl letztere Schrift, als diejenige des Grafen Schmettau zu berichtigen, ohnerachtet die Schwierigkeiten dieser Unternehmung, nach einem Zeitraume von etlichen 30 Jahren sehr viel Abschreckendes hatten. Von denen im Jahr 1778 in dem Gefolge des Königes sich befindlichen Adjudanten waren fast alle todt, ausgenommen unter andern der Major v. Prittwitz, der sich aber in den mißlichsten Gesundheits-Umständen befand, und dem Verf., als er etwas gegen den Grafen Schmettau schreiben wollte, schon ehedem eine abschlägliche Antwort ertheilte.

Nachrichten über diesen Gegenstand einzuziehen, war ein dem Verf. sehr angelegener Endzweck, als er im Sommer 1815 das Bad in Codowa besuchte; die Hoffnung mit östreichischen Offizieren, die ihm zu Nachrichten behülflich seyn könnten, Bekanntschaften anzuknüpfen, schlug indessen fehl, so viel Gefälligkeit man sonst gegen ihn hatte, doch nahm er seine Rückreise über einen Theil des ehemaligen Kriegs-Schauplatzes. Er ging den 24sten August von Nachod auf Ratiborsiz, Wetterniz, Horzezka, Brzist, Kowalkowitz. Im letzten Dorfe traf er derjenigen 80jährigen Greiß, Namens Herwischka, welcher 1778

ganz allein in selbigen zurückgeblieben, unterwegens an, von da setzte er seinen Weg nach Krabschütz fort, sprach hier verschiedene Leute, und begab sich alsdenn nach Wellsdorff, wo er übernachtete und die dortigen Einwohner, jede Auskunft, welche er wünschte, sehr willig ertheilten. Hier besuchte er nicht ohne tiefe Empfindung, das kleine Häuschen, in welchem Friedrich eine geraume Zeit wohnte. Den andern Tag begab er sich auf diejenige Anhöhe bei Kladern, über welche in Zukunft mehr gesagt werden wird, und verfolgte seinen Weg nach Deutsch-Praußnitz, nahm das Terrain gegen Sohr in Augenschein, und wollte sich von hier nach den Gegenden von Pilnicau, Arnau, Hohenelbe u. s. w. begeben, allein hatte der in diesem Sommer so häufig gefallene Regen die Wege in denen von ihm bis jetzt besuchten Gegenden fast grundlos gemacht, so mußte er in den eben gedachten weit durchschnittenern fortzukommen verzweifeln, als der heftigste Regen aufs neue eintrat. Zu seinem größten Mißvergnügen mußte er daher jenen Plan aufgeben, den Weg nach Trautenau, und von da nach Königshahn, dem letzten böhmischen Dorfe, einschlagen. Den 27sten August setzte er seine Reise über Michelsdorf nach Dittersbach fort, wo er die Zugänge des Oberdorfes, so ihm vorher nicht unbekannt war, genau in Augenschein nahm, und einige alte Leute sprach. Von hier begab er sich über den Paß nach Schmiedeberg und Hirschberg, und mußte es am letzten Orte sehr bedauern, den ehemaligen Adjudanten des Königes, Major von Prittwitz Krankheits wegen nicht sprechen zu können. Auch starb derselbe wenige Wochen nachher. Mißmüthig über so manche fehlgeschlagene Erwartungen seines Plans, verließ der Verf. diese Gegend.

Sehr oft hatte derselbe in seinem Leben die Erfahrung gemacht, daß, wenn man nur etwas ernstlich und von ganzer Seele will, sich öfters große Schwierigkeiten besiegen lassen. Noch lebte außer einem Adjudanten Friedrich II. (dem Herrn von Knobloch) nur ein einziger, welcher den ganzen Feldzug von 1778 mitgemacht, und von dem Könige viel gebraucht wurde. Es war dieses der jetzt in östreichischen Diensten stehende General-Feldzeugmeister von Lindenau, welcher in beiden Heeren mit vieler Reputation gedient, und besonders durch seine Schriften über die Winter-Postirungen sich bekannt gemacht hat. *) Ohnerachtet ich nun nicht die Ehre hatte, ihm bekannt zu seyn, so wagte ich es doch, an ihn zu schreiben, ihm meine Absicht zu entdecken, und um Nachrichten über manche Vorfälle zu bitten. Er war nicht allein so gefällig, sie dem Verf. auf die liberalste Art zu ertheilen, sondern ihm auch sogar verschiedene Briefe des Königes im Original mitzuschicken, deren Authenticität ganz unbezweifelt war. Der Verfasser nahm Abschrift von letztern, legte sie dem Major von Dreßler und Hauptmann Maizeroy in Liegnitz vor; beide erkannten die Unterschrift des Königes, wie auch die bekannte Hand des Kabinets-Secretairs, und bestätigten durch ihre Unterschrift die Richtigkeit derjenigen Kopie, welche ich zurückbehielt. Die mir von dem Herrn G. F. Z. mitgetheilten Nachrichten sind von dessen eigner Hand geschrieben. Das Publikum hat es also der Gefälligkeit eines so geschickten Generals zu verdanken, daß ich durch selbige vorzüglich in Stand gesetzt worden, die falschen Behauptungen des Grafen Schmettau in ihrer ganzen Blöße darzu-

*) Leider ist er im März dieses Jahres 1813 gestorben.

stellen. Uebrigens tragen dieselben das Gepräge der Wahrheit so auffallend an der Stirne, daß kein Unpartheiischer an der Richtigkeit derselben zu zweifeln versucht werden kann. Da ich mich sehr oft auf den Verf. werde berufen müssen, so werde ich ihn entweder mit G. F. Z. v. K. oder blos mit A. bezeichnen. *) Im Frühjahr 1816 machte der Verf. im Mai eine Reise nach Berlin aus eben der Absicht. Die jetzigen Herren Generale v. Bölzig und Guionneau theilten ihm noch verschiedene Anekdoten über den Krieg von 1778 mit.

Im Sommer darauf reiste er nach Codowa, und nahm seinen Weg über Schatzlar, Altstadt, bei Trautenau, Jungbuche, Hohenelbe, Arnau, Kezelsdorf, Wellsdorf und Nachod. Auch diesmal trafen ihn wieder sehr heftige Regengüsse, die die Beurtheilung der Gegend ungemein erschwerten. Von Hohenelbe fuhr er hinter dem Lager v. Pelsdorf auf Arnau, längst der Position der Kaiserlichen und an der Elbe, im Thale hin. Genaue Nachforschungen über diese Position unmittelbar anzustellen, unterließ er theils wegen schlechten Wetter, theils aus Delikatesse. Von Arnau fuhr er über den ziemlich hohen Katharinen-Berg bei Kezelsdorff vorbei über Wellsdorf nach Nachod.

Im Frühjahr 1817 machte der Verf. eine Reise nach Ober-Schlesien, und besuchte bei dieser Gelegenheit die Gegenden von Troppau, Jägerdorff, Freudenthal und Zuckmantel. Nach seiner Rückkunft nahm

---

*) Der Herr General v. Knoblauch entschuldigte sich in einem Schreiben mit seinem Alter, mißbilligte aber die Schrift des Grafen Schmettau, und bediente sich überhaupt des Ausdrucks: **Si non scripsisses, Philosophus mansisses.**

er eine Reise durch Deutschland in militairisch-litterarischer Rücksicht vor, um in den Privat-Bibliotheken der sächsischen und hessischen Fürsten, Nachrichten über die Kriege der Preußen, oder wenigstens über jenes Süßenbachsche Manuscript einzuziehen, welche in Absicht der erstern nicht ganz nach Wunsch, in Absicht des letztern aber ganz vergeblich war. Bei dieser Gelegenheit sahe er die Schlachtfelder von Hochkirch, Bergen, Torgau, Prag und Kollin, neuere nicht zu erwähnen. Von hier nahm er den Weg über Chlumetz, Königgrätz und Jaromitz nach Kodowa.

Durch einen sehr günstigen Zufall, nehmlich einer Verwechselung der Couverte erhielt der Verf. denjenigen Aufsatz, welchen einer unserer vorzüglichsten Generale, der Feldmarschall Graf Kalkreuth an den Minister v. Dohm bei der Gelegenheit, als letzterer ihn um Nachrichten wegen desjenigen, was 1778 bei der Prinz Heinrichschen Armee vorgefallen war, ersuchte, schicken wollte. Wenn wir diesen Aufsatz zitiren, werden wie ihn mit B. bezeichnen. In denselben befindet sich folgende bemerkungswürdige Stelle vor. „Der Graf Schmettau im Privatzwiste mit Friedrich II. begriffen, hat demselben wohl dann und wann zu scharf beurtheilt. Leider hat der Minister von Dohm diese Warnung ganz und gar nicht beachtet.

Die Leser werden es uns nicht minder Dank wissen, wenn wir sie bei dieser Gelegenheit, mit einer interessanten Schrift bekannt machen, von welcher nur sehr wenige Exemplare existiren. Ihr Titel ist: Militairische Geschichte des Prinzen Friedrich August v. Braunschweig-Lüneburg ꝛc.

Oels 1797. Sie rührt von gedachtem Herzoge, theils unmittelbar her, theils ist sie unter seiner Aufsicht geschrieben. Wir glauben, uns die Leser um so mehr zu verbinden, wenn wir aus ihr verschiedenes mittheilen, da sie sich in sehr wenigen Händen befindet.

So groß der Werth dieser Schrift in Betracht des Krieges der Alliirten, und des Feldzugs in der Niederlanden 1793 wirklich ist, so muß man doch sehr beklagen, daß es in Rücksicht des Königs von 1778 mehr Tagebuch und Memoire, als eigentliche Geschichte zu seyn scheinet; denn wir finden darin nichts über den Operations-Plan, sowohl des Königes als des Prinzen Heinrich, den projektirten Angriff auf Hohenelbe, den dadurch verursachten Arrest des Generals Anhalt und andere Dinge. Dagegen dienet sie sehr gut, den Grafen Schmettau zu widerlegen, und verbreitet vieles Licht über die Denkungs- und Handlungsart des Königs zu der damaligen Zeit. Der Kürze wegen wollen wir sie P. F. benennen.

Von den Schriften, welche dem Verf. sonst über diesen Feldzug, nach Erscheinung seines Versuchs ꝛc. über diesen Krieg bekannt geworden, die er jetzt benutzt hat, auf welche er die Leser verweiset, führt er folgende der Reihe nach an: Die schon erwähnten Geständnisse eines östreichischen Veterans u. s. w.

Die Gedanken dieses Verf. über den Feldzug von 1778 enthalten eine so richtige Darstellung der höchst sonderbaren Verhältnisse desselben, daß sie allgemeinen Beifall fanden.

Eine

Eine andere Schrift, deren weitläuftigen Titel man nicht ganz beschreiben will, ist folgende: Traité de la Castrametation etc. On y a joint le Journal des Operations de l'Armée prussienne saxonne aux ordres de Son Altesse Royale le Prince Henri de Prusse, pendant la Campagne de 1778, avec des reflexions militaires, par Mr. Joseph de Tallois ci-devant Major des Jugenieurs au service de sa Maj. le Roi de Prusse. A. Dessau 1783. Der Verf. zeigt sich als ein einsichtsvoller Offizier, welcher sich die Freiheit nimmt, einige kritische Bemerkungen über die Operationen der Preußen unter den Prinzen Heinrich zu machen, welche den Beifall der Kenner erhalten haben, und von welchen wir das Wichtigste den Lesern mitzutheilen, uns vorbehalten wollen.

Nicht minder interessant ist das Tagebuch des Prinzen von Ligne von 1778 in seinen vermischten Schriften, dessen 4ter Theil 1797 zu Dresden, in der Walterschen Hof-Buchhandlung erschien. Gedachtes Tagebuch giebt uns die wichtigsten Winke und Aufschlüsse über den Feldzug des Feldmarschall Laudon, doch ist zu bedauern, daß wir, (wie schon erwähnt) nicht genug Belehrung über die Märsche und Stellungen des Feldmarschalls u. s. w. erhalten. Der Verf. berichtet uns eigentlich blos, was bei seinem Corps oder Detaschement vorgefallen, alles Uebrige erfahren wir nur beiläufig. Der Kürze wegen wollen wir es mit P. v. L. bezeichnen.

Das Wichtigste von allen ist wohl unstreitig die Geschichte dieses Feldzuges selbst in den hinterlassenen Schriften des Königes, wenn gleich Graf Schmettau und nachher Herr von Dohm Zweifel ge-

gen die Aufrichtigkeit des Königes zu erregen, (wie ich schon bemerkt) suchen. Wenn ich mich nicht so irre, so geschah es aus großer Delikatesse, daß er lange nicht alles sagte, was er sugen konnte, um sich bei den Kriegern zu rechtfertigen. Als hätte es der große Mann geahndet, schloß er die Vorrede zu diesem Theile seiner Geschichte mit den höchst merkwürdigen Worten: Je me borne simplement a l'office d'un histoire, qui veut decrire avec verité et avec clarté les choses qui se sont passées de son tems, sans exagerer, ni falsifier, les moindres circonstances. Je n'ai jamais trompé personne durant ma vie, encore moins tromperai je la posterité.

Der Graf Schmettau erregt, wie gesagt, ebenfalls Zweifel gegen die Richtigkeit, doch wenn der König auch im Einzelnen, z. B. im unrichtigen Anführen der Namen einiger Oerter und Personen (wegen Gedächtniß-Fehler) irren sollte, so ist doch hier der Operationsplan und die Ausführung desselben die Hauptsache.

Man fühlt es sehr wohl, daß er weder des Prinzen Heinrichs, des Generals Anhalt, noch anderer Generale, auf eine tadelnde Weise erwähnen wollte. Dieß macht meines Erachtens nach, dem Charakter des Königes die größte Ehre, weil es wahrscheinlich war, daß seine Geschichte noch bei dem Leben jener Männer erschien. Den Leser verweiset der Vf. übrigens noch auf folgende Aufsätze in Betreff des Feldzuges von 1778, da er sich einigemal auf selbige berufen möchte.

Er hat sich z. B. folgendes Manuscripts bedient, so den Titel führte: Journal des Operations

de l'armée du Roi, du 3 Juillet, jusqu'à 3. Nov. de la même année. Es ist solches von dem Gen. Görtz geführt worden, welcher sich im Gefolge des Königes befand. Wir werden solche mit Tagebuch bezeichnen. Die Schrift, welche unter dem Titel Positionen, mit sehr schlechten Plänen herauskam, scheint ein magerer Auszug derselben zu seyn. Das beste Buch, welches wir den Lesern über diesen Krieg sonst noch empfehlen können, sind: die zuverlässigen Nachrichten von dem über die Baiersche Erbfolge gehaltenen Kriege. Leipzig bei Kummer 1788.

Mit großen Lobeserhebungen finden wir in einer Recension folgendes Buches, so aus dem französischen übersetzt, erwähnt: Geschichte der Streitigkeiten, welche über die baiersche Erbfolge entstanden, und durch den Friedensschluß zu Teschen beigelegt sind. Halle bei Gebauer 1785. Wir können dem Verf. das Verdienst nicht absprechen, er habe in gedrungener Kürze die gepflogenen Unterhandlungen recht gut erzählet — allein militairischer Seits wäre wohl sehr viel zu erinnern. Von der Rede des Königs an seine Generals S. 55. haben wir nichts gehört, auch sieht es dem König gar nicht ähnlich, zu ihnen zu sagen: „ich werde mich wegen meines schwächlichen Alters, auf Märschen einer Postkutsche bedienen, und Sie haben die Freiheit dergleichen zu thun." Das ist ihm nicht einmal im Traume eingekommen. So viel haben wir wohl gehört, daß ihm ein General solches vorgeschlagen haben soll, er aber erwiedert: „wenn ich fahre, so fährt die ganze Armee.

Mehrere Beispiele von Unrichtigkeiten, die äußerst häufig sind, wollen wir nicht anführen. Wie wir aus der Vorrede ersehen, ist der französische Titel: Histoire de la guerre et des négotiations qui ont precedees le traité de Teschen, à Geneve. Der Uebersetzer sagt: es hätte sich diese Schrift in jener Sprache schon selten gemacht, allein in Wahrheit, so günstig auch die Recension im 81. Stück der göttingschen gelehrten Anzeigen ist, so hätte doch das Publikum nichts verlohren, wenn sie auch unübersetzt geblieben wäre.

Herr v. Bülow schrieb! Prinz Heinrichs v. Preußen kritische Geschichte seiner Feldzüge von d. V. des Geistes des neuen Kriegssystems. Berlin 1805. Sie ist nur allzukurz abgefaßt, auch möchten wir alle Urtheile in Wahrheit nicht unterschreiben.

Um nicht immer den ganzen Titel der erwähnten Schriften bei Citaten abzuschreiben, wollen wir einige auf folgende Weise verkürzen. Z. B. P. H. von Herrn v. B. Histoire de mon tems. — Geschichte meiner Zeit. Man wird sich auf die französische Ausgabe. Berlin bei Decker 1788 berufen. Geständnisse eines östreichischen Veterans — Geständnisse. Bourscheids 4ter preußischer Krieg. Bourscheid.

Daß übrigens so viele Schriften, über einen so unbedeutenden Feldzug erschienen, rührte wohl daher, daß 16 Jahre in Deutschland kein Krieg geführt worden, eine große Anzahl Militairs sich auf die Kriegs-Wissenschaften gelegt, und Friedrich der Große noch einmal den Kampfplatz betrat. Zum Glück für Deutschland wurde mehr Dinte verschrieben als Blut

vergossen. Wenn sich indessen Friedrich auch hier seiner würdig benahm, so wird es die Nachwelt uns danken, wenn wir die Kritiken eines Grafen Schmettau und Ministers v. Dohm, zu prüfen und zu widerlegen suchen, diejenigen aber, so diesen Krieg mitgemacht, werden uns das Zeugniß der Wahrheit, der Treue und Unpartheilichkeit gewiß nicht versagen können. Mehr ambiret der Verf. nicht, und giebt alles Uebrige den Recensenten gern und willig Preiß.

In Absicht der Schreibart bittet er die Leser nicht minder um Nachsicht. Er hat sein ganzes Leben unter Soldaten und Landleuten, in mannigfaltigen Geschäften zugebracht, und ist des Wahnes, daß historische Wahrheit keiner Toiletten-Künste bedürfe. Die Jugend schmücke sich mit Rosen, soviel sie wolle, das Alter kleiden sie nicht mehr. Viele Ausdrücke, und die Schreibart des Verf. wird übrigens vielleicht unsern Puristen mißfallen. Allein ein alter ehemaliger Soldat kann sich nicht wohl in diese Neuerung finden, und sich unmöglich solcher neuen Wörter als Vorhut, Nachhut, engseln (statt defiliren) bedienen.

Bei den ernsten Gegenständen der Geschichte kommt es ja mehr auf Wahrheit und ungeschminkte Darstellung als schöne Diktion an, und die einfache offne Sprache eines Veterans, möchte wohl eher Zutrauen bei den Lesern gewinnen, als die Blumen-Sprache eines Romanen-Schreibers. Dieser will dichterische Ideale des Schönen, jener nur wahre leibhafte Menschenkinder, ohne Gewänder und Schleier, wie sie Mutternatur giebt, nebst ihren Tugenden, Fehlern und Schwächen, der Nachwelt zum Besten geben. So sehr ich Friedrich

den Großen verehre, so bin ich doch weit entfernt, die Absicht zu haben, sein gerechtes Lob zu übertreiben. — Auch ist ja meines Erachtens weiter nichts nöthig, als nur wahr zu seyn, um ihn der Verehrung aller künftigen Jahrhunderte werth zu finden. Diesen gerechten Zoll, brachte ihm seine Zeit in vollem Maaße dar — die heutige will ihn herabsetzen, verkennen. — Mit Schillern möchte man hier ausrufen: Dieß ist das Loos des Schönen (des Großen) auf der Erde. Doch die Nachwelt ist gerecht.

Fünftes Kapitel.

Von der Sucht, große Männer zu tadeln, besonders in Bezug auf Friedrich II.

Es ist für einige Menschen so etwas Trostreiches, so etwas Beruhigendes, wenn sie sehen, daß sich jemand findet, der daß Herz hat, einen großen Mann zu tadeln, und sie sind daher sehr geneigt, ihm ihren Brifall laut zuzurufen

Tempelhoffs-Geschichte des 7jährigen Krieges, 1ter Theil, Seite 190.

Wenn irgend Etwas den hohen Beruf des Menschen beurkundet, desgleichen, daß wir eines edlern Ursprungs sind, als Steine oder Affen, so ist es der einem jeden in die Brust gepflanzte Trieb nach Wahrheit. Unwiderstehlich zieht sie uns an, wir wünschen sie zu erkennen, suchen sie allenthalben auf, und durch Zusammensetzung der einzelnen Begriffe erwerben wir uns Kenntnisse. Kein vernünftiger Mensch wird sich die Mühe geben wollen, etwas zu lernen, was auf ganz falschen Vorstellungen beruhet.

Hat es denn nicht aber, wird man fragen, zu allen Zeiten z. B. Sophisten, Goldmacher und Sterndeuter gegeben, so schimärisch auch immer ihre vorgebliche Wissenschaft ꝛc. seyn mochte? Allerdings.

Aber auch sie suchten Wahrheit, nur auf Wegen, wo sie sich nicht finden ließ. Jemehr jene Göttin ihr wohlthätiges Licht über die Erde verbreitet, jemehr sie uns die verborgensten Geheimnisse der Natur entfaltet, desto mehr schwinden die Phantomen des Trugs oder regelloser Einbildungskraft.

Allein die Gottheit wählte einen sonderbaren Weg, die Menschheit zu unterrichten, sie gesellte der Wahrheit eine falsche Schwester bei, den Irrthum. Sehr ähnlich sind sie sich oft dem Gesicht, der Gestalt, den Hüllen nach; letztere bedeckt oft ihr Antlitz mit einer blendenden Larve und Prunkkleider verbergen dem großen Haufen ihre Mißgestalt, wenn jene sich ihren Lieblingen unverschleiert in ihrer Urschönheit darstellet. So lange die Erde stehet, haben sich beide um die Herrschaft über sie gestritten und bis an ihr Ende wird dieser Streit fortdauern. Beide siegen abwechselnd, doch dauerhaft sind nur die Eroberungen im Reiche der Wahrheit; und so langsam auch ihre Fortschritte zu manchen Zeiten seyn mögen, so gewinnt sie doch immer mehr Land.

Zwei Ursachen sind es vorzüglich, die unsere Urtheile mißleiten, dem Irrthum aber Thür und Thor öffnen. Die Eingeschränktheit unserer Einsichten und der Widerspruch, in welchem oft die Wahrheit mit unserm vermeinten Vortheil, das heißt mit unsern Wünschen stehet. Die erste hindert uns, sie überhaupt wahrzunehmen oder doch von ihrer falschen Schwester zu unterscheiden, die zweite macht, daß wir sie absichtlich nicht erkennen wollen und durch Schein uns sowohl selbst als andere zu täuschen suchen.

Beide Fehler sind leider nur zu sehr in unserer Natur gegründet. Unter gewissen Umständen ist oft großer Scharfsinn erforderlich, die Gründe abzuwägen, welche uns für das Für oder Wider bestimmen sollen. Das allgemeine Gesetz der Trägheit tritt noch hinzu, vorzüglich wenn es mit Mißtrauen zu uns selbst verbunden ist. Ehe wir uns die Mühe der Untersuchung geben wollen, folgen wir den Ideen eines andern, oder lassen uns den sehr trüglichen Instinkt leiten. Auch die Leidenschaften bedecken unsere Augen mit einem Flohr; wir sehen jetzt, was wir zu sehen wünschen — und betrügen uns selbst.

Für unsern persönlichen Vortheil ist es in keinem Falle gleichgültig, auf welche Seite wir uns schlagen, und von welcher Parthei wir Anhänger sind. Stehen wir auf Seiten der Wahrheit, so können wir der leiden viele zählen, ja sogar im Kampfe um sie fallen, aber wir leiden, wir fallen nicht ohne Ruhm, wir werden nicht von der Nachwelt verkannt, und haben uns nicht einem falschen Wahne geopfert.

Groß sind die Entdeckungen, welche man seit so vielen Jahrhunderten in der Körperwelt gemacht und dadurch von dieser Seite die Grenzen des Reichs der Wahrheit so unendlich erweitert hat.

Möchte es in dem Gebiethe der Geister eben so seyn. Wie viele Räthsel hat der Philosoph noch zu lösen — und wird sie nie lösen! Die Erscheinungen in dieser Welt sind uns tausendmal wichtiger als die in vorgedachter, weil wir moralische Wesen sind und ihr Einfluß daher größer auf uns ist. Ein über seine Ufer getretener Fluß verheert die angrenzenden Wei-

ler, das Feuer zerstört unsere Wohnungen und der Hagel unsere Erndten, aber größer ist gemeiniglich das Unglück, welches ein einziger Mensch anrichtet, der die Wahrheit verkennend, dem Irrthum sich Preis giebt. So stürzt z. B. ein unwissender Regent, Feldherr, Minister ꝛc. einen ganzen Staat in das äußerste Verderben, ja Millionen ins Unglück. Thränen und Blut hat von jeher der unbedeutenste Krieg gekostet, Unglückliche in Menge gemacht, die Zahl der Wesen vermindert und das Wohl der Uebriggebliebenen zerstöhrt.

Und wir sollten nicht den Unordnungen in der Geisterwelt wenigstens eben die Aufmerksamkeit schenken, welche wir jenen Naturerscheinungen widmen und ihren Ursachen in ihren geheimsten Quellen nachspüren? Wenn wir den Elementen nicht gebiethen können, so wird es uns vielleicht im Gebiete der intellectuellen Welt glücken, Schein von Wahrheit zu unterscheiden, und das Beste zu wählen.

Unwissenheit, Irrthum, Ehrgeiz, Egoismus, Habsucht und so manche andere Leidenschaften sind die Felsen, an welchen so oft das Glück des Privatmanns, wie das der Nationen scheitert, und was haben wir ihnen anders entgegenzusetzen, als Religion, Gesetze, Sitten, Erziehung und die öffentliche Meinung? Dies sind die Schutzgeister der bürgerlichen Freiheit, nur leider einzeln zu schwach, die Launen des Tyrannen, die Wuth des Eroberers zu zügeln. Nichts kann uns dahero gleichgültig seyn, was nur irgend dazu dient, die Macht jener wohlthätigen Genien zu verstärken und ihren Einfluß auf das öffentliche Wohl zu sichern. Allerdings binden Religion, Gesetze, Sit-

ten einigermaßen den gewöhnlichen Weltbürger, aber die Großen, die Mächtigen der Erde wissen sich oft ihren Geboten zu entziehen. Einer der wichtigsten Dämme, welche wir ihnen daher entgegensetzen können, ist jene öffentliche Meinung, wenn wir sie anders aufgeklärt und mit den Moralgesetzen harmonisch voraussetzen dürfen.

Ohne ein Ungeheuer zu seyn, ist kein menschliches Wesen unempfindlich gegen Lob oder Tadel. Beide sind der Nachhall des Richters in der Brust, und wenn dieser schläft, die ernste Glocke der Erinnerung. Um jeden Sterblichen, und stünde er noch so hoch, zieht die öffentliche Meinung ihren magischen Zauberkreis; Kränze windet sie seinen Tugenden, Tadel und sogar Verwünschungen bestrafen seine Fehler, Thorheiten oder Laster.

Jeder Sterbliche thue daher um seines eignen und allgemeinen Wohls willen, was er nur immer kann, sie zu pflegen, zu bewahren und nicht falschen Göttern zu opfern. Was könnt ihr den Mächtigen der Erde für ihre Wohlthaten zollen, als Beifall, Dank und Liebe? Wodurch könnt' ihr sie aufmerksam auf ihre Mißgriffe machen, als durch freimüthigen, doch bescheidenen Tadel.

Die köstliche Arznei wird zum tödtlichsten Gifte, wenn die Wahrheit uns nicht den rechten Weg zeigt, und wir entheiligen das Vortrefflichste, Menschenwürde. Niedrige Schmeichelei erhebt die Fehler der Großen zu Tugenden und Schmähsucht verwandelt diese in jene. Beides wirkt im hohen Grade schädlich auf sie, und mittelbar auf uns zurück. Jene ver-

stopft der Fürsten Ohren und unterdrückt des Volkes Stimme so sehr, daß dessen Klagetöne dieselben nicht erreichen. Diese gebieret Haß oder Gleichgültigkeit und tödtet die Liebe zum Volke.

Die öffentliche Meinung ist oft bei Lebzeiten der Fürsten und Großen beschränkt; wenigstens hindern Zwang und Leidenschaften ihre Allgemeinheit. Diejenigen, so von ihnen etwas hoffen, übertreiben das Gute, diejenigen, welche sich gekränkt glauben, das Fehlerhafte. Doch jedem Rechtschaffenen, der sie näher kennen lernte, liegt die Verbindlichkeit ob, die Wahrheit treu zu bewahren für den Griffel der Geschichte, zu Nutz und Frommen der Zukunft. Er erfülle, wie und wo er nur kann, diese heilige Pflicht, lauter und rein, nach strenger Gerechtigkeit, ohne Uebertreibung.

Ideale sind Geschöpfe unserer Einbildungskraft, und ihre Existenz ist in der Dichter-, nicht in der wirklichen Welt; hüten können wir uns daher nicht genug, unsere Helden, jenen Phantasie-Menschen so nahe zu stellen, daß sie die Grenzen der Menschheit überschreiten und höhern Wesen ähnlich, nicht mehr unsers Geschlechts, mehr als Sterbliche sind. Eine strenge, doch gerechte, alle Umstände prüfende Kritik, wäge daher ihre Handlungen und ihre Beweggründe, so weit sie sich immer erforschen lassen. Nie verdamme sie ungehört, ohne die triftigsten Gründe, ohne Appellation an eine besser unterrichtete Zukunft, aus eigner Macht-Vollkommenheit, auch übertreibe sie nie ihre Forderungen an ein unvollkommnes Wesen.

So mißtrauisch wir bei Lebzeiten oder bald nach eines großen Mannes Tode gegen die Lobredner zu

seyn Ursache haben, so ist es noch mehr der Fall gegen die Tadler. Einseitigkeit wirkt Verdacht; über Zeitgenossen ist unser Urtheil selten ganz unbefangen, die Partheilichkeit für oder wider, mengt sich ins Spiel und wir sehen nur durch vergrößernde oder verkleinernde Gläser. Auch scheint tadeln eine Schooßsünde der Menschenkinder zu seyn.

Der Einzelne werfe sich daher nicht allzufrüh zum Höllenrichter auf, er hat seine Stimme, aber sie sey wahr und gerecht. Fühlt er in sich den Beruf, sie öffentlich zu geben, so halte er sie nicht zurück, aber er belege sie durch Zeugen oder Gründe. Die Nachwelt wird sie einst sammeln, diese Stimmen und ein unwiderrufliches Urtheil fällen.

Leider giebt es aber eines der schwärzesten und allergewöhnlichsten Laster auf der Erde, welches die Menschheit entehrt, sein Name ist Verläumdung. Tadel ist Irrthum, doch dieses Verbrechen. Wider Besserwissen und Gewissen schwärzt sie die Farben, stößt mit Vorsatz heimtückisch den Lebenden den Dolch in die Brust, oder will sich an der Asche des Hingeschiedenen noch rächen. Keine Mittel sind ihr unheilig oder zu schlecht, sie verfälscht die Thatsachen, stellt sie in ein falsches Licht, setzt hinzu, nimmt hinweg oder verschweigt gar. Kann sie jene nicht wegläugnen, so legt sie ihnen sträfliche Bewegungsgründe unter.

Der Schaden, den sie stiftet ist unübersehbar. Der schwache Mensch bedarf des Beispiels hoher Vollkommenheit, der Ueberwindung großer Hindernisse, der Annäherung zum weit entfernten Ziele. Gelingt es ihr, uns den Glauben an menschliche Tugend zu rau-

ben, so verliert die Moral eine ihrer sichersten Stützen; denn ist hohe moralische Vollkommenheit ein Unding, so ist sie mit der Natur des Menschen im Widerspruche, und jene ein Wahnbegriff.

Fern sey dieser demüthigende Gedanke von uns. Suchen wir im Gegentheil die Beispiele, besonders der mit hoher Tugend verbundenen Geistesgröße allenthalben auf, wo wir sie nur finden, und bemühen uns, sie von allen den Flecken zu reinigen, die ihr nicht eigenthümlich, sondern fremde Zuthat sind.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß solche Beispiele desto mehr wirken, je höher der Standpunkt ist, auf welchem wir sie erblicken, oder je seltener sie auf demselben gewöhnlich anzutreffen sind. Ein König, z. B. auf dem Throne, der mit allen Fähigkeiten sein Volk gut zu regieren und glücklich zu machen, den festen Willen verbindet, sich ihm ganz zu widmen, ist einer der erhabensten Gegenstände der Weltgeschichte. Groß sind die Forderungen seiner Unterthanen an ihn, und schwer ist es, sie alle zu erfüllen. Wir wollen nur die Wichtigsten anführen; weil Preußens König, Friedrich II. sie in ihrem ganzen Umfang (menschlicher Weise) erfüllte.

1) Mache Dir die Kunst zu regieren, eigen. Welches weitläuftige Studium setzt dieß nicht schon voraus, und wie viele Wissenschaften, umfaßt die einzige, der Herrscher-Wissenschaft. Die allervorzüglichsten sind: die Moral, das Recht, die Politik, die Staats-Wirthschaft und die Kriegskunst. Selbst die Geschichte ist ihm unentbehrlich. Sie lehrt, was die Monarchen für Fehler begingen, und welches ihre Folgen waren.

Sie ist ein Spiegel, der ihnen die Wahrheit zeigt, wenn ihre Höflinge solche am Throne zurückstoßen. Bei den immer größern Fortschritten der Kultur und den Verwickelungen der Staatskunst, kann ein Fürst, der gut regieren will, unmöglich unwissend seyn, ohne Nachtheil für sich und sein Volk, besonders bei ungünstigen Zeitperioden.

2) Du bist der Monarch deines Volks, daher regiere uns selbst, als Vater, als Beschützer desselben. Unser Interesse ist das Deinige; es trennen, heißt den Thron umstürzen, oder wenigstens untergraben. So weit die Geschichte reicht, zogen in der Regel, Minister und Günstlinge ihr Privatwohl, dem Allgemeinen vor, wenn der Regent ihnen die Zügel der Regierung ganz allein überließ.

3) Ehre die Gesetze der Menschheit und liebe Dein Volk. Je weniger Du Dich über jene erhaben glaubst, und die Schuldigkeit fühlst, ihnen durch Dein Beispiel, Achtung und Eingang zu verschaffen, desto williger wird dasselbe sie üben und Dir gehorchen. Es ist der Talisman, der allein die Thronen unerschütterlich und dein Leben glücklich macht. Sey unser Heerführer, aber vermeide möglichst den Krieg; sein Gefolge ist Verwüstung, Armuth, Elend, Seuchen und der lange forterbende Haß der Bekriegten. Er ist der Vater der drückenden Auflagen, welche die Agricultur, die Industrie, den Lebensgenuß, das Wohlseyn, auf Generationen-Alter zu Grabe tragen. Nie ist eine Wahrheit durch die Erfahrung mehr bestätigt worden, als in diesen traurigen Tagen, wo Frankreich eine so schreckliche Katastrofe erfuhr, nachdem es ganz Europa die tiefsten Wunden geschlagen.

Doch wenn ein Eroberer uns in Ketten schlagen will, dann vertheidige Dein Volk.

4) Gewähre nicht minder eine prompte, unpartheiische, nicht kostspielige Justiz, desgleichen Sicherheit von Innen und Außen, und schütze das Eigenthum, so sind die Dämonen gebannt, die des Volkes Glück zertrümmern, und das Wohl von Millionen, die Dich segnen, ist Dein Werk.

Nicht viele Regenten der neuern Zeit, haben unter so ganz außerordentlich schwierigen Umständen, diese Forderungen in höhem Grade erfüllt als Friedrich II.; und folglich gerechtere Ansprüche auf National-Dankbarkeit gehabt. Und da ein solcher Mann, nicht uns allein, sondern der gesammten Menschheit angehörte, indem er dadurch ihr Wohlthäter ward, daß er Aufklärung und Duldung verbreitete, und den Fürsten große Lehren gab, so sind wir es uns selbst vorzüglich schuldig, seine Tugenden im Andenken bis auf die entfernteste Nachwelt zu erhalten.

Das große Gestirn hat unsern Horizont verlassen — jedoch ein herrliches Dämmerlicht schimmert noch über unsrer Atmosphäre. Hätten wir es seither, vom Drang der Zeitumstände gepreßt, etwas vernachlässiget, so lasset uns gleich jenen sibillischen Blättern, retten, was noch zu retten ist. Jeder Tag entwendet uns sonst ein Blatt seiner Heroengeschichte.

Ha! was that er nicht einst, die Wissenschaften und Künste auf unserm dürftigen nordischen Boden zu pflegen, sie zu pflanzen und zu warten — und er hat noch keinen Geschichtschreiber, wie Er ihn verdiente, gefunden.

Das

Das Unternehmen mag seine Schwierigkeiten haben. Die großen Historiker sind nicht minder selten, wie die großen, die guten Regenten, im umfassendsten Sinne des Wortes. Doch eine Pflicht liegt uns Zeitgenossen ob, und sie ist unerläßlich, nämlich den Geschichtschreibern der künftigen Zeit die besten Baumaterialien zu liefern; sie zu sammeln, zu sichten, das Falsche, als falsch zu verwerfen, dem Wahren den Stempel der Gewißheit aufzudrücken. Dann kann der Künstler nach Jahrhunderten geboren werden, er findet schon seine Werkstatt bereitet.

Etwas ist geschehen, doch es bleibt noch mehr zu thun übrig: der König selbst hat in der Geschichte seiner Zeit den Umriß derselben herrlich entworfen und seiner Nation ein Denkmahl gestiftet. Und wir sollten feiern, auch etwas zu thun, wenn wir gleich die Vollendung der Nachwelt überlassen müssen? Sollen uns denn andere Nationen übertreffen, in Dankbarkeit gegen ihre großen Männer?

Indem wir Materialien zur Geschichte des Königs sammelten, würden wir die Pflicht erkennen, auch jenen großen Männern, die seine Werkzeuge waren, den Tribut unserer Dankbarkeit zu zollen, ja wir würden dasjenige weiter ausführen, wozu er den Grund gelegt. Eine Frau hat das Leben eines unserer ersten Helden geschrieben — und Männer haben sie nicht nachgeahmt.

Doch wieder auf den König zu kommen, so muß man fast erröthen, wenn man die Werke so mancher Schriftsteller über ihn lieset. Ich rechne z. B. dahin, was ein Zimmermann, ein Büsching, ein sogenann-

ter alter Offizier, Fischer, Berenhorst und zuletzt Schmettau geschrieben. Das Sonderbarste ist, daß, so sehr ihn auch einige Schriftsteller in manchen Stücken auf Kosten der Wahrheit zu verkleinern suchten, ihr allgemeines Bekenntniß am Ende doch immer darauf hinausläuft, es war ein großer Mann, ja, was sie manchmal bestreiten wollten und dennoch oft mit Widerwillen, um der Thatsachen eingestehen mußten, — ein Mann von ausgezeichneter Herzensgüte.

Man erlaube uns, ein paar Worte über die so sehr verschiedenen Urtheile zu sagen, welche man über den König gefällt, und einige Ursachen dieser Widersprüche aufzusuchen.

Bei aller Liebe, bei aller Bewunderung, die ihm nicht allein seine Nation, sondern selbst der Ausländer nicht versagen konnte, hatte doch dieser große Monarch, bei Lebzeiten, besonders unter den letztern, viele der erbittertsten Feinde, auch selbst im Inlande fanden sich Tadler in Menge. Doch ruhig ging er seinen Weg fort, nicht buhlend um das Zujauchzen der Menge, nicht verachtend die Stimme des Volks, ob sie ihm gleich nicht Gottes Stimme war. Ein höheres Prinzip leitete seine Handlungen — das heilige Gefühl der Pflicht.

Folgendes möchten einige Ursachen seyn, die dem König, besonders im Auslande, manchen Feind, manchen bittern Tadel zuzogen.

Als Beherrscher eines kleinen Königreichs, hatte er der großen Theresia eine Provinz abgenommen, auf welche er die gegründetsten Ansprüche machen

konnte, nachdem er sich vor dem Kriege mit ihr, gegen die Rückgabe eines kleinen Theils sehr gern verglichen hätte. Seine Staaten erhielten durch selbige, erst gewissermaaßen Selbstständigkeit. Theresia hätte diesen Verlust eher verschmerzt, wenn es nur nicht Friedrich, ein so neuer und junger König gewesen wäre. Dieß entzweite ihn für immer mit ihr, und für lange Zeit mit ihren Alliirten.

Im zweiten Kriege trat er als Retter von Deutschlands Freiheit auf, und schloß, ohne die geringste Entschädigung, Frieden. Auch diese Mäßigung ist getadelt, wenigstens nicht von seinen Feinden anerkannt worden. Zweimal verließ er die Allianz mit Frankreich, weil dieses nicht Wort hielt und erndtete dafür dessen Haß.

Die Literatur, besonders die schöne, lag damals in Deutschland in der Wiege, und natürlich zog er ihr die französische vor. Doch mit welchem Undank lohnten ihm einige dieser Nation *). Die Deutschen waren nicht gleichgültig, und empfanden ihre Zurücksetzung, zum Theil sehr tief.

Die Lehren, welche er den Regenten und ihren Ministern predigte, daß jene die ersten Diener des Staates wären, und die heilige Pflicht hätten, selbst zu regieren, waren nicht nach ihrem Geschmacke. Die letztern vorzüglich konnten ihm zum Theil solche abscheuliche Grundsätze nicht vergeben.

Er trat als Apostel der Toleranz und der Gedankenfreiheit auf, und die Lehrer einer Religion der Liebe, hätten ihn deshalb lieber in den Bann gethan.

---

*) Welche Lästerungen hat sich ein Voltaire erlaubt.

Einzig und allein zur Selbsterhaltung des Staates, ohne die geringste Hoffnung der Vergrößerung, unternahm er den dritten Krieg Doch trotz alle dem, was er selbst zu seiner Vertheidigung gesagt, trotz den geöffneten Archiven seiner Feinde, will man ihm noch heute den Vorfwurf des Leichtsinns machen. Er schloß auf die billigsten Bedingungen Frieden. Man tadelt jetzt, daß er nicht auf Eroberungen ausging.

Einige Jahre nachher befand er sich in der peinlichsten Lage zwischen Rußland und Oestreich. Er beschwor nochmals das Ungewitter, und als durch den Minister Kaunitz die Theilung von Pohlen auf das Tapet gebracht wurde, beförderte er sie, um dem Kriege auszuweichen und Ostpreußen in Verbindung mit seinen übrigen Staaten zu bringen. Der erste Urheber war er nicht.

Mag immerhin vor dem Richterstuhle des Rechts und der Moral, diese Theilung keine Gnade finden, so entschuldiget doch folgendes einigermaßen den König. Katharina war gesonnen, Pohlen zu einer russischen Provinz (wenn auch gleich nicht den Namen nach) zu machen, konnten dieß die andern Mächte zugeben? oder sollte Friedrich zusehen, daß sich Rußland und Oestreich zu seinem größten Nachtheil in dasselbe theilten? Welches war besser: ein vielleicht die halbe Welt verheerender neuer Krieg, oder die Theilung eines Reichs, welches in seinem ganzen Umfange, nicht mehr fortdauern konnte, ohne das härteste Joch, einer einzigen Nation zu tragen? Sündigte der König hier ganz gegen die Moral des Völkerrechts, so hätte ihm die Politik und das Wohl seines Volkes es nicht vergeben können, ruhig die Thei-

lung von Pohlen, zwischen zwei ohnedieß schon großen Mächten zuzusehen. Pohlen blieb noch immer groß genug.

Doch lassen Sie uns auf neuere Zeiten kommen.

Im Jahre 1778 trat eine Periode ein, welche dem Ruhme des Königs, als Erhalter der deutschen Freiheit und als Beschützer der Unterdrückten aufs neue die Krone aufsetzen sollte. Als Ende 1777 Maximilian Joseph, Churfürst von Baiern starb, schickte Kaiser Joseph, sobald er es nur erfuhr, Truppen ab, sich des größten Theils des Churfürstenthums zu bemächtigen und dem neuen Regenten, Carl Theodor, einen Vertrag abzudringen, wodurch sich selbiger eines Theils des ihm mit Recht zugefallenen Erbes entäußerte, ohne daß er den Lehnsrechten des Reichs und und den Hausverträgen Baierns zu folge dies zum Nachtheil des Herzogs Carl von Zweibrücken sowohl, als dessen Erben thun komnte. Der Churfürst von Sachsen machte zugleich Ansprüche auf die Allodial-Erbschaft des verstorbenen Churfürsten u. s. w.

An eben dem Tage, als Friedrich die Nachricht jener gewaltsamen Besitznahme erfuhr, entschloß er sich, ohne sich einen Augenblick zu besinnen oder anzustehen, als Retter der deutschen Freiheit, zu Gunsten eines andern Hofes aufzutreten, mit welchem er in keiner Verwandtschaft oder sonstigen nähern Verbindung stand. Die Lage des Königs war gefahrvoll, denn er hatte es mit einem großen Staate aufzunehmen, dessen innere Verfassung, gegen ehedem, sich sehr vervollkommnet hatte. Seine einzige Alliirte, die russische Kaiserin, konnte ihn nicht unterstützen, indem sie selbst mit den Türken Krieg führte. Frankreich

war zwar Garant der deutschen Verfassung, allein seit 1762 fanden nicht allein keine Verbindungen zwischen diesem und dem preußischen Hofe statt, sondern durch Allianz und Heirath war es sehr nahe mit Oestreich verbunden. Es billigte in der Folge das Benehmen des östreichischen Hofes nicht, doch auf unmittelbaren Beistand war nicht zu rechnen. Die allgemeine Stimme entschied für Friedrich, allein außer Sachsen wollte sich Niemand bereit finden, gemeinschaftlich das Recht mit gewaffneter Hand gegen ungerechte Anmaßung zu vertheidigen — er stand allein. Selbst bei den Churfürsten von Sachsen, soll es ernstlicher Vorstellungen bedurft haben, an dem Kriege Antheil zu nehmen.

Funfzehn Jahre waren seit dem Ende des letzten Krieges verflossen und die Wunden noch nicht ganz geheilt, welche jener verheerende Krieg den deutschen Staaten geschlagen. Friedrich sahe sich in Gefahr, seine neuen Pflanzungen, wo nicht zertrümmert, doch in ihrem Wachsthum sehr zurückgesetzt zu sehen, denn niemand konnte ihm die Gewähr leisten, wie weit sich vielleicht der Krieg verbreitete, oder sein Ausgang seyn möchte. An der Spitze des gegenseitigen Heeres, welches durch den Feldmarschall Lascy große Verbesserungen erhalten, stand ein junger, ehrgeiziger, talentvoller, kriegslustiger Kaiser mit zwei berühmten Feldherren. Bei einem Angriffskriege, von dessen Seite, konnte ihm niemand für den Ausgang einer Schlacht stehen, da Schlachten oft vom kleinsten Zufall abhängen. Ein Einfall der Oestreicher in seine eigenen Staaten wäre die Folge gewesen, und hätte den übelsten Eindruck auf das Heer und die übrigen Mächte gemacht. Friedrich befand sich in gutem

Gesundheitszustande, doch wie leicht konnte ihm nicht eine Krankheit befallen, die ihn vom Schauplatze des Krieges entfernte und wie nachtheilig hätte dies dann besonders auf seine Armee gewirkt, wenn sie einigen Verlust gelitten. Er konnte selbst sterben.

Unter diesen Umständen lag dem Könige alles mögliche daran, den Ausbruch des Krieges durch Unterhandlungen zu vermeiden, ja er schöpfte dazu um so mehr Hoffnung, als man allgemein das Betragen des Kaisers mißbilligte, und Theresia den Krieg verabscheute. Man konnte sich indessen nicht verständigen und der Kaiser versammelte schon seit dem März 1778 seine Truppen in Böhmen. Aus dieser Ursache und um den Unterhandlungen mehr Nachdruck zu geben, zog auch der König die seinigen im April in Schlesien zusammen, und ließ die übrigen nachkommen. Er erhielt vom Kaiser ein Schreiben vom 13ten April aus Ollmütz, in welchem er ihm Vorschläge machte, doch anstatt etwas von Baiern abtreten zu wollen, betrafen sie nur die Vereinigung von Anspach und Baireuth mit dem preußischen Staate und ein Tauschprojekt. Nach einigen gewechselten Briefen ward eine Unterhandlung in Berlin angefangen, in den ersten Tagen des Julius aber abgebrochen.

Ein sehr glaubhafter Mann hat mir versichert, daß der König vor seiner Abreise nach Schlesien noch immer an einem Kriege zweifelte und mit seinem Adjudanten, dem Obrist Götz, der an ihn glaubte, deßhalb schmollte. Er hatte letzterern nach Schlesien einige Tage vorausgeschickt, und als er selbst in dieser Provinz ankam, frug er ihn wieder um seine Meinung. Als solcher nun noch der ehemaligen war,

äußerte derselbe: „Ihr Offiziers wollt nur immer Krieg haben wegen der Avancements, ich aber hasse ihn und will keinen haben.“ Wie verschieden man im Hauptquartiere selbst hierüber dachte, beweist die Anekdote, welche der Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels in seiner militairischen Geschichte, Seite 170, erzählt, daß er in dem Hauptquartiere zu Schönwalde gegen seinen Bruder, den Erbprinz von Braunschweig und gegen gedachten Obristen v. Götz hierüber gewettet. In Wien glaubte man so wenig an den Krieg, daß, als es dazu kam, die Bestürzung daselbst sehr groß war.

Dem König mußte aus tausend Gründen daran gelegen seyn, ganz Europa von den reinsten Absichten zu überzeugen, die Sache mit Baiern gütlich auszugleichen. Er schien daher eine friedliche Aussöhnung bis auf den letzten Augenblick zu hoffen, denn als er mit der Avantgarde an der böhmischen Grenze den 4ten Juli das Lager beim Hummelschloß bezog, ward es den Offiziers von den Feldwachen bei Cassation verboten, die Patrouillen über die Grenze zu schicken. Wahrscheinlich erwartete er noch einen Courier.

Nach wenigen Tagen schickte die Kaiserin den 17ten Juli den Baron Thugut in des Königs Lager, mit neuen Vorschlägen, worauf der König seinen Kabinets-Minister den 24sten Juli nach Frankenstein kommen ließ; in dem von Thugut übergebenem Briefe äußerte sich Se. Majestät die Kaiserin, daß ihr mütterliches Herz wegen zwei Söhnen und einem geliebten Schwiegersohne sehr beunruhigt sey. Der König antwortete ihr den nämlichen Tag, und bediente sich unter

andern folgender Ausdrücke: En attendant, Madame, que la reponse arrive, je menagerais si bien mes demarches, que Vôtre Majesté Imperiale n'aura rien à craindre pour son sang, et pour un Empereur, que j'aime et que je considère. Thugut kam den 10ten August erst wieder in Welsdorff an, hatte einige Konferenzen mit den Preuß. Ministern in Braunau und noch Mitte August wurden die Unterhandlungen gänzlich abgebrochen. Sowohl diese, als alle diejenigen, welche dem Friedensschlusse vorhergingen, verdienen in dem dahin gehörigen Schriften mit großer Aufmerksamkeit nachgelesen zu werden, und geben den vollständigsten Beweis von der großen Friedensliebe des Königs und seinen sehnlichen Wünschen, diesen Krieg beigelegt zu sehen.

Der König erreichte auch diesen Zweck, fast ohne Blutvergießen, mehr durch die Feder, als durch das Schwerdt, und wenn er gleich bei seinem diesmal angenommenen Kriegssystem nicht rathsam hielt, sich auf ernsthafte Unternehmungen einzulassen, so beurkundeten doch die vor und während des Krieges gepflogenen Unterhandlungen auf das überzeugendste, daß sich damals sein Geist nichts weniger als geschwächt befand.

Wenn nun dieser Krieg vom ersten Anfang den Völkern die Hoffnung ließ, daß er von der kürzesten Dauer seyn würde, so ist es im höchsten Grade sonderbar, wenn man ihn nach den Grundsätzen der Kriegskunst beurtheilen will, weil ein solcher Maßstab in keinem Falle auf ihn paßt. Wenn ist in der neuern Geschichte der Fall vorgekommen, daß vier bedeu-

tende Heere sich einander gegenüberstellten, und alle vier defensiv agirten. Ungerecht muß daher eine solche Beurtheilung im höchsten Grade ausfallen, wenn ein Mann, wie der Graf Schmettau es einzig und allein darauf angelegt zu haben scheint, alle und jede Schritte des Königs zu tadeln und im falschen Lichte darzustellen. Viele wiederholen bis zum Ekel, daß der König, 20 Jahre jünger, den Krieg anders geführt; es kann seyn — allein es ist unter den gegebenen Umständen nicht bewiesen. Zeigte er nicht in dem siebenjährigen Kriege, (wenn ihm die Allgewalt der Umstände nicht zu sehr drängte), besonders aber bei allen seinen Friedensschlüssen, die Weisheit und die Mäßigung eines Nestors schon damals.

Die österreichischen Schriftsteller behaupteten nach dem Kriege, ihre Heerführer hätten den König verhindert, in Böhmen einzudringen und Vortheile zu erhalten; diese Behauptung war zu schmeichelhaft, als daß sie nicht im eignen Israel hätte Beifall finden sollen, ja da die Anzahl der im preußischen mit dem Könige mißvergnügten Offiziere nicht klein war, so übersahen manche den wahren Gesichtspunkt. Nach dem Tode des Königs trat der damahlige Hauptmann v. Schmettau als Augenzeuge auf, und behauptete, Alter, Krankheit und daraus entsprungene Geistesschwäche hätten von Anfang bis Ende Einfluß auf dessen militairische Operationen gehabt, und ihn zu lauter falschen Maaßregeln verleitet, wobei er noch manches über den Charakter des Königs beibrachte, was denselben herabzusetzen dienen sollte.

Die Prüfung seiner Behauptungen ist der vorzüglichste Vorwurf gegenwärtigen Werkes, und um die Leser

fähig zu machen, hierüber gründlich zu urtheilen, war es nöthig, ehe wir uns über die Begebenheiten des Krieges selbst einlassen, ein paar Worte vorauszuschicken, welche den Leser in den Stand setzen, über alle die damaligen Verhältnisse ein sicheres Urtheil zu fällen.

Der Graf Schmettau hat sich auf Thatsachen berufen. Aber wie wenn nun diese bei näherer strengerer Untersuchung entweder völlig unwahr, oder im höchsten Grade verstellt erschienen? Der unpartheiische Leser mag Richter seyn. Es ist kein angenehmes Geschäft, wenn uns jemand absichtlich Irrwege führen will, ihm alle Augenblicke zuzurufen: Hier gehet ja der rechte Weg nicht, er gehet ja im Gegentheil dort. Ein gewisses Publikum kann an einem solchen Prozesse wenig Gefallen finden, noch ich mir von allen denen Beifall versprechen, welchen die Sache an sich gleichgültig ist. Doch hinlänglich bin ich für meine Mühe belohnt, wenn ich euern Beifall erhalte, Verehrer des großen Friedrichs, und wenn die Freunde der Wahrheit mir das Zeugniß nicht versagen können, daß ich ihr ohne Ansehen der Person gehuldiget. Dem künftigen Geschichtschreiber wenigstens kann meine Bemühung nicht anders als höchst willkommen seyn.

Wenn man alles, was ich nur im Allgemeinen von jenem großen Könige angeführt, einzeln prüft und nur wenige Blicke auf sein thatenreiches, sein Volk beglückendes Leben thut, wer kann einem solchen Manne nicht blos die höchste Bewunderung, wer kann ihm auch die liebendste Verehrung versagen? Aber trauren muß nicht minder der Menschenfreund, wenn er sieht, wie sich so manche die äußerste Mühe

geben', einen solchen edlen Charakter durch Dichtungen zu entstellen, welche einzig und allein die Geschöpfe ihrer Einbildungskraft sind. Der größte Mann bleibt immer noch Mensch genug, als daß wir ihm Schwächen und Fehler beizulegen haben, die er nicht hat. Auch Friedrich war ein Mensch. Erlaubet Euch, Ihr seine Kritiker, den strengsten Tadel seiner Fehler und Schwächen — doch beweiset sie vorher und verläumdet nicht einen großen Mann auf unbewiesenes Hörensagen.

Die Hoffnung, daß alles, was diesen großen König betrifft, auch noch in den entferntesten Zeiten nicht blos den Preußen, sodern auch den Denkern unter allen Nationen interessant seyn, und immer interessant bleiben wird, hat mich bei dieser höchst unangenehmen Arbeit des Widerlegens und Berichtigens absichtlich erdichteter oder entstellter Thatsachen unterstützt, welche ohne jene schmeichelhafte Hoffnung keine Reize für mich haben konnte. Möchte doch nicht blos der Beifall des Publikums meine gute Absicht belohnen, sondern diejenigen, welche mehr Licht über den Charakter und das Leben des Königs verbreiten können, sich die Mühe geben, etwas besseres, als ich im Stande bin, zu liefern.

Eine Stelle aus der Königs Ode, über die Verläumdung schließe diesen Aufsatz:

Quel fut jamais le grand merite,
Contre lequel tu ne t'aigris?
Tu ne poursuivis point Thersite
Mais Achille entendit tes cris.

Sechstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über Friedrich den II. während des Krieges von 1778

Der Graf Schmettau schrieb, wie erwähnt, absichtlich sein Werk, um zu beweisen, „daß Friedrich II. im Jahre 1778 so schwach an Geist und Körper gewesen, daß er lauter falsche Maßregeln ergriffen, nicht minder behauptete er von frühern Zeiten her, S. 16: 1) daß er seinem Ruhm und der Erwerbung eines großen Namens alles aufgeopfert; 2) auf die Kriegskenntnisse seiner Offiziere eifersüchtig gewesen." Konnte der Graf diese letzten Beschuldigungen behaupten und beweisen, so möchte man wohl einige Einwendungen gegen den Beinamen des Großen, mit Recht machen; es zweifelt niemand, daß man im Alter und bei einem kränklichen Körper nicht mehr der Mann wie in der Jugend ist, allein ob dies der Fall des Königes war, und die Beweise davon in diesem Feldzuge sichtbar wurden, dies hat der Graf Schmettau wohl schwerlich dargethan, wenn man sich die Mühe nehmen will, meine Widerlegung mit Aufmerksamkeit zu prüfen. Selbst den gar nicht bewiesenen Fall angenommen, daß der König sich physisch sehr schwach gefühlt, konnte er wohl einen größern Beweis seiner ungeschwächten Geistesstärke geben; als daß er, (was Graf Schmettau S. 14 selbst gesteht), wie ein vorsichtiger Steuermann verfuhr. Jener Prophet sollte fluchen und mußte segnen.

Zur Dialektik des Tadels eines großen Mannes gehört es 1) daß man dem Scheine nach seinen großen Eigenschaften Gerechtigkeit wiederfahren läßt, 2) wichtige Beschuldigungen hinwirft, und sie damit beweist, daß man den Handlungen Bewegungsgründe unterschiebt, die falsch sind; nachtheilige Erfolge aus unrichtigen Ursachen herleitet, und auf Verhältnisse von Zeit, Ort und Umständen wenig oder gar keine Rücksicht nimmt.

Um diese Sophistik zu verbergen, hat der Graf allgemeine Beschuldigungen durch sein ganzes Werk ausgestreut, und sie mehrmals wiederholt. Wir werden sie daher unter gewisse Gesichtspunkte zu bringen suchen, und das Specielle bei den einzelnen Begebenheiten anführen.

Einige Stellen, wo der Graf sein Unternehmen zu entschuldigen sucht, möchten folgende seyn: Wir führen sie, so wie andere wörtlich, um der Leser willen, an, welche das Buch selbst nicht bei der Hand haben, S. 3. „Ich unterfange mich warlich nicht eines großen Friedrichs ruhmwürdigem Andenken zu nahe zu treten. Ehrfurcht flößet sein großer Geist mir ein; mit Bewunderung sahe ich ihn auf der Schaubühne der Welt, in großen und seiner so würdigen Auftritten, die größten Rollen durchführen."

„Es ist unstreitig gewiß, daß sich Friedrich der Held sehr ungern zu diesen Kriege (von 1778) entschloß. Fast am Rande des Grabes trug er gleichwohl kein Bedenken, sich noch den Beschwerden eines Krieges und dem Wechsel des Glückes zu unterwerfen, als es darauf ankam, die Verfassung Deutschlands aufrecht zu

erhalten. Seine Großmuth, die Standhaftigkeit, womit er diese Unternehmung so uneigennützig behauptete, und der glorreiche Erfolg dieses Krieges, der Teschner Friede, sind so erhabene Züge, daß sie unabhängig von dem Detail dieses Feldzuges mit Recht das Ende der glänzenden Laufbahn krönen, welche den Namen des großen Friedrichs bei allen Nationen unsterblich macht. Aber der König, und selbst dieser große König blieb dennoch ein Mensch, und als solcher mußte er, wie jeder andere der Menschheit den Tribut des Alters entrichten. Unglücklicherweise überraschte ihn gegen das Ende seiner glänzenden Laufbahn noch ein Krieg. Seine Organe waren bereits in einem so hohen Grade geschwächt, daß sie ihm nicht mehr erlaubten, die Stelle eines Heerführers gehörig zu verwalten; seine Gegenwart allein hätte schon seine Heere zu Grunde gerichtet und seine Staaten ins Verderben gestürzt, wenn der Krieg von Dauer gewesen wäre. So hatte ein Eugen, so haben auch mehrere große Männer ein gleiches, widriges Schicksal in Ansehung ihres Ruhms erfahren müssen! diesen aber mißt man billig nur nach dem Alter ab, wo noch Geist und Körper sich aufs wirksamste unterstützen."

„Wenn demnach Friedrichs Beispiel bestätigt, daß man nicht aufhöret, ein Mensch zu seyn, ob man gleich die Krone trägt; so ist dennoch wahrlich meine Absicht nicht, (ich glaube es nicht oft genug wiederholen zu können) seiner Schwächen und seines Alters zu gedenken, um seinem

ruhmvollen Andenken dadurch schaden zu wollen. Ich habe keine andere Absicht, als nur die Wahrheit ans Licht zu stellen. ꝛc."

„Dieser Aufsatz (nämlich Geschichte des Feldzuges) soll ohne Vorurtheil ungekünstelt und treu seyn, mithin die untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit an sich tragen."

„S. 14. Seiner Gesundheitsumstände wegen wollte der König Herr der Kriegs-Operationen bleiben, um nicht von denselben abhängig zu werden. Er verfuhr gleich einem vorsichtigen Steuermann, der bei stürmischen Wetter das hohe Meer scheuet. Er suchte Zeit zu gewinnen und hoffte entweder Frieden zu schließen, ohne seinen Ruhm aufs Spiel zusetzen; oder seine Gesundheit und Kräfte wieder herzustellen, und in dem nächsten Feldzuge mit desto mehr Nachdruck erscheinen zu können." Möchte doch Graf S. dies nicht blos gesagt, sondern auch in der Ausführung der Geschichts-Erzählung berücksichtiget haben.

„S. 60. Bei Gelegenheit des Tadels des Welsdorffer Lagers. Indem ich hier die Fehler des großen Friedrichs rüge, ist es in Wahrheit meine Absicht nicht, seine großen und seltenen Verdienste herabzusetzen. Nein! ich würde mich schämen, mich eines solchen hämischen, niedrigen Gedankens schuldig zu wissen. Mir wird das Andenken seiner Größe, das Andenken Friedrichs des Einzigen, allezeit heilig bleiben, und ich erwähne diese Fehler nur als eine Folge seiner geschwächten

Organe

Organe, als einen Tribut, den er nach dem allgemeinen Loose der Menschheit entrichtete."

Doch wir wollen nicht mehrere Stellen anführen, noch weniger diejenigen von S. 336. an bis Ende des Werkes abschreiben, welches sich mit dem auffallenden Motto schließt: Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus? Sollte ein solches Motto, nicht auf jedes, mit schriftstellerischem Aufwand geschriebene Werk passen, welches etwas beweisen will — was es nicht beweisen kann.

Wenn der Graf in seiner Schrift nur darthun wollen, daß man auch als König, dem Alter und der Krankheit unterliegt, so hätte er uns eine sehr triviale Wahrheit gesagt, allein was sollen wir uns denken, wenn diese Körperschwäche im allerhöchsten Grade übertrieben wäre, desgleichen wir von jener des Geistes keine Spuren, sondern das Gegentheil wahrnehmen sollten. Dieß wird sich aus folgenden einzelnen Darstellungen sehr bekannter Thatsachen, von denen noch viele Zeugen leben, am besten ergeben.

A. Tadel einiger Charrakterzüge Friedrichs des II. von Seiten des Grafen Schmettau.

Nachdem der Graf Schmettau S. 14 den König richtig beurtheilt, fährt er in dem nächsten § folgendergestalt fort: „Des Königs Haupt-Charakter entsprach einer eifersüchtigen Ruhmbegierde, und diese herrschende Leidenschaft war so stark, daß er lieber die Früchte eines ganzen Feldzugs aufgeben, als die Heerführerstelle und die damit verbundene Ehre einem andern überlassen hätte ꝛc."

„S. 16. Seinem Ruhme und der Erwerbung eines großen Namens opferte er alles auf; ja selbst auf Kosten seiner Nation suchte er den Ruf seiner großen Thaten, die doch dessen nicht bedurften, auszubreiten; dies war die erste seiner Schwachheiten. Die zweite verleitete ihn, auf die Kriegskenntnisse seiner Offiziere eifersüchtig zu seyn, und das Genie derer zu beneiden, die selbst das Detail der verschiedenen bei einem Heere vorkommenden Geschäfte mit einigem Erfolg besorgten. Er ging hierin so weit, daß er nur selten und ungern seinen Offizieren Aufträge gab, deren Ausführung ihnen einen von ihm unabhängigen Ruhm hätte erwerben können; ob es gleich seinem Scharfsinn nicht entgehen konnte, daß der, welcher für eine Armee von 200,000 Mann alles Erforderliche allein, und ohne Hülfe anderer veranstalten will, sich den nachtheiligsten Folgen aussetzet. Diese Schwachheiten hatten mit den Jahren zugenommen; ihre Wirkung wurde besonders in den letzten zehn Jahren seines Lebens auffallend sichtbar und selbst seinem Dienste sehr nachtheilig. Man konnte es deutlich genug merken, daß er die Offiziere um so viel härter und ungestümer behandelte; je mehr Genie und Verdienste sie hatten; ja daß er sogar geneigt war, sie von seiner Person zu entfernen, und daß man nach der großen Zurückhaltung der mehrsten Offiziere, die um ihn waren, zu urtheilen, mit einem Herrn v. Guibert hätte ausrufen mögen: „Wenn das die Auswahl preußischer Genies ist, was würde dieser König nicht mit einer andern Nation ausgerichtet haben!" Gleichwohl war diese Anmerkung zu bitter; denn es war Unrecht vom Herrn v. Guibert, sich selbst die Thaten

zu verbergen, durch welche die preußischen Offiziere und Truppen im 7jährigen Kriege berühmt wurden. Uebrigens müssen wir diesem, damals gegen uns von Vorurtheile eingenommenen Offiziere Dank wissen, einen Irrthum durch seine vortreffliche, bis jetzt die schönste und richtigste Lobschrift, welche das rühmliche Andenken Friedrichs des Großen um die preußischen Waffen, so wie auch die preußischen Truppen selbst verewiget, wieder gut gemacht zu haben.

„Die ausgezeichnete Aufnahme, mit welcher der König diesem fremden Offizier beehrte, als er ihn vor sich kommen ließ, selbst nachdem der Herr v. Guibert als Schriftsteller kein Bedenken getragen, eine Nation leichtsinnig zu behandeln, die ihren König eben so berühmt, als er sie gemacht hatte, *) verbreitet ein großes Licht über die erste seiner erwähnten Schwachheiten, auf welche man ohnehin wegen der harten Begegnung, die er nur zu oft gegen die Offiziere äußerte, deren er sich in seinen Geschäften bediente, und wodurch er ihr Genie niederdrückte, schließen konnte.

Die zweite Schwachheit des großen Friedrichs wird besonders durch sein Betragen gegen seine berühmtesten Feldherrn eben so einleuchtend. Diese waren nach ihrer Anciennetät: der alte Fürst von Anhalt Dessau, der Feldmarschall Schwerin, der F. M. Keith, der Herzog von Bevern, der Prinz Hein-

*) Aus dem Briefwechsel mit d'Alembert ersieht man 1) daß ihm der König seine Aeußerungen über die preußischen Truppen übelnahm; 2) sagt er nichts vorzügliches zu seinem Lobe; 3) scheint d'Alemberts Empfehlungen, den Herrn v. Guibert sehr nützlich beim Könige gewesen zu seyn.

rich von Preußen, der Prinz Ferdinand von Braunschweig, die Generale v. Ziethen, Fouque und Seidlitz, der regierende Herzog von Braunschweig, der General von Möllendorff; insgesammt große Feldherren, wovon einige schon einem Eugen und Turenne an die Seite gesetzt zu werden verdient haben, und andern ohne Zweifel noch des Ruhms höchste Stufen erreichen werden. Diese hat Friedrich zwar in seinen Memoires gelobt; dies war er aber sich und der Gerechtigkeit schuldig. Ja er hat sie zum Beweise seiner Hochachtung vor andern ausgezeichnet; weit öfterer aber war er auf ihren Ruhm eifersüchtig, demüthigte sie dann und behandelte sie hart.

„Die Begierde, allen Ruhm nur für sich allein einzuerndten, sich allein alles zuzuschreiben, und die daraus entspringende Eifersucht auf die Verdienste anderer waren demnach der Maßstab, nach welchem er seine Offiziere behandelte; ob sie sich gleich durch die Anwendung ihrer Talente zu seinem Dienste um seine Achtung noch so verdient gemacht hatten, und er durch sie noch so viele Vortheile erhalten haben mochte. Er konnte es durchaus nicht leiden, daß man mit ihm um Ehre und Ruhm wetteiferte; und aus dieser Quelle entsprang die Muthlosigkeit, die er dadurch jedem einflößte. Selbst die Subalternen-Offiziere, von Obristen an bis zum Fähndrich waren gleichem Schicksal ausgesetzet, sobald er sich ihrer zu irgend einer Verrichtung bediente. Dreißigjähriger Dienstfleiß, Mühe und wohlverdienter Ruhm, weit entfernt, sie vor seiner Laune zu schützen, gereichten nach dieser Denkart, denen mehrentheils nur zum Schaden, die auf seine Gunst hät-

ten Ansprüche machen dürfen, und zogen ihnen zum öftern noch die härtesten Behandlungen zu. Daher rührte es, daß in seinen letzten Lebensjahren alle Offiziere, selbst die seines Gefolges sich ihm nur mit der Art von Furcht näherten, welche die Seele muthlos macht, die Talente niederdrückt, die Triebfedern der Ehre abspannt und den Ausschwung des Genies verhindert, welches unentwickelt bleibt, wenn es nicht von der Hoffnung, berühmt zu werden, gereizt und vom Ehrtriebe angespornt wird."

„So lange als Friedrich noch gleich stark an Geistes- und Körperkräften mit beiden gleich wirksam seyn konnte, machte sein Genie, seine Thätigkeit und die festen Grundsätze, nach denen er stets handelte, einigermaßen die nachtheiligen Wirkungen seiner sonderbaren Geistesstimmung wieder gut. Er war selbst die Seele aller seiner Geschäfte, war selbst bei allen Vorfällen zugegen. Ohne von seinen Handlungen Rechenschaft geben zu dürfen, setzte ihn kein Umstand in Verlegenheit, hielt nichts den Gang seiner Geschäfte und seiner Thätigkeit auf. Dieses gab ihm große Vortheile über andere Feldherrn. Dieses konnte nur ein König; und dieses sind die Folgen und die Vorzüge einer unumschränkten Gewalt."

Also seinem Ruhme und der Erwerbung eines großen Namens hätte er alles, ja selbst auf Kosten seiner Nation aufgeopfert? Man staunt, wenn man so etwas lieset. Wenn gab es einen bescheidnern König? Hatte er nicht so oft seine Fehler selbst gestanden, oder hatte er jemals, wie Ludwig XIV. Dichter oder Lobredner gedungen? Hat er je einen Krieg, be-

gierig nach Heldenruhm oder Vergrößerung, angefangen und einen einzigen Tag verlängert? Nicht den geringsten Beweis hat uns der Graf Schmettau für seine Behauptung zu geben, für gut befunden, den einzigen ausgenommen, daß der König den Herrn v. Guibert auszeichnend behandelte, ein Benehmen, welches er gegen alle Fremde, besonders alle gute Schriftsteller beobachtete. Und diese ausgezeichnete Aufnahme, worin bestand sie anders, als darin, daß er ihn einigemal sprach und ihm einigen Revueen beizuwohnen erlaubte. Auf der Potsdamer Parade ging es ihm von Seiten der Offiziers mit Recht desto schlechter.

Die zweite Schwachheit des Königs erfordert, um gehörig widerlegt zu werden, eine zu weitläuftige Auseinandersetzung, als daß sie hier Platz finden könnte, daher wir ein andermal mehr, jetzt aber nur wenige Worte darüber sagen wollen. Von allen den Feldherren, die der Graf Schmettau anführt, hatte (den Prinzen Ferdinand von Braunschweig ausgenommen) kein einziger mehr als höchstens eine Schlacht gewonnen, mehrere aber gar keine, ja noch weniger Heere kommandirt. Auf alle diese sollte ein Monarch eifersüchtig seyn, welcher in zwölfen gesiegt und in dreien Kriegen sich so großen Ruhm erworben, daß man ihn über alle Feldherrn der alten und neuen Zeit erhob? Die Unwahrheit dieser Behauptung ist zu allgemein bekannt, und auch in diesem Feldzuge wird dieser Tadel zu sehr durch das Betragen des Königs gegen die Kronprinzen, den Erbprinz von Braunschweig und den General Möllendorf widerlegt. Das Unglück, welches den Herzog v. Bevern, denen Generals Fouque, Wedel, Fink begegnete, war Ursache, daß der König nicht sowohl eifersüchtig, als mißtrauisch wurde, wichtige Sachen seinen Generals anzuvertrauen.

Es ist wahr, Friedrich II. ist mit einigen seiner Generale, (zu manchen Zeiten) unzufrieden gewesen, allein es ist nur die Frage, ob mit Unrecht oder nicht. Von einigen findet man die Ursachen in seiner Geschichte. So benahm sich z. B. der alte Fürst von Dessau höchst sonderbar vor der Schlacht bei Kesselsdorff, desgleichen beging Schwerin nicht allein einige Fehler, sondern seine Feindschaft gegen den Fürsten Leopold hätte auch der Armee sehr nachtheilig werden können. Siehe Histoire de mon tems. Wenn der Graf den regierenden, damaligen Erbprinzen von Braunschweig und den Feldmarschall v. Keith anführt, so ist mir niemals etwas von einem bedeutenden Mißverständnisse zwischen ihnen und dem Könige bekannt geworden. Die Ursach, daß Prinz Ferdinand sich zurückzog, wird sehr verschieden erzählt: darf ich nach dem, was ich gehört, meine Meinung sagen, so suchte sie Prinz Ferdinand. Er fühlte sich als Feldmarschall zu groß, z. B. (wie doch selbst des Königs Brüder thaten) bei der Specialrevue zu Fuß, vor seinem Regimente zu stehen. — Ursachen lassen sich immer finden. Es giebt Haupt- und Nebenursachen. Der größte Geschichtschreiber verwechselt oft beide, weil er nicht allwissend ist. Dasjenige mit Ziethen fand vor dem 7jährigen Kriege statt, aber nachher hat der König ihn bis an sein Ende auf das gnädigste behandelt. So war es auch der Fall mit dem General Fouque, welcher sich nur deshalb zurückzog, weil die Inspectionen eingeführt wurden, er auch schlecht hörte. Nur über ihn allein wollen wir, der Kürze wegen, uns folgende Bemerkung erlauben. Dieser General sollte 1760 mit einem sehr schwachen Corps ganz Schlesien decken. Als der General Laudon mit einer überlegenen Macht durch das Glätzische gegen Reichenbach vordrang, ver-

ließ Fouque den für sein kleines Corps viel zu weitläuftigen Posten von Landshut, und zog sich bis Rommenau, zwischen Breslau und Schweidnitz, zurück. Der Minister v. Schlaberndorff meldete dem König, der General Fouque hätte sich vor einer nicht allzubedeutenden Macht zurückgezogen und deshalb fiele dem Feinde das ganze Gebürge und ein Theil des platten Landes in die Hände. Der König hatte den Rapport des Generals noch nicht erhalten, und befahl ihm daher, den Posten vor Landshut wieder zu nehmen, ich finde nirgends, daß er sich bei dieser Gelegenheit harter Ausdrücke bedient, S. Büttners Denkwürdigkeiten Fouquets ꝛc. auch ist mir von ganz sicherer Hand das Gegentheil bekannt. Dies that er auch sogleich mit 15 zum Theil sehr schwachen Battallions und 14 Schwadronen, indem er 7 Battaill. Infant. und 3 Schwadronen unter dem General Ziethen bei Fürstenstein stehen ließ, um die Communication mit Schweidnitz zu unterhalten, woher er seine Lebensmittel zog. Unter so äußerst schwierigen Umständen hätte meines geringen Dafürhaltens nach der General Fouque nicht die ganze Position, von den Reichhennersdorffern- bis zu den Mummel-Bergen besetzen, sondern seine Stellung mehr koncentriren, die Stadt und den Bober vor den rechten Flügel nehmen und sich lieber etwas mehr gegen Hartmannsdorff ausdehnen sollen, welches die Folge gehabt hätte, daß man ihm nicht so leicht den Rückzug nach Janer oder Rudelstadt abschneiden konnte. Die Schanzen hinter der Stadt auf den Reichhennersdorffer- und Kirch-Bergen, waren ja ohnedies von den Oestreichern sehr beschädiget worden. Da auch die Kommunication mit dem General Ziethen, so zu sagen, bis auf den letzten Augenblick offen blieb, so mußte er

im höchsten Nothfall diesen General an sich ziehen, auch um dem Könige in seiner äußerst schwierigen Lage dies Corps zu erhalten, sich lieber noch den Abend gegen Volkenhayn wenden, sobald er den General Laudon ankommen und im Begriff sah, ihn von allen Seiten anzugreifen. Stand er koncentrirt, so war ein Rückzug nicht unmöglich. Wegen der Belagerung von Glatz würde vermuthlich Laudon ihm nicht viel weiter nachgegangen seyn. Hätte ihm sogar der König (wovon das Gegentheil bekannt ist) einen empfindlichen Verweiß gegeben, so mußte er doch viele Tausende nicht einem Ressentiment aufopfern, und von dem übel unterrichteten König, so zu sagen, an die besser Unterrichteten appelliren. Doch homo sum etc.

Wenn Friedrich seine Offiziere um so viel härter und ungestümer behandelt hätte, jemehr Genie und Verdienst sie besessen, so hätte er beides ganz bei ihnen unterdrückt, noch weniger würden Ausländer so sehr seine Dienste gesucht haben. Der Verf. hatte die Ehre, 18 Jahr diesem großen König zu dienen, allein in dieser Zeit nichts von der Muthlosigkeit bemerkt, welche der Graf erwähnt.

Mit jener Behauptung kontrastiret eine Stelle der Instruktion von 1781 an die Inspekteurs, wo der König sagt: „Die Inspekteurs werden mir eine große Gefälligkeit thun, wenn sie sich Mühe geben, die Offiziers so zu informiren, daß man mit der Zeit Hoffnung hat, eine gute Schule von Stabs-Offizieren und Generals daraus zu ziehen; wie denn die Inspekteurs auch, wenn solche Offiziere unter den Regimentern sind, die Verstand und Geschicklichkeit be-

sitzen, sie mögen Capitains, Lieutenants oder Fähndrichs seyn, solche mir anzeigen und bekannt machen müssen." S. Unterricht des Königs von Preußen, herausgegeben von Scharnhorst S. 287. Auch habe ich aus dem Munde des jetzigen G. L. v. Rüchel, (der erst 1779 zu ihm kam) gehört, wie äußerst gnädig und herablassend der König oft gegen ihn gewesen, ja sich selbst die Mühe genommen, ihm Unterricht zu ertheilen. Er hat dieß mit mehreren Offiziers gethan.

Eine sehr verzeihliche Eigenheit, welche er wohl mit vielen andern Menschen gemein haben mochte, war diejenige, daß er die sogenannten Leute à predention nicht leiden konnte. Er pflegte zu sagen; „der Mensch ist mir viel zu klug;" s. Briefe eines alten preußischen Offiziers ꝛc. 2ter Theil S. 115., auch mochte er oft die Bemerkung gemacht haben, daß hinter dieser Weisheit wenig oder nichts verborgen war, oder daß Leute, die alles besser zu wissen glauben, die ihnen aufgegebenen Befehle am wenigsten genau befolgten. Wenn er dieß daher bemerkte, so suchte er solche Leute zu demüthigen. Dies hielt er selbst bei denen manchmal nothwendig, welche bei ihm in Gnaden standen, so bald er wahrnahm, daß sie sich vernachlässigten, sich unentbehrlich hielten, oder seine Gnade zu mißbrauchen anfiengen. Nur dadurch hat er verhütet, daß seine Günstlinge sich keinen schädlichen Einfluß anmaßten, wie es so oft bei Königen der Fall ist, ob ich gleich einige Beispiele anführen könnte, wo Generals, die bei dem Könige gut standen, einige Zeit seine Gnade mißbrauchten; indessen bemerkte es der König gewöhnlich über kurz oder lang, und sie hatten dann Ursache es zu bereuen. S. Briefe eines alten preußischen Offiziers, 2ter Theil, S. 77.

Da der König weder allgegenwärtig noch allwissend war, auch nichts weniger, als die lächerliche Eitelkeit besaß, alles allein zu besorgen, so mußte er Leute um sich haben, denen er sein ganzes Vertrauen in Absicht der Armee schenken konnte, welche ihm sowohl von dem Benehmen und den Fähigkeiten seiner Generale, als auch von alle dem unterrichteten, was den Zustand der Truppen betraf. Daher mußte er sich von ihrer Rechtschaffenheit, als auch von ihrem Attachement an seine Person vollkommen überzeugt halten. Der König hatte, wie alle große Männer, die Eigenschaft, in wichtigen Sachen, nur gegen sehr wenige Personen, seine Gedanken zu eröffnen; dieß war z. B. der Fall, in seiner Privat-Unterhaltung über Generals, Ministers, Offiziers u. s. w. Hätte er das Gegentheil gethan, so hätte er der Kabale, desgleichen der Klätscherei Thür und Thor geöffnet. Von denjenigen, gegen welche er ja ein Wort fallen ließ, hielt er sich von ihrer Verschwiegenheit ganz gewiß überzeugt. Seine größten Vertrauten im Militairfache, konnten in der Regel keine andern, als seine ersten Generals und General-Adjudanten seyn. Auf diesem Wege war aber Einseitigkeit nicht ganz zu vermeiden. Dazu kam denn auch, daß der König, so ein großer Menschenkenner er im Ganzen war, doch sich manchmal eine Zeitlang in Beurtheilung der Menschen zu ihrem Vortheil oder Nachtheil täuschte, wovon man unter andern beim Militair einige ganz auffallende Beispiele hat. In der Folge, wenn er sie näher kennen lernte, sahe er dieß wohl ein. Aeußerte der König über einem solchen Mann ganz bestimmt seine Ideen, so mochte ihm vielleicht sein Vertrauter, oder General-Adjudant nicht widersprechen, denn da ihnen daran gelegen seyn mußte, sich in der Gunst

des Königs zu erhalten, so würde ein zu öfteres und entscheidendes Widersprechen, nicht eben das sicherste Mittel dazu gewesen seyn. Bei der Laune des Königs in den letzten Jahren, mochte so ein Mann, vielleicht dem Könige oft nicht den schlechten Charakter, dieses oder jenes Militairs schildern, der sich Sachen erlaubte, die Unrecht waren. Bei der größern Rechtschaffenheit, bleiben übrigens diese Adjudanten oder sonstige Günstlinge, doch immer Menschen; ihr Hauptinteresse war, daß ihnen niemand die Gunst des Königes raubte; sie, und nicht der König, konnten also leicht auf vorzügliche und höhere Talente eifersüchtig seyn, und deßhalb solche Menschen in der Entfernung zu halten suchen. Natürlich hatten sie überdieß ihre Lieblinge und Feinde, ihre Vorurtheile und Eigenheiten. Vor, in und nach dem 7jährigen Kriege, besaßen zwei Männer vorzüglich die Gunst des Königs, Winterfeld und Anhalt. Von beiden hat man viel Gutes und auch viel Böses gesagt. S. Briefe eines alten preußischen Offiziers. In so weit als sie dem König äußerst ergeben, und seinen Willen zu befolgen, ihnen heiliges Gesetz war, verdienen sie gewiß Achtung, weil er vor Allem wünschte, daß die Armee die vollkommenste in der Welt seyn sollte. Man scheint gegen Winterfeld sehr ungerecht gewesen zu seyn.

Der General Anhalt mußte, da er sehr rasch avancirte, die Gnade des Königs besaß, und manchmal vielleicht etwas heftig war, der Neider und Feinde viele haben. Doch mag ihm wohl auch der Verf. oben genannter Briefe eines alten preußischen Offiziers, zu viel thun, besonders läßt sich dasjenige nicht gar denken, was von ihm in Absicht des Herzogs

Ferdinand erzählt wird. Es war sehr traurig für den König, daß er sich der Hülfe desjenigen, den er sein ganzes Vertrauen geschenkt, und den er selbst gebildet und erzogen, gerade zu einer Zeit (1778) beraubt sahe, wo er ihm die wichtigsten Dienste hätte leisten sollen. Nicht minder traurig war es überhaupt für einen solchen General-Adjudanten, daß, wenn der König ungnädig auf einen Offizier, oder eine Zeitlang unzufrieden mit Regimentern war, man es ihm entweder ganz, oder doch zum Theil zur Last legte. Den Abschied des Grafen Anhalt in Preußen, hat man auch unter andern, ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht, dem General Anhalt Schuld gegeben. Der alte preußische Offizier will es behaupten. Der Verf. der Briefe des preußischen Feldpredigers ꝛc. will hierüber nichts sagen, sondern meint blos in seiner Berichtigung des alten Offiziers: „man erzählte sich noch andere Umstände von dieser Seite, auch lebten noch zu viele Personen, die man nicht darein verflechten müsse." Auffallend ist es, daß nach den Briefen des alten Offiziers, S. 13, der König ehedem so außerordentlich mit dem Regimente des Grafen zufrieden gewesen, ja der Streit zwischen der Wahrheitsliebe des Königs, und den Verläumdungen, 5 Jahre gedauert hätte. Viele wollen General Stutterheim die Schuld beimessen. Es haben den Verf. viele Offiziere versichert, der Graf Anhalt hätte manche Abänderungen im Anzuge gemacht, welche den Capitains Kosten verursachte. Wie der Churfürst von Sachsen, dem Grafen Anhalt in seine Dienste nehmen wollte, und sich beim Könige erkundigte, gab dieser ihm das ehrenvollste Zeugniß. Es wäre zu wünschen, daß man solche Thatsachen jetzt dem Publiko enthüllte; sie könnten zu einer großen

Lehre dienen, wie auch die einsichtsvollsten Fürsten manchmal hintergangen werden, weil diejenigen, so ihnen nahe stehen, Menschen mit menschlichen Schwachheiten sind.

Ein sehr edler Zug des Königs, den nur der Ritter Zimmermann bemerkt, ist folgender: Er ließ sich oft mit Unrecht für ungerecht halten. So dimittirte er manchmal Offiziers, die sich schmutziger Handlungen schuldig gemacht, dem Scheine nach wegen Exerzier-Fehler, um sie zu schonen. Ein gewisser Obrist-Lieutenant v. K. in N. in Schlesien, war wegen Zurückhaltung von Montirungsstücken seiner Leute zu einem Garnison-Regimente gekommen. Er sündigte hier wieder, der König verzieh es ihm noch einmal, doch beim dritten mal ward er entlassen, weil sein Bataillon einen Fehler beim Feuern machte. Er ward so allgemein bedauert, daß er von allen Infanterie- und Kavallerie-Compagnien Zulage erhielt. Einige Jahre später erfuhr ich die wahren Umstände, welche äußerst wenigen bekannt sind. Den General v. L. in B. jagte er bei einer Revue, als dieser mit seinem Regimente anmarschiert kam, hinter die Fronte, mit dem Ausdruck: er ritte wie ein Brauer. Der General, oder vielmehr seine Capitains, hatten sich in ihrer Garnison, Eingriffe in die Braugerechtigkeiten der Bürger erlaubt. Thibaut erzählt in seinen Souvenirs d'un Citoyen diese Anekdote unter dem Titel: Le Général brasseur, auf eine, wie ich glaube, sehr unrichtige Weise. So ließ sich Friedrich auf das bitterste tadeln, um nur solche Handlungen nicht bekannt werden, und zur allgemeinen Kenntniß kommen zu lassen. Wir haben nur dieß Wenige hier anführen wollen, und behalten uns vor, bei Gelegen-

heit der Charakteristik des Königes, in Zukunft uns einmal weitläuftiger hierüber auszulassen.

B. Physische Schwäche des Königs (1778) durch Krankheit und Alter herbeigeführt.

Der Verf. wirft S. 2. verschiedene Fragen auf, z. B. „warum der König lauter nachtheilige Stellungen genommen, deßgleichen falsche Maßregeln ergriffen, und findet die Auflösung in dem Umstande, daß der König an Körper- und Geisteskräften der drückenden Bürde des Alters und der Krankheit untergelegen." Hören wir ihn weiter

S. 10. „Daß der König über die ganze vorhergehende Lage der Umstände, (der Verf. ist selbst hier im größten Irrthum) anders als das ganze Publikum urtheilte, rührte unstreitig von der Schwäche seiner Organe her. Sein Alter, seine Gesundheits-Umstände waren überhaupt nicht mehr den Beschwerden des Feldzuges angemessen. Sie hatten nothwendig auf seine Denkkraft den Einfluß, daß die geschwächten Fiebern seiner Einbildungskraft die Gegenstände in seinen Augen entstellten oder vergrößerten; und hieraus folgte nothwendig, daß er entweder falsche Maßregeln, oder heftige der Sache nicht angemessene Entschließungen nehmen mußte."

S. 15. „Dieser Monarch hatte jetzt nichts mehr von seinem ehemaligen Glanze an sich. Traurig, niedergeschlagen und selbst muthlos (ein Friedrich muthlos?) flößte sein Anblick, kein Zutrauen mehr ein, und jeder, der sich ihm näherte, wurde jetzt nur von Empfindungen, die von der guten Hoffnung, wo-

mit er ehemals jeden zu beleben mußte, das Gegentheil waren, beunruhigt und ergriffen."

S. 22. „Als der König 1778 ins Feld rückte, hatten Alter und Krankheit die Kräfte seines Körpers und Geistes äußerst geschwächt. Seinem Verstande, seiner Urtheilskraft und seinem Gedächtnisse fehlte es an Spannkraft, und der Zusammenhang seiner Begriffe und seiner Thätigkeit hatte nachgelassen. Seine Gesundheit war damals weit schwächer, als sie es in den folgenden Jahren, bis ungefähr 9 Monate vor seinem Ende gewesen ist. Er war so schwach, daß er kaum den Schritt zu Pferde aushalten konnte, da er doch in den nächstfolgenden Jahren, seiner alten Gewohnheit nach, im stärksten Galopp und selbst mit verhängtem Zügel wieder reiten konnte. Damals aber hätte gewiß sein Körper untergelegen, wenn es zu einem lebhaften Feldzuge gekommen wäre."

Wir wollen den Leser mit mehreren dergleichen Stellen, die wir noch abschreiben könnten, nicht beschwerlich fallen, sondern bemerken nur, daß wir die Veranlassung nicht kennen, wegen welcher der König damals schwächer, als in den folgenden Jahren seyn sollen, indem er, (das Podagra etwa ausgenommen) nicht krank gewesen war. Wenn ein Schriftsteller einem andern etwas nacherzählt, so vergrößert oder verkleinert er gewöhnlich eine Thatsache. So auch hier. Der Minister v. Dohm, macht S. 22. „den König so schwach, daß er nur mit äußerster Mühe, wenige Schritte machen kann, um sein Pferd zu besteigen." Nach Graf Schmettau kann er nicht reiten, nach diesem nicht einmal gehen.

Es ist sehr auffallend, wie es möglich ist, daß der Graf Schmettau, wider das Besserwissen so vieler Zeugen, den König so schwach schildern kann; denn wäre dieß der Fall gewesen, so würde er wenigstens bei den Märschen, wo nichts zu riskiren war, gefahren seyn, anstatt daß er (die Reisen ausgenommen) den ganzen Feldzug in keinen Wagen gekommen ist. Konnte er nicht Galopp reiten, so müßte seine Geistesschwäche den äußersten Grad erreicht haben, wenn er sich bei so vielen Gelegenheiten in diesem Kriege, an die vorderste Spitze der Avantgarde oder der hintersten des Nachtrabs aufgehalten. Er gab bei aller Gelegenheit, so wie ehemals, das Beispiel der Verachtung der Gefahren, aber daß er so thöricht hätte seyn sollen, sich muthwillig derjenigen auszusetzen, gefangen zu werden, weil er nichts, als Schritt reiten können, dazu gehört ein Glaube, stark genug um die Cordilleras zu versetzen. Hier nur einige Beispiele. Der König ritt nicht allein den 4. Juli, bei dem Marsche nach Böhmen zu, sondern auch den nächstfolgenden Tag, d. h. an eben demselben, wo wir in Böhmen einrückten, hinter dem ersten Unteroffiziertrupp der Avantgarde. S. Versuch ꝛc. S. 88. Bei der Affaire von Rohenitz den 23. Juli, ritt er von der Aupe an, bis an die Metau, hinter dem allerersten Offiziertrupp der Lossowschen Husaren, bei welchen ich mich befand, und es bezeugen kann. Bei dem Gefechte selbst wagte er sich, da er etliche hundert Bosniaken in Gefahr sahe, so weit vor, (er ritt dabei im stärksten Galopp) und so nahe vor an die feindliche Kavallerie, (wie so viele Augenzeugen wissen) daß er in Gefahr gerieth, gefangen zu werden, wenn uns der Feind zurücktrieb, und er nichts als Schritt reiten konnte. Den 22sten August ritt

er, wie wir weiter unten sehen werden, im starken Trott und Gallopp von Lauterwasser nach Leopold zurück. Folgendes möchte auch mit der Körperschwäche des Königes nicht wohl zu vereinigen seyn. Nach dem Verfasser ist den 8ten Juli die Armee von Nachod nach Wellsdorff um 6 Uhr des Morgens aufgebrochen, ihren König natürlich an der Spitze, und soll nach dem Versuch ꝛc. zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags bei dem Lagerplatze angekommen seyn. Hier nimmt er selbigen, so wie das feindliche Lager in Augenschein, und legt sich dann, in Erwartung der Kolonnen, 2 Stunden mit seinem Gefolge auf die Erde. Dann wirft er sich unwillig aufs Pferd, reitet der Infanterie entgegen, schilt jeden ankommenden Bataillons-Befehlshaber, und nachdem er sich durch heftiges Auslassen seines Unwillens erschöpft hat, muß er Ruhe und Stärkung im Hauptquartier suchen."

Das heißt, der König speißt diesen Tag zu Mittage frühestes erst um 5 Uhr, wenn S. Erzählung richtig ist. Seine Rast dauerte nach ihm nicht lange. „Nach einer halben Stunde erscheint er wieder zu Pferde, und treibt sich unter lauter Schelten auf dem Lagerplatze bis in die Nacht herum, da er sich denn endlich in das Hauptquartier begiebt."

Ich mag für die Richtigkeit alles dessen, was der Graf Schmettau von den Ereignissen dieses Tages erzählt, nicht meinen Kopf verwetten; allein hat der König sich bis in die Nacht so fatigirt und so spät zu Mittag gegessen, so wünsche ich jedem Könige, daß er nach 66 Jahren dies auszuhalten im Stande

seyn möchte, besonders wenn man sich dabei erinnert, daß es an diesem Tage ganz außerordentlich heiß war. Wie kann man sich so widersprechen.

Es ist jetzt die Frage, wie es mit der Kränklichkeit des Königes eigentlich beschaffen seyn mochte. Hier ist folgendes Zeugniß des kaiserlichen östreichischen General-Feld-Zeugmeisters v. Lindenau über diesen Punkt.

„Wenn der König wirklich so schwach gewesen, wie hätte es denn zugehen sollen, daß er, der noch bis zu seinem Tode mehreren Revuen und Herst-Manoeures beiwohnte, bei dem Hinreiten zu den Kolonnen auf den Manoeuvre-Platz, desgleichen, wenn ihm die Richtung der Linien fehlerhaft schien, im Gallop hinsprengte. Bei der Revue 1780 in Schlesien ritt er, nebst Prittwitz, Thadden und mir, des Morgens mit Tages Anbruch, von Breslau aus bis Wenigmonau, gegen den Zobtenberg hin, wo das Hauptquartier war, 4 starke Meilen auf einem polnischen Pferde im Trabe. Das Pferd stürzte, glücklicher Weise blieb es stehen, der König richtete sich auf, strich sich die Haare zurück und sagte weiter nichts als: „es ist ein Glück, daß die Schindmähre stehen geblieben.“ Er wechselte hierauf Pferde, ritt weiter bis Wenigmonau; von da besahe er noch das Revue-Terrain (zu unserm größten Leidwesen, denn wir waren sehr hungrig geworden) bis Hohen-Poseriz hin. Nach 1 Uhr kamen wir erst zurück.“ A.

Nach geendigtem Feldzuge in Böhmen eilte der König gegen Ende Oktobers in größter Geschwindigkeit nach Neiße, führte das dort versammelte Corps nach

Jägerndorff, und ging Anfangs November nach Breslau zurück.

Als die Oestreicher den Einfall in die Grafschaft Glatz machten, kam der König von Breslau den 4ten Februar nebst den mitgebrachten Truppen bei Reichenbach an, nahm sein Hauptquartier den 16ten in Silberberg und kehrte erst den 6ten März nach Breslau zurück. Hätte er im Winter sogar diese Fatigen aushalten können, wenn er so kränklich gewesen wäre.

Der F. Z. v. Lindenau führt ferner über die Kränklichkeit des Königes noch folgendes an.

„Auf mein Ehrenwort kann ich versichern, daß ich, der ich von des Morgens 5 bis Abends 9 Uhr, wo sich der König niederlegte, in der Nähe desselben war, von keiner Krankheit desselben etwas weiß, außer daß es im Lager von Welsdorff einige Tage durch hieß, der König hätte einen Anfall der damaligen gewöhnlichen Lagerkrankheit. Daß dieser Zufall unbedeutend war, bewieß der Umstand, daß der König dadurch nicht verhindert wurde, so wenig die Parole auszugeben, als den Fouragirungen beizuwohnen. Seine Unpäßlichkeit sahe man im Gegentheil, in Rücksicht des Podagra, für eine Wohlthat der Natur an."

Was hatte es denn mit der Muthlosigkeit, der Niedergeschlagenheit und Traurigkeit des Königs für eine Bewandniß?

Vor den Augen seiner Umgebung mochte der König wohl zu keiner Zeit, selbst nicht im 7jährigen Kriege, (sehr wenige Fälle vielleicht ausgenommen,) einen Augenblick muthlos gewesen seyn; allein, wenn

er jetzt vom Anfang des Krieges an, sehr übler Laune war, so konnte es ihm wohl nicht ganz verdacht werden. Man hatte ihn östreichischer Seits viele Monate durch mit Friedensunterhandlungen hingehalten, bis man sich vollkommen gerüstet befand, ja ein gleiches geschah nicht minder selbst zu Anfange des Krieges. Der Beistand von Rußland war noch so sehr ungewiß, und die Last des Krieges fiel ihm allein zu. Der östreichische Gesandte in Berlin bemühte sich sogar, in dem königlichen Hause Trennungen zu verursachen, (siehe Dohm erster Theil, S. 110.) und vielleicht war es ihm in so weit gelungen, daß er den Prinzen Heinrich gegen diesen Krieg abgeneigt machte. Auch dies ist eine Idee des Herrn v. Dohm. Dergleichen Vielleicht sollte man ohne zuverlässige Beweise nicht in die Welt hineinschreiben. Theresia konnte sterben und da der Kaiser den Krieg wünschte, solcher auf alle Fälle weit aussehend werden. Beim Frieden waren mehrere Partheien unter einen Hut zu bringen, folglich mußte das den Abschluß desselben erschweren.

Wer weiß, was außerdem alles dem Könige noch sonst bedenklich und unangenehm gleich beim Anfange des Krieges seyn konnte. Der Minister Graf Hoym hatte z. B. noch keinen Krieg in Schlesien erlebt, was aber vielleicht dem Könige am meisten fatal seyn mochte, sein von ihm gezogener Schüler, General Anhalt, sein erster Adjudant und seine rechte Hand, befand sich, (wie man wenigstens in der Armee glaubte,) nicht in den vollkommensten Gesundheitsumständen. Er befolgte fernerhin bei Langenau die Befehle des Königes nicht, fiel aus einem vielleicht verzeihlichen in einen unverzeihlichen Fehler und der

König, der so sehr an ihn gewöhnt war, sahe sich desselben beraubt im Verfolg des Feldzuges. Es sind uns vielleicht manche Ursachen ganz unbekannt, doch einige sind es nicht. Anfangs des Frühjahrs starb sein Freund Lord Marschall. Im Herbst sein Gesellschafter, der G. L. Krokow, der so lange um ihn gewesen. Selbst Voltairs Tod, ob er ihn gleich nur als Dichter, nicht als Mensch schätzte, mußte einen sehr unangenehmen Eindruck auf ihn machen. Selbst seine Flöte mußte er weglegen.

Bei aller dieser üblen Laune, die von dem Verfasser übertrieben wird, wüßte ich doch keinen einzigen Mann von Auszeichnung, der in diesem Feldzuge durch Ungnade aus dem Dienst des Königs gekommen wäre, als der Graf Schmettau, denn z. B. weder der (übrigens unschuldige) Prinz von Hessen-Philipsthal, noch irgend ein Offizier eines Regiments, welches eine unglückliche Affaire hatte, wurden während des Krieges verabschiedet. Der König äußerte Unzufriedenheit mit dem General Lossow, desgleichen einmal mit dem General Lestwitz, allein dabei blieb es auch. Daß der König sich übrigens Vorstellungen machen ließ, werden wir späterhin aus einigen Stellen der militairischen Geschichte des Prinzen Friedrich zu beweisen Gelegenheit haben, desgleichen wie dankbar er war, wenn ein General sich geschickt zu nehmen wußte. Es machte ihm die größte Freude, wenn er belohnen konnte, und wenn ein Offizier sich nur irgend auszeichnete, so erhielt er entweder den Orden, oder wurde avancirt; die Gemeinen aber wurden es in diesem Falle auch, oder bekamen Geld geschenkt. Verschiedenen Offizieren, denen man Pferde todtgeschossen, bezahlte sie der König.

Es war Friedrich II. alles daran gelegen, Freund und Feind in dem Glauben zu bestärken, daß alle Gegenstände von Wichtigkeit durch ihn besorgt würden, denn nur darauf ließ sich das Zutrauen seiner Armee und ein gewisser Respekt bei dem Gegentheil gründen. Nur er allein und der Prinz Heinrich hatten ehedem die Armee kommandirt. Fiel dieser Glaube weg, so sank ihr Muth, ihr Vertrauen, und die Folgen waren nicht zu berechnen; die beiden Prinzen von Braunschweig waren, ohnerachtet ihres Kriegsruhms, dem preußischen Heere neu, weil es sie im Kriege noch nicht an dessen Spitze gesehen, und alle übrigen Generale bei des Königs Armee hatten noch keine Gelegenheit gehabt, Feldherrn-Talente zu zeigen. Aus diesem Grunde war der König allenthalben gegenwärtig, oder doch wenigstens in der Nähe. Hätte er die Armee nicht selbst kommandirt, dann wären jene Nachtheile eingetreten. Graf S. giebt zu verstehen, daß solches besser gewesen wäre. Ich zweifle.

Um dieses Umstandes willen konnte er es nicht leiden, wenn sich jemand nicht gerade zu an ihn, sondern z. B. an Sr. Durchlaucht den Erbprinzen von Braunschweig, (so sehr er diesen Prinzen sonst liebte), in Sachen wandte, welche eine Einrichtung in der Armee betrafen; weil er dies mit Recht seinem Ansehen nachtheilig hielt; so hatte einst der General v. Thadden den gedachten Erbprinzen im Wellsdorffer Lager Vorstellungen wegen der Kommunikation mit Glatz gemacht, und dieser es dem König gesagt. Ersterer erhielt deswegen einen Verweis, doch war der König dieserhalb in der Folge nicht ungnädig gegen ihn. A.

C. Betrachtungen über die von dem Grafen v. Schmettau geäußerte Geistesschwäche des Königes, durch die falschen Maaßregeln beurkundet, welche er in diesem Kriege genommen haben soll.

Wir glauben, den Leser überzeugt zu haben, daß der König in diesem Kriege weder krank gewesen, noch daß es mit seiner Körperschwäche viel zu bedeuten hatte. Es liegt uns jetzt ob, den Beweis zu führen, daß dessen Geistesschwäche eben so gut ein Geschöpf der Einbildungskraft des Grafen v. Schmettau ist. Denn hatten auch dessen militairische Operationen nicht den Beifall der Armee, weil die Unthätigkeit, in welche sie anfangs durch die Friedensunterhandlungen versetzt wurde, ihr äußerst mißfiel, so kann man doch daraus noch nicht Geistesschwäche des Königs herleiten, weil es einmal sein Plan war, in diesem Feldzuge nichts zu unternehmen, von dem er den sichern Erfolg nicht im Voraus ganz gewiß berechnen konnte, er auch den Krieg so gern vermeiden mochte. Die Urtheile, welche man über manche Dinge zum Nachtheil des Königs gefällt, sind Urtheile hinterher, wo das Tadeln so kinderleicht ist. Um jene Behauptungen auf einmal zu widerlegen, darf man nur die Unterhandlungen nachlesen, welche über die baiersche Erbfolge vor und während des Krieges gepflogen worden, und bedenken, daß von preußischer Seite der König als Haupttriebfeder derselben erscheint, so wird man sich leicht überzeugen, daß sein Verstand sich ganz ungeschwächt befand; denn sollte auch sein Gedächtniß nicht mehr so stark, wie ehedem, gewesen seyn, so ist mir doch nicht der geringste Fall

bekannt, wo daraus ein besonderer, wichtiger Nachtheil entstanden wäre.

Der Graf v. Schmettau findet in diesem Feldzuge alles tadelhaft, was auf militairische Operationen Bezug hat, und es frägt sich daher, ob selbige wirklich fehlerhaft waren oder nicht.

Folgendes möchten die Hauptgegenstände seyn, über welche wir im Allgemeinen einige Worte sagen wollen, ehe wir uns auf das specielle einlassen.

Die verschiedenen Zweige eines Feldzuges, wobei sich die Schwäche des Königes vorzüglich gezeigt haben soll, wollen wir unter folgende Rubriken bringen.

a) Der Operationsplan.
b) Die Anlegung der Magazine und die Verpflegung der Armee.
c) Der gänzliche Mangel eines Generalstabes und die nachtheiligen Folgen, welche nach dem v. Schmettau daraus entstanden sind: in
   1) der Wahl der Läger,
   2) der Märsche,
   3) der Mannszucht der Armee.
d) Das übrige Detail.

Der geneigte Leser wird bemerken, daß manches hier nur im Allgemeinen berührt werden kann, und besonders über 1 und 2 künftig mehr gesagt werden wird.

a) Was den Operationsplan anbetrifft, so werden wir darüber späterhin unsere Gedanken mittei-

len, um selbigen näher an die Bemerkungen anzuschließen, welche wir über die einzelnen Vorfälle des Krieges machen wollen. Recht sonderbar ist die Bemerkung des Grafen Schmettau, daß der König, nachdem er den zuerst entworfenen Plan abgeändert, ohne allen Plan gehandelt hätte. Friedrich II. und ohne Plan handeln: dieß sind zwei Dinge, die in dem auffallendsten Widerspruche stehen.

b) Die Anlegung der Magazine hatte der Graf Hoym von Seiten der königl. Armee zu besorgen, und da die schlesischen Vestungen, auf den Bedarf eines Feldzugs, mit Mehl versehen waren, in Absicht des Fleisches aber, freie Zufuhr aus Pohlen existirte, so fanden in diesem Falle, um so weniger Schwierigkeiten statt, da die Armee sich in Böhmen nur 5 bis 6 Meilen von der Schlesischen entfernt befand, ja noch geringer war diejenige der Grafschaft Glatz beim Einmarsch. Der nachmalige Präsident v. Massow befand sich dieser Ursache wegen, nebst einem Kriegsrathe der Breslauischen Kammer in Nachot, von Seiten der Armee aber, hatte anfangs der Obriste Görne, später der General Schulenburg, als Intendanten die Verpflegung zu besorgen. In Schlesien gab sich der Graf von Hoym alle mögliche Mühe, Markedenter zu bewegen, die Armee mit Lebensmitteln zu versehen, auch hatte der König letztere Accise- und Zollfrei gemacht, folglich alles gethan, was nur irgend in seiner Macht stand, ja er hatte auch die Einrichtung getroffen, daß die Regimenter trockene Zugemüße, sogar z. B. Reis u. s. w., um sehr billige Preiße aus den Magazinen bekommen konnten. Wenn er hierin seinen Endzweck nicht vollkommen erreichte, so lag es an Umständen, die zum Theil nicht

von ihm abhingen, doch jeder Unpartheiische wird einsehen, daß die Armee keine Noth leiden konnte. Ob und wozu noch noch ein besonderer Offizier angestellt werden sollen, das weiß ich nicht; hätte er 100 angestellt, die Böhmen durften doch nicht zurückkommen. Ueber die Verpflegung der Armee, sehe man die königl. Kabinets-Befehle in der Beilage nach.

c) Man weiß es sich nicht zu erklären, wenn der Graf Schmettau von dem gänzlichen Mangel eines Generalstabes bei der Armee des Königs spricht, und diesem Mangel, schlechte Läger, die Krankheiten der Armee, Desertion, die Erschlaffung aller und jeder Mannszucht u. s. w. zuschreibt. Wir wollen, um unpartheiisch zu seyn, einige Stellen aus seinem Werke hierüber anführen.

S. 211. „Da der König alles, bis auf die geringste Kleinigkeit, selbst betreiben wollte, und zu der Besorgung der mannigfaltigen Militair-Details, keine Vorgesetzte ernannte, so konnte daraus in diesem Feldzuge nichts anders, als Verwirrung, und dem Kriegsdienste sehr nachtheilige Folgen entstehen."

„Die Ordnung und der Dienst erfordern, daß bei einer Armee jedes Geschäftsfach von einander unterschieden ist, und jedes derselben für sich ein besonderes Departement ausmacht, um die darin vorkommenden Gegenstände besser übersehen, und vom Cheff desselben um so mehr mit Recht darüber Rechenschaft fordern zu können."

Die Bureaukratie war dem Könige etwas ganz unbekanntes. Man schrieb bei ihm wenig, und nur was zur Sache erforderlich war, that aber desto mehr.

„Die Ordnung fehlte durchaus in der Armee des Königes, wo kein Mensch auf bestimmte Verrichtungen angestellt, wo nicht einmal ein Generalstab angeordnet war. Hieraus entstanden denn auch die größten Verlegenheiten und Unbequemlichkeiten. Kein Mensch wollte, kein Mensch hielt sich verbunden, dem Könige unangenehme Nachrichten zu hinterbringen." (Waren denn diese unangenehme Nachrichten so häufig, und sollte denn zu ihrer Hinterbringung ein besonderer Offizier angestellt, etwa gar ein eignes Bureau errichtet werden? Diese Pflicht lag auf jeden Fall dem ersten Adjudanten, oder dem ersten Generals der Armee ob.)

„Niemand durfte es wagen, ihm zu widersprechen, oder ihm nur bloße Gegenvorstellungen zu machen. Jeder fürchtete sich vor ihm mehr, als vor dem zu bekämpfenden Feinde." (Sehr natürlich war es, wenn man dem Könige zu mißfallen fürchtete, denn vor dem Feinde fürchtete man sich nicht.) „Jeder befolgte die erhaltenen Befehle nur pünktlich, buchstäblich, weil vor allen Dingen jeder darauf bedacht war, seinen Vorwürfen und üblen Begegnungen auszuweichen."

Und daran that auch jeder, in einem Kriege, sehr wohl, wo es die Hauptabsicht des Königes war, daß weder im Großen, noch im Kleinen, ohne den sichersten Erfolg, etwas unternommen werden sollte, weil dieses ohnmöglich geschehen konnte, ohne daß dabei von unserer Seite, Menschen umkamen, und hätten wir mit dem Verlust

eines Einzigen, 100 Oestreicher getödtet, so war und blieb es dennoch immer Verlust auf Seiten des Königes, bei seinem kleinen Staate, sobald dadurch nicht irgend etwas Bedeutendes, auf den Krieg Einfluß habendes, bewirkt wurde. Was es mit den Gegenvorstellungen für eine Bewandniß hatte, wird man bei Gelegenheit einiger Unterhaltungen, mit dem Prinzen Friedrich am besten ersehen.

S. 23. „Alles gerieth bei der Armee ins Stokken. Für ihren Unterhalt und die übrigen Bedürfnisse, welche Einfluß auf die Operationen hatten, wurde wenig gesorgt. Es fehlte an Allem; man führte Klagen, und die Armee sahe sich genöthiget, dem Könige um die Abhelfung ihrer Beschwerden anzuliegen."

S. 31. „Es war, wie schon gesagt, kein Generalstab zum Dienste der Armee angesetzt, kein Offizier hatte den Auftrag, für ihre mannigfaltigen Bedürfnisse zu sorgen; daher es denn nicht anders kommen konnte, als daß der Soldat schon am dritten Tage des Einrückens in Böhmen, von Elend und Verzweiflung gedrungen, sich unbestraft allen Ausschweifungen der frechsten Plünderung überließ." Am dritten Tage, das ist zum Erbarmen. Nur 2½ Meile von der Grenze.

Es stehen in dem Werke des Grafen Schmettau Dinge, wobei man ungewiß ist, ob man seinen eigenen Augen trauen soll oder nicht. Die Adjudanten des kommandirenden Generals einer preußischen Ar-

mee, waren dessen Generalstab, und hatte der König im 7jährigen Kriege deren nur sehr wenige gehabt, so war die jetzige Adjudantur durch die neuere Einrichtung der Quartiermeister-Lieutenants sehr vermehrt worden, auch war die Auswahl derselben ganz gewiß vorzüglich.

Die Adjudantur, oder wenn man will, der Generalstab des Königes, denn dieß war bei ihm nicht sehr verschieden, bestand nach dem Zeugniß des General-Feld-Zeugmeisters v. Lindenau, aus folgenden Personen:

1) Der General-Major v. Anhalt.
2) Der Obrist v. Götz.
3) Der Obrist v. Görtz von der Kavallerie.
4) Der Obrist-Lieutenant Graf Pinto.
5) Der Major Graf Pinto.
6) Der Major v. Prittwitz.
7) Der Major v. Geisau.

Quartiermeister-Lieutenants.

8) Der Hauptmann v. Knobloch.
9) Der — v. Lindenau.
10) Der — v. Winterfeld.
11) Der — v. Götz.
12) Der — Graf Schmettau, als Brigade-Major der Kavallerie.

Ingenieurs.

13) Obrist-Lieutenant d'Heinse.
14) Hauptmann v. Stamfort.
15) Lieutenant v. Golz.
16) — v. Reibnitz.

Man hat mir versichert, daß ein gewisser Ingenieur-Lieutenant Wolff auch dabei gewesen, dem der König 3 Jahre vorher den Abschied ertheilt, weil ihm ein Oberer verschwärzt hatte; jetzt da der König sich eines Bessern überzeugt, erhielt er nicht allein Befehl, wieder in Dienst einzutreten, sondern ließ ihm auch das Traktament von 3 Jahren nachzahlen. Dies war wohl der sicherste Beweis, daß der König in Erfahrung gebracht, wie man diesem Manne Unrecht gethan, und ein offenbares Geständniß, daß er dieses Unrecht vergüten wollte. Außer den gedachten Personen soll sich noch der Obrist von Engelbrecht als Condukteur von Seiten des Genie-Corps beim Generalstabe befunden haben. Ein gewisser Ingenieur-Lieutenant Geier, ist später nachgekommen, er ward bei Hohenelbe blessirt, als er dort die Distanz aufnahm.

Da ich sehr wenige von diesen Herren genau gekannt, so kann ich den Lesern nur dasjenige berichten, was ich durch glaubwürdige Männer, von ihnen zu erfahren, Gelegenheit gehabt habe.

Der General Anhalt war so glücklich gewesen, durch einen hellen, natürlichen Verstand, scharfe Beurtheilungskraft und ganz vorzüglichen Diensteifer, die Gnade des Königes im hohen Grade zu gewinnen, und für einen vollendeten Schüler desselben zu gelten. Nicht blos auf dem Revue-Platze, sondern bei mehreren Gelegenheiten im 7jährigen Kriege, besonders aber bei Langensalze und Leutmannsdorf, hatte er sich ausnehmend ausgezeichnet. Bei allen Friedens-Manövren kommandirte er gegen den König, zu dessen größter Zufriedenheit; ja er hatte sich in alle und

jede Ideen des Königs so einstudiert, daß Friedrich bei einer Gelegenheit von ihm sagte: wenn ich nur den Mund öffne, so nimmt er mir schon die Worte aus demselben. Mit welcher fast pedantischen Pünktlichkeit er die Befehle des Königs erfüllte, habe ich einst aus folgendem, an sich höchst unbedeutenden Umstand ersehen. Ich besuchte bei einer Revue einen Adjudanten des Königes, gerade zu der Zeit, als ein anderer Adjudant zu diesem kam, und ihm folgendes erzählte: Der König hatte befohlen, daß über einen unbedeutenden Bach zwei Brücken geschlagen werden sollten, der Adjudant aber nöthig gefunden, daß einer, (mir nicht mehr erinnerlichen) Ursache wegen, deren drei nöthig wären. Er hätte dieses dem General vorgestellt, welcher aber erwiedert, es müsse bei zweien bleiben, weil der König es so befohlen. Wahrscheinlich war diese dritte für die Kavallerie erforderlich.

In wie weit die Beschuldigungen gegründet sind, welche der Verf. der Briefe eines alten preußischen Offiziers dem General Anhalt im ersten Theile S. 11. u. s. w. macht, lasse ich ganz dahin gestellt seyn, nur halte ich dieselben für sehr übertrieben, und diese Quelle überhaupt, nachdem, was ich selbst weiß, und aus den Briefen eines preußischen Feldpredigers ersehen, für höchst unzuverlässig. Allgemein bekannt ist es, daß der General v. Anhalt für einen der geschicktesten Offiziere in der Armee galt; auch muß ich außerdem zu seinem Lobe anführen, daß viele Landleute in Böhmen, die ich bei meinen kürzlichen Reisen gesprochen, und die aus derjenigen Gegend waren, wo der General Anhalt eine Zeit lang kommandirte, ihm allgemein das Zeugniß ertheilten, daß er eine ganz vorzügliche Mannszucht beobachtet hätte.

Uebri-

Uebrigens zeigte er auch die größte Anhänglichkeit gegen den König. War derselbe krank, so schlief er in dessen Vorzimmer.

Der Obrist von Götz, galt in der Armee für einen Mann von erprobter Tapferkeit und großen militairischen Kenntnissen, zugleich ebenfalls für einen höchst rechtschaffenen Mann, welcher dem Könige immer ganz frei seine Meinung über das, warum dieser ihn frug, sagte, und solchem Charakter mehr, als demjenigen eines Hofmannes treu blieb. Er hatte den größten Theil des 7jährigen Krieges im Gefolge des Königes mitgemacht, folglich Gelegenheit gehabt, die schönsten Erfahrungen zu sammeln, und dem Könige seine Liebe für seine Person zu beweisen; so z. B. hielt er im heftigsten Feuer an der Seite des Königes bei Cunersdorf, als diesem das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde; er sprang von dem seinigen, und gab es ihm. Der König ertheilte ihm in diesem Kriege verschiedene Aufträge, besonders Rekognoscirungen. Bei der ersten derselben, bei Rachod, nahm er selbst einen Oestreichischen Offizier, welcher rekognosciren wollte, gefangen, und Se. Durchlaucht der Erbprinz, sagten bei dieser Gelegenheit zum Könige: der Obrist v. Götz hätte diesen Krieg angefangen, und den 7jährigen geendigt. Woranf sich das letztere beziehet, weiß ich nicht. Der König antwortete: C'est un très brave homme, mais de mauvoise augure. Um dieß zu verstehen, muß man sich erinnern, daß es der König nicht leicht vergaß, wenn ihm jemand eine unangenehme Nachricht überbrachte. (Der größte Mann hat auch Schwächen.) Nun traf es sich unter andern, daß im 7jährigen Kriege einige so unangenehm waren, daß sie niemand

dem Könige hinterbringen wollte, und dieses Loos daher dem Obrist Götz zufiel. Dieß soll besonders der Fall, bei der Ueberrumpelung von Schweidnitz gewesen seyn. Wie es der Obrist Götz dem Könige meldete, verlohr er nicht im geringsten seine Fassung, sondern mit der größten Ruhe erwiederte er weiter nichts, als: rufe er mir den Adjudanten N. Als dieser kam, diktirte der König ihm mit der größten Geistesgegenwart eine weitläuftige Disposition. Vor dieser Zeit war der König äußerst mißmüthig gewesen, jetzt schien ihn auf einmal ein neuer Geist zu beleben, und dieses ausgezeichnete Unglück die Spannkraft seiner großen Seele zu erhöhen. Ich habe dieß von dessen Sohne, dem G. L. und ehemaligen Gouverneur von Schlesien.

Der Obrist v. Görtz, so wie der O. L. Graf Pinto waren mehr Gesellschafter als eigentliche Adjudanten des Königes. Der erste führte das Journal der Armee, von dem ehedem Erwähnung geschiehet, und machte den Hofmarschall im Felde. Im Lager von Burkersdorf kam in dessen Quartier, durch die Schuld seines Kochs, wie es hieß, Feuer aus, und es brannte ein Theil ab. Der König war hierüber sehr ungehalten. In welcher Art der König mit letztern scherzte, findet man in des Prinzen von Ligne Schriften, der ihn einen Brise-raison nennt. Der Major Graf Pinto ward gelegentlich gebraucht.

Der Major v. Prittwitz ist bald nach dem 7jährigen Kriege zu dem Könige gekommen, und hatte besonders das ökonomische Fach der Kavallerie, z. B. das Remonte-Wesen u. s. w. unter sich.

Den Major v. Geisau, habe ich das Glück gehabt, sehr genau kennen zu lernen. Er galt für einen der gelehrtesten Kriegskünstler, und der liebenswürdigsten Männer, wenn er sich nicht in zu unangenehmen Lagen, wie z. B. 1790 befand. Mehrmals habe ich mit ihm über diesen Krieg gesprochen, und er gestand zwar ein, daß der König auch ihm seine üble Laune einigemal empfinden lassen, aber nicht, daß es auf eine so auffallende unanständige Art geschehen, wie es der Graf v. Schmettau erzählt. Nach seiner Angabe hatte er einst den größten Streit mit ihm, wegen eines Colonnen-Weges, welcher, wenn ich nicht irre, von Lauterwasser nach Wildschütz führte, und eine Colonne der Armee bei ihrem Rückzuge nehmen sollte. Der Obrist konnte nicht nachgeben, weil die Sache zu wichtig war; der König sahe es am Ende ein, daß der Obrist recht gehabt hatte, und war den andern Tag sehr gnädig gegen ihn.

Nach des Herrn v. Lindenau Versicherung, soll der König blos wegen des Lagers bei Schatzlar unzufrieden mit dem Herrn v. Geisau gewesen seyn; wenigstens besinnet er sich nur hierauf. Bei Lägern sind die Ansichten so unendlich verschieden, und man muß oft auf zu viele Dinge Rücksicht nehmen.

Gegen die Herren v. Knobloch und Winterfeld, bezeigte sich der König gleich anfangs bei Nachod, ohne eine bekannte Veranlassung, als sie bei Bestimmung des Lagers an den König, vom General Anhalt wegen Anfragen geschickt wurden, sehr ungnädig, und gebrauchte sie sehr wenig in der Folge. Beide wurden ein Jahr darauf nach Preußen zu Garnison-Regimentern geschickt, ersterer als Major. Die Veran-

lassung ist nicht bekannt worden. Sie wurden allgemein bedauert.

Den Hauptmann v. Götz hat der König verschiedentlich gebraucht, und zu den Revuen mitgenommen. Er starb als G. L. und Commandant von Berlin.

Der damalige Hauptmann v. Lindenau, jetziger kaiserl. G. F. Z., stand 1771 als Lieutenant bei dem Infanterie-Regiment Markgraf Heinrich in Frankenstein. Er hatte dem Könige bei der Neißer Revue einen militairischen Aufsatz übergeben, welcher demselben so ungemein wohlgefiel, daß er ihn deshalb sehr lobte, vom Revue-Platze, so zu sagen, mit nach Berlin nahm und zum Quartiermeister-Lieutenant machte. Durch seine Kenntnisse und Diensteifer erwarb er sich die Gnade des Königs; er gab ihm nicht allein in diesem Feldzuge öftere Aufträge, sondern als derselbe im Herbste von Jägerndorff zurückging, ließ er selbigen bei dem Corps des Generals von Stutterheim, welches von Seiten des Königs kein geringes Vertrauen voraussetzte. Er genoß die Gnade des Königes bis an sein Ende, und war Major, als derselbe starb. Mehrere Adjudanten des verstorbenen Königs hielten sich damals zurückgesetzt, und der Herr v. Lindenau ging, aus dieser Ursache, in kaiserl. Dienste. Er ist, wie schon erwähnt, der Verf. verschiedener militairischer Werke.

Es ist auffallend, daß der Graf Schmettau, dieses Adjudanten, (welchen der König, so viel wir wissen, in diesem Feldzuge nicht die geringste Unzufriedenheit, sondern vielmehr das Gegentheil bezeigte,) mit keiner einzigen Silbe erwähnt. Dieses Räthsel löset sich,

nach dem Herrn v. Lindenau, auf folgende Weise. Wenn selbiger (nämlich Herr v. Lindenau) einen Auftrag des Königs erhielt, so wollte der Graf Schmettau sowohl den Auftrag selbst, als wie die Ausführung geglückt, zum Behuf seines Tagebuchs, ganz genau wissen. Allein da Verschwiegenheit eine Eigenschaft war, die Friedrich von jedem Militair, geschweige von einem Adjudanten, auf das pünktlichste beobachtet wissen wollte, so konnte Herr v. Lindenau hierin keinesweges dem Grafen willfahren, und dies zog ihm dessen Unwillen zu. A.

Was den Graf Schmettau anbelangt, so finden wir im 3ten Bande des neuen militairischen Journals S. 320. folgende Nachricht von ihm

„Der Graf von Schmettau ist ein Sohn des berühmten General Graf v. Schmettau, welcher Dresden übergab. Er war im Anfange des 7jährigen Krieges bei dem Prinzen Ferdinand Adjudant, blieb, als derselbe die Militairdienste verließ, an seinem Hofe, und hatte daher nicht Gelegenheit, in diesem Kriege sich hervorzuthun. Vielleicht mißfiel dieses dem Könige. Im Anfange des einjährigen Krieges wünschte er angestellt zu werden. Der König nahm ihn in seine Suite, ohnerachtet er um eine andere Anstellung bat. Auch zeigte jener sich nachher nicht so günstig gegen den Graf, als dieser es wohl hätte erwarten können. Der Graf wurde hierüber um so mehr mißvergnügt, da er schon so lange gedient, und doch erst Capitain, und als Brigade-Major der Cavallerie angestellt wurde. Im Lager bei Welsdorff (ich glaube eher bei Altstädt) kam es wegen einer Krankheit, (einen Zufall an den Augen, da er zu kantoniren,

statt zu kampiren wünschte,) zwischen ihm und dem König zum Briefwechsel, und endlich ging der Erstere auf sein Verlangen außer Dienst. Nach Absterben des Königs kam er in die Suite von Friedrich Wilhelm II. und wurde als Obrist und General-Quartiermeister angestellt. Er nahm aber bald darauf abermals, weil er sich zurückgesetzt glaubte, seine Dimission. Der Verf. jener Anzeige bemerkt, indem er dessen Werk erwähnt, folgendes: Man sieht überall gründliche Kenntnisse in dem Werke des Grafen, aber welcher Unpartheiische wird die Lage der preußischen Armee bei Welsdorff so gefährlich, als er, finden)?"

Der Graf blieb bei Auerstädt 1806 als G. L.

S. 269. In eben diesem Stücke findet man eine Recension über obgedachtes Werk, welcher man es ansiehet, daß sie kein Offizier verfasset, der in der Preußischen Armee diesen Feldzug mitgemacht. Der Verf. stimmt den Meinungen des Grafen meistentheils bei, doch findet er wenigstens das erste Lager bei Nachod nicht so gefährlich, als der Graf, ohnerachtet er es blos aus dessen Charten kennt. Da der Graf S. mehrere Läger des Königs, so höchst tadelhaft findet, (weil man sie nach seiner Idee blos durch Batterien zusammenschießen kann,) so hätte doch wenigstens der Recensent sich die ganz kleine Mühe geben sollen, die Entfernungen zu messen.

Was uns sonst durch einen Offizier der damaligen Suite, dem General Lindenau, von dem Graf Schmettau bekannt ist, besteht in folgendem: Man behauptete einige Zeit vor dem Feldzuge, der König sey ihm nicht gewogen, wir zweifeln aber, daß es

aus einer Ursache geschahe, welche man angab; weiß man die Bewegungsgründe nicht, warum ein König so oder so handelt, so erdenkt man sich welche; wie kann man aber da unpartheiisch richten. Daß der König ihn bei seiner Suite und als Brigade-Major anstellte, beweist das Gegentheil, wenigstens daß der König ihm jetzt gnädig war, und daß jene Ursachen wenigstens nicht mehr existirten.

Der Graf Schmettau kam einige Tage später ins Hauptquartier, und als er sich in Gegenwart anderer Offiziere beim Könige meldete, ließ dieser ihn sehr hart an, ohne daß man sich dies erklären konnte. Die allgemeine Meinung hierüber war in der Folge diese. Der Graf hatte unlängst einem großen Uebungslager bei Metz beigewohnt, wo auf einer Seite der Marschall Broglio als Partisan der dünnen, der Obrist Menil Durand aber, als derjenige der tiefen Schlachtordnung gegen einander manövrirten, und der Marschall, wie wohl natürlich, als Marschall die Oberhand behielt. Man sollte dem Könige beigebracht haben, er hätte sich vor einen königl. Adjudanten ausgegeben. A. Wenn diese Sage indessen gar nicht bewiesen ist, so ist solche ein abermaliger Beweiß, wie wenig sich der König in solchen Sachen gegen andere ausließ. Wer kennt nicht den Geist der Kabale und des Neides, bei allen denjenigen, welche einen König umgeben. Schon ein späteres Ankommen konnte bei der damaligen Laune des Königs hinlänglich seyn, ihn gegen einen Mann aufzubringen, dem er bisher nicht geliebt und keine Beweise seiner Gnade gegeben.

Von den Ingenieurs erwähne ich nichts, weil diese nicht viel gebraucht wurden.

Man wird hieraus ersehen, daß der Generalstab des Königs gewiß viel zahlreicher war, als in einem der vorhergehenden Kriege. Sollen indessen alle diese Adjudanten nicht als Generalstab gelten, so hätte uns der Graf erklären sollen, was er denn eigentlich unter einem Generalstabe verstanden wissen will. Der Plan des Feldzuges, mit allen seinen etwanigen Abänderungen, die Verpflegung im Großen, die Wahl der Läger, die Disposition zum Marsch, zur Schlacht, kurz allen übrigen Gegenständen, welche in einem Feldzuge vorkommen, muß doch immer, wenigstens im Allgemeinen, heut zu Tage, denn sonst gab es einen ganz besondern General-Quartiermeister, von dem kommandirenden Generale angegeben, und in der Regel, besonders das Terrain, von ihm selbst in Augenschein genommen worden seyn, wenn es ihm nicht schon bekannt ist. Der Generalstab besorgt unter ihm das Detail, und demjenigen, zu dem er das größte Vertrauen hat, giebt er Aufträge, um dasjenige anzuordnen oder in Augenschein zu nehmen, was ihm selbst nicht möglich zu sehen, oder anzuordnen ist. Der König schenkte natürlich sein Vertrauen nur wenigen. Er war nicht der Mann, welcher verlangte, daß seine Adjudanten sich nur auf eine Parthie einschränken sollten, denn verlor er einen solchen Mann, wie dies z. B. auch hier mit dem General Anhalt geschahe, so war er übel daran, wir können es uns daher ganz und gar nicht erklären, was der Verf. sowohl mit dieser Beschuldigung, als mit derjenigen sagen will „es wäre niemand in der Armee auf bestimmte Verrichtungen angesetzt gewesen, und der König hätte alles allein thun wollen.“ Es ist ein großer Unterschied zwischen dem: alles allein thun wollen, und dem: alles was geschieht, wissen zu wollen.

Was nun 1) die Wahl der Läger anbetrifft, so äußert sich der Verf. S. 23. hierüber folgendergestalt.

„Die Läger, wozu der König selbst den Platz bestimmte, waren durchaus schlecht genommen; wie aus den, diesem kleinen Werke beigefügten vier Charten zu ersehen ist. Doch hierüber wird man sich nicht mehr wundern, sobald man weiß, daß des Königs Laune, ihn jedes von seinen Offizieren abgestochene Lager über den Haufen werfen ließ; wobei er sich gewöhnlich so zu nehmen pflegte."

„Wenn der König den Platz, wo ein Lager sollte genommen werden, nicht ganz genau bestimmt hatte, so wählte ihn der dazu kommandirte Offizier nach seinem Gutdünken, und steckte, nach allen Regeln der Kunst, das Lager ab, welches gemeiniglich, nach Beschaffenheit der jedesmal ihm dazu angewiesenen Gegend, sehr gut ausfiel. (Der Offizier, der diesen Auftrag gemeiniglich bekam, war der jetzige Obrist und General-Adjudant des Königs, Herr v. Geisau, der vollkommen sein Metier verstand, und dessen guter Ruf und Verstand zu bekannt sind, als daß ich fürchten dürfte, mein Urtheil von seinen Talenten werde mich der Schmeichelei verdächtig machen). Kam nun der König an der Spitze seiner Kolonnen an, und der Offizier, welcher das Lager abgesteckt hatte, (abstecken durfte ein solcher Offizier es wohl nicht leicht, ehe es nicht der König gesehen, überdieß waren die ersten alle, vor der Nase des Feindes,) zeigte ihm dessen Stellung, so besah er es rechts und links mit dem Fernglase, wobei er vielleicht 100 Schritte auf der einen, oder der andern Seite ritt; alsdann warf er den rechten oder

linken Flügel von dem Orte an, wo er sich befand, 5 bis 600 Schritte vor oder zurück, ward unwillig, schalt auf den Offizier, und machte hierdurch gewöhnlich ein gut gewesenes Lager zu einem schlechten. Fast immer ward er bei dieser Gelegenheit hart in seinen Ausdrücken, und gleich bereit in ein: Herr! er versteht nichts; sieht er Herr! was er da wieder für dummes Zeug gemacht hat? u. s. w. und dergleichen noch weit stärkere Ausdrücke auszubrechen, und wäre das Verdienst eines solchen Offiziers nicht durchgängig und zu gut in der Armee bekannt gewesen, so hätte er gewärtig seyn müssen, in üblen Ruf zu kommen, indem die Armee, welche oft ihre Stellung verändern mußte, es leicht dem Offizier, welcher die Läger nahm, anrechnen und zur Last legen konnte."

Gleichwohl pflegte der König, wenn er selbst auf berührte Weise ein Lager untauglich gemacht hatte, (durch ein Vor- oder Zurückwerfen eines Flügels?)" dem Offizier, dessen Plan er verrückte, zu sagen: Sieht er Herr! so muß man Läger nehmen.

Wenn alle die Läger, die der König selbst angab; schlecht genommen waren, und er aus den guten, die seine Adjudanten nahmen, schlechte machte, was bedürfen wir da weiter eines weitern Zeugnisses von der Geistesschwäche des Königes; aber wie denn, wenn diese Thatsachen bis auf Kleinigkeiten vollkommen erdichtet wären? Der König schickte ja nicht seine Adjudanten mit der Avantgarde Meilen weit voraus, und fuhr etwa in einem Wagen mehrere Stunden später ganz gemächlich hinter drein, sondern er befand sich ja selbst bei allen Märschen vorwärts, an

der Spitze seiner Avantgarde, welches gewöhnlich mehrere Kavallerie-Regimenter waren, und gab das Lager selbst an, indem er einzelne Theile seinem ersten Adjudanten übertrug, im übrigen aber das Lager in seiner Gegenwart abstechen ließ. Bei den Lägern, die der König auf seinem Rückzuge nahm, konnte er freilich nicht immer gegenwärtig seyn, weil er gewöhnlich bei dem Nachtrabe blieb, und nicht zugleich an zwei Orten seyn konnte; allein da die Ingenieurs nur allzu viele Zeit gehabt hatten, die Gegenden zwischen der Elbe und Schlesien aufzunehmen, der König auch in den vorigen Kriegen allhier Läger gehabt, so konnte er die Rückzugsläger denjenigen, die sie abstechen sollten, bis auf Kleinigkeiten sehr genau angeben. Es ist daher sehr unrecht, wenn der Verfasser wenige einzelne Fälle, wo der König vielleicht Unzufriedenheit äußerte, als gewöhnliche oft vorkommende Thatsachen darstellt. Ich habe auch nichts davon gehört, daß man das Lager wieder abbrechen müsse; es kann indessen vielleicht bei einigen Regimentern einmal geschehen sey. Wo ich dabei gewesen, ist es nicht geschehen.

Der Herr v. Lindenau drückt sich hierüber folgendergestalt aus:

„Was den Major Geisau anbelangt, so hat er weder die Marsch- noch Lager-Dispositionen gehabt, sollte sie einer gehabt haben, so wäre es in der ersten Zeit der General Anhalt gewesen, aber wer weiß nicht, daß der König selber die Marsch- und Lager-Dispositionen gab; mit der Avantgarde (wo ich immer bei ihm war) rückte er in das Lager ein und bestimmte, wie es im Ganzen sollte ge-

nommen werden, nur bei Schatzlar hat Geisau einen Theil des Lagers nehmen sollen, und darüber war der König unzufrieden gewesen, hatte es auch abgeändert. Ich war nicht gegenwärtig, der König hatte mich in die Gegend von Schmiedeberg geschickt, um daselbst einen Posten für ein kleines Corps zu wählen, welches die dasige Gegend decken sollte."

„Als wir bei Nachod ankamen, hielt der König hinter der Avantgarde auf einer Höhe, von welcher das Terrain zu übersehen war. Er rief den General Anhalt, zeigte, wie er es genommen haben wollte, und schickte ihn nebst Geisau, Knobloch und Winterfeldt ab, ich aber mußte die Wachten vor sein Quartier ausstellen."

„Als wir bei Welsdorff mit des Königs Kolonne, so ich führte, Nachmittags ankamen, hielt derselbe auf einem Plateau; von hieraus zeigte er dem General Anhalt, wie das Lager links von Wellsdorf längst dem gegen die Elbe sich neigenden Terrain, dem Kloster Kuckus gegenüber, und so weiter links genommen werden sollte, mir hingegen wieß er das Terrain rechts von Wellsdorff bis gegen das Königreich Silva u. s. w. an. A."

Aus diesen beiden Fällen geht schon so viel hervor, daß der König seinem Generalstaabe, in Absicht der eigentlichen Lagerwahl wenig überließ, wie sollte er nun dahero so viele Gelegenheit gehabt haben, die Offiziere zu schelten, und das Lager alle Augenblicke abzuändern? Er hatte es ja selbst angegeben. Er hätte sich ja selbst getadelt.

In dem Werke des Herzogs Friedrich findet man über das Lager von Burkersdorf S. 180 folgende

Stelle: „In das Lager ward erst gegen 12 Uhr des Mittags eingerückt, weil der König mit der Kolonne, die er führte, später ankam, und in eigner Person das Lager abstechen ließ."

Herr v. Lindenau sagt bei dieser Gelegenheit folgendes: „Der König ritt hier das erste Treffen ab, und ich zu Fuße hinter ihm gehend, ließ es abstechen, dasselbe geschah nachgehends noch bei Lauterwasser; bei Leopold war ich abwesend. A." Man sieht aus obigem, daß der König gewöhnlich mehr als einem und nicht immer demselben Adjudanten den Auftrag des Abstechens gab.

Prinz Friedrich S. 183. „Hier (bei Leopold) hatte der Major v. Geisau den Auftrag, das Lager abzustechen." Ob es gleich nicht ausdrücklich gesagt ist, so hatte doch der König, ehe er nach Lauterwasser diesen Tag abging, es gewiß ganz genau angegeben.

Wildschütz war das erste Rückzugslager des Königs, und ich vermuthe, daß, nachdem er sich eine Stunde bei der Arrieregarde aufgehalten, kein Feind aber erschien, er nicht, wie der Graf Schmettau will, S. 230 Krankheits halber, sondern um der genauen Bestimmung des Lagers willen vorausgeritten ist.

Die Läger bei Altstadt, (der König hielt dies selbst für ein schlechtes Lager,) Trautenbach und Schatzlar hat der König wahrscheinlich nach Karten und nicht an Ort und Stelle angegeben, auch solche wahrscheinlich der Major v. Geisau genommen. Daß er mit einem Lager unzufrieden gewesen seyn kann,

ist, wie schon gesagt, bei den Eigenheiten und Ansichten des Königs wohl möglich, ohne daß den großen Einsichten des Generals v. Geisau deshalb das Geringste zur Last zu legen ist.

Es ist hier nicht der Ort, sich in eine weitläuftige Abhandlung über die Lagerkunst einzulassen, da man solche in so vielen Schriften, besonders aber in des Königs Unterricht, die eigenen Ideen desselben finden kann, doch sind folgende Gedanken des General-Feld-Zeugmeisters v. Lindenau über die Kritik des Grafen S. so gewichtig, daß wir nicht umhin können, sie anzuführen.

„Ich zweifle keineswegs, daß dem Grafen Schmettau die Regeln und Vorschriften der Kastrametation und was zur Vollkommenheit einer Lagerstellung gehöret, theoretisch bekannt waren, zweifle aber zugleich ob er diejenigen Läger, die er angiebt, selbst auf dem Terrain genommen. Man findet aber wenig Positionen, wo alle jene Regeln und Vorschriften genau beobachtet werden können. Einmal sollen Fronte und Flanken des Lagers einen starken Kanonenschuß weit das ganze vorliegende Terrain kommandiren; die Flügel sollen appuiret und für das Umgehen gesichert seyn; aber wo findet man dergleichen Appuis so nahe an einander, daß eine Armee von 50 bis 60,000 Mann, ihren Zwischenraum ausfüllen könne. Es ist gewiß äußerst selten; Ströme, Moräste oder äußerst tiefe, in die Länge sich weit erstreckende Gründe müssen es seyn, sollen sie die Absicht und den Zweck der Appius erfüllen.“

„Ferner soll das Terrain innerhalb des Lagers der Beschaffenheit der Truppen, so viel als möglich

angemessen seyn; mehr Ebene, wo man eine zahlreichere oder bessere Kavallerie hat, und eine durchschnittene Gegend für Infanterie, ohne daß Defileen sich in der Stellnng selbst befinden. Der Schlüssel oder dominirende Punkt, soll wo möglich in der Mitte der Stellung seyn, um von dort aus nach den Flügeln dominiren zu können; auch muß diesem Punkte am schwersten beizukommen seyn. Endlich muß Wasser und Holz innerhalb der Weite eines Kanonenschusses vom Lager auf das höchste angetroffen werden; das Holz muß sich hinter dem Lager befinden, damit es der Feind nicht zu seiner Annäherung bei wahren oder falschen Attaquen benutze, desgleichen, daß uns solches im Unglücksfalle bei einem Rückzuge gegen schnelles Nachdringen der feindlichen Kavallerie schütze."

„Letztlich müssen in dem Rücken des Lagers sich mehrere gute Wege für Geschütz, Gepäcke und die Kolonnen befinden. Ist dies alles nicht vereiniget, so ist gleich der Tadler da."

„Der Graf Schmettau verfehlt oder vergißt absichtlich die Beschaffenheit des Krieges, der von preußischer Seite angreifend war. Bei dieser Lage sucht man Schlachten, und vermeidet es, ihnen durch feste Stellungen, wenn ja welche anzutreffen wären, auszuweichen. Gingen die Kaiserlichen über die Elbe und auf den König los, so boten sie ihm ja selber die Hände, und beförderten oder erleichterten die Pläne des Angreifenden, der sonst einen Uebergang jenes Stromes erzwingen mußte. Keine feste Position ist mir in der Nähe desselben bekannt, auch mußte sich der König der Elbe so viel als möglich nähern, wollte er als angreifender Theil agiren." A.

Wenn man dieses sehr richtige Urtheil mit allen denjenigen vergleicht, was sonst über die Kastrametation gesagt worden, so ist dieser Gegenstand, besonders in einem solchen Kriege, (den man von Seiten des Königs einen defensiv-offentiv Krieg nennen konnte) und auf Rückzügen einer der allerschwierigsten der Kriegskunst. Bei allen Märschen ist es wohl immer ein Hauptzweck, so weit als möglich vor oder zurückzugehen: allein dieser wird (anderer Ursachen zu geschweigen,) beschränkt: erstens durch die Kräfte der Menschen, zweitens durch die Nähe des Feindes. Wie ist es dahero schon deshalb möglich, immer Läger zu finden, die allen und jeden militairischen Forderungen entsprächen, denn bald ist solches für die Stärke oder die Beschaffenheit der Truppen zu groß, bald aber zu klein; fehlt ihm Holz und Wasser, so ist es bei allen sonstigen guten Eigenschaften auf die Länge unbrauchbar.

Fehlt es einer preußischen Armee nur nicht an den letztern Erfordernissen, so kommt es solcher in einem offensiv Kriege (die detaschirten Corps ausgenommen,) gar nicht sehr auf feste Stellungen an. Je freier sie sich vorwärts, rückwärts und nach allen Seiten bewegen kann, desto besser ist es; denn nichts überrascht den Feind mehr, als wenn er selbst angegriffen wird, indem er uns angreifen will, in welchem Falle aber die Appius gewöhnlich nicht mitgehen. Will er uns aber turniren, und wir werden es, wie es sich gebühret, zur gehörigen Zeit gewahr, so können wir ihn sehr leicht selbst umgehen. Dies war der Fall bei Roßbach. Wenn nun die Natur nicht allenthalben Appuis angebracht hat, wo man sie wünscht, so ist nichts angemessener, als detaschirte Corps hinter den Flügeln.

Bei einer so guten und so manoeuvrirfähigen Armee, wie die Preußische, möchte daher im Offensiv-Kriege die Bequemlichkeit, (z. B. die Zufuhren, Holz und Wasser), ganz vorzüglich vor allen andern in Betracht kommen, die Vortheile des Terrains auf ihrer Seite aber weniger wichtig seyn, weil die Freiheit, sich nach allen Seiten zu bewegen, desgleichen die Bequemlichkeit, die Haupteigenschaften ihrer Offensiv-Läger sind. Wer erinnert sich nicht des Lagers von Bunzelwiz.

Der Verfasser schreibt, um seinen Tadel der Läger des Königs zu unterstützen, dem Kanonenfeuer auf große Entfernungen und den Höhen, in großer Weite, einen außerordentlichen, nachtheiligen Einfluß zu, welchen beide, nach unserer Meinung, nicht haben. Es ist hier nur von dem Nachtheil die Rede, welche Höhen haben können, die sich vor oder seitwärts eines Lagers befinden. Wir wagen es, einsichtsvollen Militairs folgende Gedanken vorzulegen, um dergleichen allgemeine Vorurtheile zu bestreiten.

Kommandirende Höhen möchten wir nur solche nennen, die sich weitestens in der Entfernung von 1000 bis 1500 Schritt von uns befinden, auch gegen das Terrain gehalten, auf welchem wir stehen, nicht hoch sind, denn die Schüsse in die Tiefe treffen nur auf einen Punkt, das Feuer von jenen aber ist rasirend. Tielken ist selbst eine Entfernung von 1500 Schritt zu viel.

Dominirende, würden diejenigen seyn, welche ansehnlich hoch, allenfalls 2000 Schritt und etwas darüber entfernt sind. Sie gewähren den Vortheil, daß wir die Bewegungen des Feindes auf ihnen sehr

wohl übersehen können, er aber nicht die unsrigen. Das Kanonenfeuer von ihnen ist nur dann von Wirkung, wenn sie in unsrer Flanke liegen, und wir eine feste Position genommen haben. S. im Tempelhoff die Schlacht von Kunersdorff, 3ter Theil, S. 215. In beiden Fällen ist es indessen unsrer Artillerie schwer, auf die feindlichen Truppen zu feuern, weil, wenn diese nur etwas zurückstehen, sie gar nicht getroffen werden können.

Uebersehende Höhen, wollen wir solche nennen, welche ungefähr in einer Entfernung von 3 bis 4000 Schritten liegen, auch so hoch sind, daß man wenig oder gar nichts vom Geschütz zu befürchten hat. Existiret letzterer Fall, und sie lägen uns auch selbst näher, so kann uns die feindliche Artillerie gar keinen, oder doch nicht großen Schaden thun. Dieser nachtheilige Umstand macht indessen auf Truppen mehr Eindruck, als er es verdient. Der Feind sieht alles, was wir vornehmen, wir aber sehen nichts, doch wird dieser Vortheil dadurch öfters vermindert, daß der feindliche kommandirende General von diesen oft entfernten Posten nicht so zeitig avertirt werden kann, als es nöthig wäre, um von den zu erhaltenden Nachrichten, den größten Nutzen zu ziehen. Ein Beispiel dieser Art war von kaiserl. Seite der Posten auf dem Schwarzberge in Böhmen, von unserer aber der auf dem Pösigberge, bei des Prinzen Heinrichs Armee. Der Graf S. tadelt es so sehr, daß der König die höchste Spitze des Riesengebirgs nicht besetzt. Konnte es dieß füglich ohne leichte Infanterie? Und was hätte er dabei gewonnen.

Daß eine Höhe, im Vergleich einer andern, oder in Rücksicht der Ebene, auf welcher wir stehen, heute

kommandirend, morgen dominirend und übermorgen nur übersehend seyn kann, muß uns nicht irren, weil diese Bestimmungen nicht blos von der Erhebung über dem Horizonte, sondern besonders von den Entfernungen abhängen, in welchen sie von unsern Lägern oder Stellungen liegen. Deßgleichen von der Beschaffenheit des Terrairs, ob man ein kräftiges rasirendes Feuer, oder nur unsichere, ungewisse Bohrschüsse anbringen kann.

Wer sich von dem wenigen Schaden der Kanonaden, in großen, ja selbst mäßigen Entfernungen, praktisch überzeugen will, der lese die Geschichte des 7jährigen Krieges im Tempelhoff. Eins der auffallendsten Beispiele wird im 4ten Theile S. 188. erzählt. Den 20sten September 1760 griff die Reichsarmee den General Hülsen im Lager bei Strehlen an; 30 feindliche Kanonen feuerten fast den ganzen Tag auf 12 preußische, die gedachter Herr von Tempelhoff kommandirte, sie demontirten keine einzige Kanone, und erschossen nur ein Mann und zwei Pferde.

Wollte man die Wahrheit dieser, durch die Erfahrung erprobten Grundsätze gehörig erwägen, so würde der eine Theil den Vortheil der Höhen auf zu große Entfernungen, nicht zu hoch anschlagen, und der andere den Nachtheil, in welchem er sich zu befinden glaubt, nicht überschätzen. Beide Fehler scheinen uns sehr gewöhnlich im Kriege zu seyn. Ihre Berichtigung gehört, in die noch nicht genugerkannte, moralische Taktik. Viele Milltairs halten sich schon für halb geschlagen, wenn der Feind ein paar Fuß höher steht als sie. Wenn gleich die Entfernung noch so groß ist.

Wir übersehen hierbei den Umstand keinesweges, daß es für uns höchst schädlich werden kann, wenn der Feind eine vortheilhafte Position auf Höhen nimmt, die dadurch gegen uns kommandirend werden können, daß wir ihn dort nicht leiden dürfen, sondern genöthigt sind, ihn anzugreifen, folglich er Gelegenheit hat, von den großen Vortheilen Gebrauch zu machen, die sie ihm anbieten. Uebrigens erinnern wir hierbei nur noch, daß die Läger des Königes, sich wegen ihrer Nähe am Feinde auszeichneten, und daß wir wenigstens in diesem Kriege, keine wirklich kommandirenden Höhen, auf feindlicher Seite bemerkt.

Was 2) die Märsche anbetraf, so entwarf der König allerdings die Disposition selbst, die Ausmittelung der Wege, überließ er natürlich seinen Adjudanten. Als er den 6ten Juli die Rekognoscirung gegen Wellsdorff machte, trug er dem Hauptmann von Lindenau auf, den Weg für seine Colonne auszusuchen, der Major Graf Pintow sollte es für die 2te thun. Nur der General Anhalt war außer diesen beiden Adjudanten diesen Tag gegenwärtig. Da man das Terrain, auf welchem man in der Folge operirte, theils schon aus den vorigen Kriegen kannte, auch während des Krieges Gelegenheit hatte, es kennen zu lernen, so hatte es keine Schwierigkeit, die Wege auszumitteln, übrigens waren die Märsche des Königs zum Theil kühn, weil sie im Angesicht des Feindes geschahen. Kenner der Kriegskunst werden selbige zu würdigen wissen.

Wir kommen jetzt 3) auf einen Tadel des Verf. der unter den damaligen Umständen entweder nicht

existirte oder übertrieben und die Folge gewisser Verhältnisse war, an denen der König sich unschuldig befand; er betrifft die Verpflegung und die Mannszucht der Armee in Böhmen.

Um unpartheiisch zu seyn, müssen wir folgende Stellen des Verfassers nach der Reihe anführen: Die nächste ward schon einmal zitirt, nur um des Zusammenhangs willen.

S. 23. „Alles gerieth bei der Armee ins Stokken. Für ihren Unterhalt und die übrigen Bedürfnisse, welche Einfuß auf die Operationen hatten, wurde wenig gesorgt. Es fehlte an allem; man führte Klagen, und die Armee sah sich genöthigt, dem Könige um die Abhelfung ihrer Beschwerden anzuliegen."

S. 31. „Zu dem Ungemach, (es ist vom ersten Lager bei Nachod die Rede) welches die so zusammengedrängten Truppen erlitten, gesellte sich noch der Mangel an Lagerstroh und andern unentbehrlichen Dingen, worunter der Soldat außerordentlich leiden mußte; zumal da die in der Nähe des Lagers liegenden Dörfer nicht den zehnten Theil der dringendsten Bedürfnisse für die Armee befriedigen konnten."

S. 37. „Was war die Folge dieses verzögerten Marsches (nach Welsdorff) und dieses verwirrten nächtlichen Lagereinrückens? Was anders, als daß die Ausgelassenheit der Truppen und der Excesse, die sie im Lager bei Nachod, sich schon erlaubt hatten, noch weiter um sich griffen, und auf diesem Marsche sich verdoppelten."

„Der König hatte alle Salve-Garden, auf die er stieß, heißen abgehen, und sich dabei der Worte bedient: „die Leute müssen wissen, daß sie den Feind in ihrem Lande haben.“ Er hatte sogar befohlen, die Soldatenweiber, (welche in dergleichen Fällen schlimmer als die Pest sind) mit auf Fouragirung zu schicken. Zu Folge dieser unglücklich berechneten Aeußerung und Einrichtung, welche den ganzen Feldzug hindurch dauerte, wurde das platte Land ausgeplündert und verheeret, die Armee aber der Hülfsquellen eines zwei monatlichen längern Unterhalts beraubt, die ihr diese Gegend hätte darreichen können, wenn mehr auf gute Mannszucht auf den Märschen, in den Lägern, und bei den Fouragirungen wäre gehalten worden; aus der Folge wird man ersehen, daß diese Verwüstungen besonders zum Verderben der Cavallerie ausschlugen, so wie ihre Wirkungen auch den königl. Ländern und Kassen höchst nachtheilig wurden.“

Nachdem der Verfasser S. 38. und 39. zu zeigen gesucht, daß unter allen militairischen Vorurtheilen, keins unmenschlicher, grausamer und von schlimmern Folgen, als gerade dasjenige sey, welches die schreckliche Geißel des Krieges dem Landmann erschwert, so sucht er zu beweisen, eigener Vortheil erfordere, es auf eine solche Art zu behandeln, daß es eben so lange Geld und Lebensmittel herbeizuschaffen im Stande bleibe, als man in demselben sich aufzuhalten gedenke, und schließt diese Tirade mit folgenden Worten: „Diese Hülfsquellen fallen aber gänzlich weg, sobald eine unbesonnene, feindliche, ich möchte lieber sagen, barbarische Behandlung gestattet, die Wohnungen zu zerstören, die Pflugscha-

ren zu zerbrechen, und zu verbrennen, den Einwohnern die Bedürfnisse zur Lebensfristung, und der Erde die Einsaat zu rauben."

„Nach S. 40. soll ein Manifest bekannt gemacht werden, in welchem man verspricht, die Einwohner, so viel es wohl verstandene Kriegesgesetze und Umstände, nur immer erlauben, mit Glimpf zu behandeln; dahingegen fährt der Verfasser fort, muß man auch die flüchtigen Einwohner mit der Plünderung und Zerstörung ihrer Häuser und ihres Eigenthums bedrohen, wofern sie nicht in 10—15 Tagen zu ihrer Handthierung zurückkehren. Beides, das Versprechen und die Drohung muß alsdann aber auch genau und gewissenhaft beobachtet werden."

S. 42. „Nachdem der Verfasser dem Feldmarschall Schwerin wegen seiner guten Mannszucht, eine Lobrede gehalten, fährt er folgendergestalt fort: „So aber verhielt es sich nicht mit der Armee des Königs im Jahre 1778. Hier fehlte es schon der Armee am 3ten Tage des Einmarsches in Böhmen an allem, weil man sich alles zu zerstören erlaubte; und der gequälte, nothleidende, ermüdete Soldat, lief haufenweise davon, um sich seines Elends zu entledigen,. Die Unordnung erreichte den höchsten Grad; man zerstörte $\frac{3}{4}$, um sich das vierte einander zu entreißen; alle Gegenden, worauf die Truppen stießen, boten Spuren der Verwüstung dar. Ein Mitleiden erregender Anblick! Ein Anblick, der disciplinirten Truppen nicht zur Ehre gereichte, und der die Offiziere mit Schaam durchdrang, welche einen so grausamen Unfug dulden mußten."

S. 62. „Alle zwei oder drei Tage fouragirte die Armee auf beiden Flügeln unter Bedeckung; aber diese Fouragirungen geschahen so wohl im Felde, als in den Dörfern ohne Ordnung, und gemeiniglich wurden für ein Drittheil, welches man nach dem Lager brachte, zwei Drittheile vernichtet."

S. 79. „Die Desertion und die Ruhr richteten große Verwüstungen in der Armee an. Den Husaren besonders, welche einige 100 Schritte vor der Linie der Infanterie, und mit der Nase auf der Elbe standen, wollte diese Stellung um so weniger behagen, als sie befehligt waren, sich bei dem geringsten Allarm hinter die Infanterie zu ziehn u. s. w."

„Die Desertion bei der Infanterie hatte eben so natürliche Ursachen, da sie halb aus Ausländern besteht u. s. w. Anstatt daß Ueberfluß der Gefährte der offensiven Operationen ist, so verleiten langsame, beschwerliche und furchtsame Operationen, welche gemeiniglich der Mangel begleitet, den Soldaten zum Mißmuth, zur Langeweile und zur Desertion. Dies war der Fall im Lager bei Welsdorff."

„Zweitens fehlte es den Soldaten an allen Lebensmitteln*), und dann ist Verzweiflung die unausbleibliche Folge des Mangels der ersten Bedürfnisse des Lebens.

S. 81. „Drittens hatte sich Unordnung und Zügellosigkeit so sehr in die Armee eingeschlichen, daß der Hang zum Plündern, alles Gefühl für

*) Diese ganz unwahre Klage kommt sehr oft und bis zum Ekel vor.

Ehre, welche die Grundlage der Ordnung ist, in den Herzen der Soldaten verdrängt hatte *), und doch ist dieses Gefühl, welches nur gute Disciplin bewirkt, das wahre, das einzige Band, welches die Soldaten mit ihren Regimentern, und diese mit der Armee verbindet. Dieses waren nun die Ursachen, welche die Truppen bewogen, ihre Fahnen haufenweiß zu verlassen, so daß Desertion und Krankheit in diesem unthätigen Feldzuge, der Armee mehr Menschen wegrafften, als das blutigste Treffen des siebenjährigen Krieges."

„Man kann nicht in Abrede seyn, daß die Unordnung aufs höchste gestiegen war. Die Gegenden rings um das Lager herum, boten auf zwei Meilen Weges, nichts als schreckliche Verwüstungen dar. Selbst im Hauptquartier wurde ein großer Theil der Häuser abgebrochen und zerstört, um die Feuerung der Armee zu unterhalten, eine Verwüstung, die um so unverzeihlicher ist, weil sie nicht die Folge des Holzmangels war. Das Lager, mit Forsten und Gehölze umgeben, hätte den ohnehin unglücklichen und der Geisel des Krieges ganz ausgesetzten Einwohnern wenigstens ihr Obdach lassen sollen.

S. 82. „Weit entfernt aber, sich durch das Jammergeschrei dieser Unglücklichen (von welchen Unglücklichen spricht hier der Verfasser? Menschen konnten keines erheben, sie waren ja nicht da.) rühren zu las-

---

*) Dieß hat uns der Feind selbst nicht nachgesagt. Ein Offizier der eigenen Armee, ein Offizier des Generalstabes konnte so etwas behaupten? Hatte ihn Friedrich gekränkt, wär es edel, dieß der Armee entgelden zu lassen, und sie auf eine solche ehrenrührige Art zu beschimpfen.

sen, spottete der verwilderte Soldat ihrer Klagen. Er schonte nichts, alles mußte seiner Habsucht zur Beute werden; und als die zwanzigmal ausgeplünderten, jetzt leeren Wohnungen seiner Raubbegierde keinen Gegenstand darboten, wurden sie niedergerissen und zerstört. Alles, sogar das Ackergeräthe wurde vernichtet. Die adlichen Wohnungen wurden auf gleiche Weise behandelt. Was nicht mitgenommen werden konnte, wurde zertrümmert und mit Füßen zertreten. Kurz es war ein entsetzlicher Anblick, welcher den Offizieren um so mehr das Herz zerreißen mußte, je weniger sie diesem grausamen Unfug, welchem des Königs üble Laune Thüren und Thore geöffnet hatte, Einhalt thun konnten."

„Wenn man erwäget, daß die strengste Manns-zucht die Grundlage und das Vorzügliche des preußischen Dienstes ausmacht, daß sie es ist, worauf die Ordnung und Stärke unserer Truppen beruht, welche sie vor allen andern auszeichnete, und welche sie endlich dem unbegränzten Willen eines kommandirenden Generals so ganz unterwürfig machen muß; so ist freilich der traurige Gegensatz, dessen wir eben erwähnt haben, höchst demüthigend."

„Das Traurigste bei dieser Unordnung schien der Gedanke an die Folgen dieses nothwendig zunehmenden Uebels, und der nachtheilige Einfluß zu seyn, welchen sie auf diesen Feldzug haben mußten. Der gänzliche Untergang dieses schönen Heeres war fast nicht zu bezweifeln; und diese Aussicht war um so trauriger, weil dessen Aufopferung weder die Folge blutiger Schlachten, noch ge-

glückter feindlicher Unternehmungen war, sondern weil sie nur lediglich aus Mangel an Sorgfalt und Ordnung sich in sich selbst aufreiben sollte. Es war auch nicht einmal ein Mittel vorhanden, dem Uebel vorzubeugen, weil eigentlich Niemanden die Besorgung der dahin einschlagenden Geschäfte übertragen war. Desertion und Krankheiten mußten nothwendig in dem Grade anwachsen, als der Mangel an Unterhalt und an Lagerstroh täglich zunahm. Es konnte endlich nicht fehlen, daß der Feind mit unserer Lage bekannt werden mußte. Die Unregelmäßigkeit und Sorglosigkeit aller unserer Bewegungen „(wie kommen denn die hierher?)" und Anstalten konnten ihm auf die Länge nicht entgehen. Wenn vielleicht das Andenken unseres Ruhms ihn anfänglich selbst unsere Fehler als Lockungen und Schlingen ansehen ließ, in welche wir ihn nach und nach ziehen wollten; so konnte diese Täuschung sich verlieren. Der Feind mußte mit den Mitteln vertraut werden, uns mit Nachdruck zu begegnen, und im Detail viele Vortheile über uns erhalten, die in ihren Folgen oft nachtheiliger sind, als der Verlust eines Treffens."

S. 84. „Diese Bemerkungen, welche ich im Lager bei Wellsdorf machte und niederschrieb, haben sich unglücklicher Weise nur zu sehr durch die unerhörten und für erfahrne preußische Truppen unerwarteten Vorfälle bei Habelschwerdt, Dittersbach und Zugmantel bestätigt; Vorfälle die zur Schande unserer Waffen bei der Fortdauer des Krieges, unfehlbar oft würden wiederholt worden seyn."

Daß gedachte Vorfälle keinesweges zur Schande unserer Truppen gereichen, habe ich mich bemüht, in dem Versuch einer militairischen Geschichte u. s. w. zu beweisen, und werde noch einmal auf selbige zurückkommen.

„Schon zählte man im Juli 200 bis 250 Mann bei jedem Regimente, die von der Ruhr befallen waren, und niemand zweifelte, daß diese gefährliche, ansteckende Seuche daher rührte, weil aus Mangel an Lagerstroh „(in keinem militairischen Werke, habe ich noch so viel von Lagerstroh gelesen, als in diesem.") der Soldat auf bloßer Erde liegen mußte."

S. 101. „Wäre man bei den Fouragirungen nur mit etwas Ordnung zu Werke gegangen, so ist gar kein Zweifel, daß die Armee nicht noch einmal 5 Wochen ihren Unterhalt daselbst gefunden haben würde. Allein durch Plünderungen und Ausschweifungen verheert, hatte diese Gegend die Gestalt einer Wüstenei bekommen."

Man muß über die Aeußerungen erstaunen, welche sich der Graf Schmettau nicht allein auf Unkosten des Königes, sondern auch der Armee erlaubt, die nach ihm sich allen Arten der Plünderung, der Mißhandlung der Einwohner, kurz allen möglichen Ausschweifungen überlassen hätte, so, daß man nach ihm glauben müßte, daß nicht eine an Mannszucht gewöhnte Armee, sondern ein Heer Tartaren, in Böhmen eingedrungen wäre. Zuerst wenige Worte über die Verpflegung der Truppen selbst und dann über ihre Mannszucht.

Jedermann weiß, daß von je her dem preußischen Soldaten im Kriege Brod und Fleisch unentgeldlich geliefert wurden, dieses hat ihm diesmal nicht einen einzigen Tag gefehlt, er hat es auch in möglichst bester Qualität, und seinen Sold mit der Minute erhalten. Schon oben habe ich die Veranstaltungen erwähnt, welche der König und der Minister von Schlesien deshalb getroffen, und beziehe mich hierauf. Wo man in den Städten, z. B. Scalitz, Eipel, Trautenau nicht minder in Neustadt u. s. w. Malzvorräthe fand, wurde zum Besten der Armee gebraut. Milch, ein sehr gewöhnliches Nahrungsmittel fehlte allerdings dem Soldaten gänzlich, auch waren z. B. Bier, das man größtentheils aus Schlesien brachte, desgleichen Butter ꝛc. Gegenstände, die durch den Transport bei der großen Hitze manchmal etwas litten, im Ganzen aber waren solche, wie alle andere Lebensmittel nicht allein zu haben, sondern auch in der Regel nichts weniger als theuer, wie sich aus der Natur der Sache und der bereits gedachten Nähe von Schlesien offenbar von selbst ergiebt. Die allererſten Tage bei Wellsdorff will ich allenfalls ausnehmen. Es fehlte da noch an Marketendern. Wozu sollten sie gleich bis nach Wellsdorff kommen, da man ihnen alles bei Nachod und Scaliz abkaufte.

Daß die Armee nicht einen größern Ueberfluß an Lebensmitteln hatte, daran war eine Maaßregel Sr. Majestät des Kaisers schuld, da er befohlen, daß sich alle Einwohner mit ihrem Vieh und gesammten Habseligkeiten hinter seine Armee zurückziehen sollten. Drei Monate hatten die Landleute des bedrohten Striches, Zeit und Gelegenheit gehabt, ihre Vorräthe in Scheunen und Böden zu verstibern, oder hinter

die Armee zu schaffen. Waren sie damit noch nicht nicht fertig, so hatten sie, als wir einrückten, vom 4ten bis 8ten Juli noch 3 volle Tage Zeit, den Rest fortzuschaffen. Die ganze Fläche des Kriegsschauplatzes betrug von Nachod bis an die Elbe links bis gegen Neustadt, und rechts bis an das Königreich Silva zu Anfange des Feldzuges höchstens 3 □ Meilen; der übrige Theil von Böhmen, von gedachtem Königreiche an, hatte theils viele Wochen, theils sogar Monate lang Zeit, sein bewegliches Vermögen auf die Seite zu bringen, Vorräthe auf Schuttböden waren dahero äußerst unbedeutend, und da in Böhmen nur große Herrschaften existiren, so ist mir, *) in dem von uns besetzten und mir bekannten Striche, nur der einzige Edelhof Kowalkowitz vorgekommen. Von Menschen waren in den Dörfern nur einige äußerst alte abgelebte Leute zurückgeblieben, wenn der Landmann seine Dörfer verläßt, wer in aller Welt soll da dasjenige schützen und bewachen, was er vergräbt oder preißgiebt.

„Als der König den 6ten Juli gegen Scaliz rekognoscirte, gab er dem Hauptmann v. Lindenau den Auftrag, ihm einen Einwohner der dortigen Gegend zu schaffen, dieser konnte nur einen einzigen finden, und dieser Einzige war so alt und schwach, daß er nicht gehen konnte. A."

Der alte 80jährige Herwischka in gedachtem Kowalkowitz hat mir vor 2 Jahren erzählt, er wäre anfangs als Mannsperson einzig und allein in dem

*) Ich sage, mir, denn ich bin, wie oben gedacht, von der Gegend von Jaromirza, nicht über Trautenau hinausgekommen.

vorgedachten, nicht unbeträchtlichen Dorfe geblieben, und der Amtmann sowohl, als alle übrigen Dorfbewohner hätten sich bei Annäherung der Preußen sogleich (dem strengsten Befehle des Kaisers gemäß) fortgemacht. Es ist eine Thatsache, daß alle Dörfer in der Nähe des Lagers von Wellsdorff so gut als gänzlich sich von Menschen entblößt befanden. Späterhin war dies etwas weniger der Fall, ob gleich die Zahl auch nicht sehr groß war. Zug- und Nutzvieh war indessen nirgends anzutreffen.

„Der P. v. W. drückt sich S. 52 folgendergestalt aus: Mehl, Fleisch, alles mußte Schlesien liefern; — Pferde, Vieh, alles war von seinem inhabenden Terrain weggetrieben; nach diesem sah sich der Feind umsonst um, hätten auch Sr. Majestät ihrer Idee folgen können, und die Gegenden, die der Feind inne gehabt, vor seiner Ankunft abfouragiren lassen, so wäre ihm der Aufenthalt ganz unmöglich geworden; — aber — dies konnte nicht geschehen. — Die Dörfer, die der Feind besucht und besetzt hatte, die sind freilich sehr hart mitgenommen worden „(also doch nicht geplündert, nicht zerstört, nicht verbrannt?)" — aber für das Königreich war es ein geringerer Verlust, der nach der Hand bald wieder ersetzt wurde. —"

In einem kultivirten Lande läßt sich eine solche grausame Maaßregel nur alsdann einigermaßen entschuldigen, wenn (wie hier) der Strich sehr klein ist, so gänzlich verlassen wird, und dennoch kam der Schaden, der den Landmann traf, und die vielen Menschen, so unglücklich wurden, in gar keinen Vergleich mit dem Nachtheil, der uns daraus erwuchs. Alle die

Einwohner, welche ihr Vieh geflüchtet, verloren es gänzlich, theils aus Futter-Mangel, theils weil sie es um einen geringen Preiß verkaufen mußten, um ihr Leben zu fristen. Blieben sie, so hätte man ihnen nicht alles genommen. Alle diejenigen Landleute, welche ich seit einigen Jahr sprach, waren einstimmig der Meinung, sie hätten mehr Vortheile dabei gehabt, wenn sie geblieben wären. Zwar gab man kaiserl. Seits sehr ansehnliche Summen, um den Leuten wieder aufzuhelfen; allein, wie viele Jahre mögen verflossen seyn, ehe sich diese Unglücklichen nur einigermaßen erholten.

Der Verf. spricht von S. 38 — 42 sehr schön und erbaulich, wie man die Einwohner in Feindes Land behandeln soll, und ist es nur einigermaßen möglich, so ist nichts billiger und löblicher. In jedem Falle, wo man das Getraide vom Felde oder aus den Scheuern nehmen muß, mißhandele und plündere man sie nicht obendrein, auch bezahle man die Lebensmittel billig, welche sie der Armee bringen, denn sonst muß man sie theuer bezahlen, oder sie sind gar nicht zu haben. Allein wenn der Verf. an einem Orte behauptet, man müsse den Einwohnern die Einsaat lassen, (ja wohl auch noch, was sie zum Lebens-Unterhalt brauchen) so kann ich nicht wohl einsehen, wie dies 1) in Absicht des Getraides bei einzelnen Oertern möglich zu machen ist, sobald mir diese feindliche Gegend nicht gutwillig liefert, sondern ich grün oder trocken zu fouragiren, desgleichen so lange stehen zu bleiben genöthiget bin, als sie mir Futter für die Pferde gewährt.

Wähle ich mir ein Lager, wie z. B. bei Wellsdorff, so wird heute hier, morgen dort fouragirt, ohne

ohne daß ich weiß und wissen kann, auf welche Kosten solches geschiehet. Am Ende kommt alles an die Reihe. Eben so ist es bei Fouragirungen in Dörfern, es sey in Freundes oder Feindes Land. Man ist angewiesen, und man nimmt so viel als man braucht, ohne daß man sich bekümmern kann, was der Besitzer behält. Meines Vaters Scheuern wurden 1760 von den Preußen gänzlich ausfouragirt, weil sein Guth nahe am Lager bei Sagan lag, als die P. Armee nach der Schlacht bei Torgau marschirte, er behielt weder Saat noch Brodkorn. War es zu ändern? Alles was man zum Besten des Landmanns auch zum eignen Vortheil der Armee thun kann, ist darauf zu sehen, daß nicht das Geringste vernichtet, und die größtmöglichste Ordnung beobachtet wird.

Liefert ein Land wenigstens einen Theil, dann ist Schonung eher möglich, so wie sie auch auf das strengste beobachtet werden muß, wenn es alles liefert.

Nicht minder muß man darauf sehen, dem Landmann nicht sein ganzes Zugvieh zu nehmen, damit er im Stande ist, seinen Acker zu bestellen, eher kann er sich Saat und Brodkorn verschaffen als jenes. Seines Nutzviehes muß man ihn auch nicht gänzlich berauben. Kann er den Acker nicht gehörig bestellen, so hilft ihm kein Saatkorn etwas. Die Franzosen nahmen kürzlich alle gute Pferde weg, die sie nur bekommen konnten, und die Kosaken machten es bei Transport-Fuhren bei Freund und Feind nicht besser.

Bei einer gewissen feindlichen Gegend und unter gewissen Umständen kann es indessen die größte Kriegs-Raison seyn, solche gänzlich auszufouragiren, wenn

man a) seine Ursachen hat, so lange als möglich in einem Lager stehen zu bleiben, oder b) man sie deshalb gänzlich von allem entblößen will, um nicht in den Winterquartieren beunruhiget zu werden. Letzteres war 1745 eben so gut der Fall, als 1778.

Die möglichste größte anzuwendende Schonung muß indessen schon aus Politik statt finden, sobald man mehr als ein Jahr in einem feindlichen Lande Krieg führen, oder daselbst Winterquartier nehmen will. Sieht der Landmann, daß man sich Menschlichkeit möglichst hierbei zum Gesetz macht, so wird er es als eine unglückliche Nothwendigkeit ansehn, und weniger gegen uns aufgebracht werden. Hier glaubte aber der König, der Fall a) noch einmal künftiges Jahr Böhmen zu betreten, würde nicht existiren, und der Fall b) trat vollkommen ein. Es war ihm überdies unmöglich, denjenigen Theil von Böhmen, wo er stand, im allergeringsten zu schonen, weil die Fourage nicht so lange zureichte, als er daselbst verweilen wollte, auch war es ihm, wie gesagt, um ruhige Winterquartiere in seinem Lande zu thun.

Aus dieser Ursache hätte der Theil von Reichenau in Böhmen, bis Neustadt ebenfalls ganz von Fourage entblößt seyn mögen. Vielleicht wäre dann die Expedition in das Glätzische im Winter nicht erfolgt.

Unter diesen Umständen kann es sogar Recht und wahre Kriegs-Raison seyn, diejenige Fourage zu vernichten, welche man aufzuzehren nicht im Stande ist, ja die Gegend ihres ganzen Zugviehes zu berauben, damit der Feind sich desselben nicht zu Transporten bedienen könne.

Der Minister v. Dohm äußert sich in dem ersten Theile seiner Schrift, S. 192 also: „Von Friedrich verdient folgender Zug der Menschlichkeit bemerkt zu werden. Wie er nach beendigtem Kriege erfuhr, daß die Einwohner des Strichs von Böhmen, den seine Armee voriges Jahr besetzt und verheert hatte, in äußerster Verlegenheit wegen gänzlich mangelnden Saatkorns seyn, so öffnete er ihnen seine an der Gränze befindlichen Magazine. Sie konnten aus denselben, wie es ihnen am gelegensten war, entweder für sehr mäßigen Preis Getraide kaufen, oder es auch geborgt erhalten, und nach der Erndte mit neuer Frucht wieder ersetzen." Welcher König hat so gegen ein Nachbar-Land gehandelt, mit dem er so eben Krieg geführt. Ob man wohl noch fast ein solches Beispiel in Europa gehabt?

Hiermit kontrastiret eine Stelle S. 185, wo derselbe Verfasser von der Einäscherung von Neustadt spricht, ungemein. Er hatte vorher gesagt, daß wenn Joseph die Absicht gehabt hätte, diese unglückliche Stadt nur abbrennen zu lassen, um die Friedensunterhandlungen abzubrechen, so verdiente diese Handlung allerdings Mißbilligung. Aber fährt er fort: indem sie diese Mißbilligung ausspricht, kann die Nachwelt auch nicht vergessen, daß Friedrich selbst wenige Monate zuvor einer barbarischen Mißhandlung der schuldlosen, böhmischen Unterthanen nicht zugesehen, sondern selbst dazu angereizt hatte. Ein Verfahren, das gewiß eben so sehr, als Josephs Befehl zur Einäscherung von Neustadt, Tadel verdient, da es gar nicht militairisch nothwendig war (so urtheilen Männer, die nicht vom Metier sind) und vielmehr für Friedrichs eige-

nes Heer so verderbliche Folgen hervorbrachte. Doch so ist der Mensch; der Fehler des Gegners stellt sich uns in ganzer Häßlichkeit dar, aber bald vergessen wir den, dessen wir selbst uns schuldig machen!" Welche Parallele. Joseph giebt nach dem Verf. den Befehl, Neustadt abzubrennen, und Friedrich giebt keine, die Böhmen auszuplündern.

Die Nachwelt hat keine entehrende grausame Handlung Friedrichs zu vergessen. Neustadt, eine offene, wohlhabende, doch nicht große Stadt, wird ohne alle Kriegs-Raison in Brand gesteckt, — und in Böhmen wird das von allen Einwohnern verlassene Land fouragirt — weil man Futter braucht; in Wahrheit, es war bis auf jene alte Leute und einige Einwohner der Städte so verlassen, daß sogar nicht einmal Hunde und Katzen zurückgeblieben waren. Man steckt eine Stadt an, in welcher wichtige Magazine befindlich sind, oder in welcher sich eine Besatzung einige Tage lang wehrt, mit welcher man sich nicht lange aufhalten kann, und die man geschwinder zum Uebergeben zwingen muß. War dies hier der Fall?

Nach den so sonderbaren Forderungen des Grafen Schmettau, daß sich kein Kroat diesseit der Elbe hätte sehen lassen sollen, wäre es Kriegs-Raison gewesen, folgende Dörfer durch Haubitz-Granaten oder auf andre Weise im Lager von Wellsdorff in Brand zu stecken: als Stangendorff, Schloten, Brode, Hermanetz, so dicht an der Elbe, desgleichen Bilaun, Czaslaweck und Dolan, welche alle drei vor unsern linken Flügel lagen, und bei einem Angriffe feindlicher Seits uns sehr nachtheilig werden konnten. Von diesen letzten drei Dörfern ist, meines Wissens nach, auch

kein einziges Haus abgedeckt, vielweniger eingerissen worden.

Die Denkungsart des Königs beurkundet folgender Zug: Ich besuchte vor 2 Jahren in Wellsdorf das Haus, wo der König 1778 sein Hauptquartier hatte. Dieses Haus war äußerst klein, bestand aus einer einzigen Stube, und diese hatte ungefähr 10 Schritt in die Länge und 6 in die Breite, war sehr niedrig und dunkel. Einige Leute vom Gefolge des Königs hielten sich in dem leeren Stalle auf. Die meiste Zeit war er des Tages über in einem auf einer Wiese gegenüber aufgeschlagenen Zelte. Die Tochter und der Schwiegersohn des ehemaligen Besitzers erzählten mir im Beiseyn des Schulzen und Schulmeisters, die ich zufällig traf, folgendes: Der ehemalige alte Besitzer war zurückgeblieben, und der König unterhielt sich auf das freundlichste und herablassendste mit ihm; er sagte ihm unter andern, „Alter gehe zu den hiesigen Dorfleuten, und sage ihnen, sie sollen mit ihrem Vieh und allen Habseligkeiten zurückkommen, ich gebe ihnen mein Wort, es soll ihnen nicht das geringste genommen werden.“ Der Bauer meinte, die Vorposten würden ihn nicht durchlassen; der König gab ihm darauf einen von ihm selbst unterschriebenen Paß; der Bauer kam natürlich durch, aber wie groß war sein Schrecken, als ihn die feindlichen Vorposten ohnerachtet seines königl. Passes arretirten, und man von nichts geringerm sprach, als ihn in ein paar Stunden aufzuknüpfen. Zu seinem größten Glücke erfuhr der damalige Schulze von Wellsdorff, der sich im Lager befand, seine Verlegenheit, und auf seine Vermittelung ward er zwar freigesprochen, durfte aber natürlich nicht zurückkehren. „Unser Vater, sagten

ſie, klagte oft, der ſo gnädige König würde gedacht haben, er hätte nicht wieder kommen wollen.“ Dieſe guten Landleute erzählten mir, ein Feldſtuhl des Königs wäre zurückgeblieben, ſie hätten ihn noch immer aufgehoben, ſeit Jahr und Tag aber ſey er zu ihrem größten Leidweſen zu Grunde gegangen. Jetzt beſaßen ſie noch eine Weinflaſche des Königs, und ſie zeigten ſie mir mit einer ſolchen Verehrung vor, als wenn es eine ihrer heiligſten Reliquien wäre. So behauptet Größe mit Menſchenliebe gepaart, ihr Recht auch in dem Herzen des niedrigſten Hüttenbewohners und ſpricht ſich in einem ſolchen Munde rührender aus, als ſo manche Statüen und Lobreden. Obwohl in Rußland zu Ehren Napoleons eine ſolche Scene auszumitteln ſeyn möchte?

Der Verfaſſer erwähnt ſo oft des Mangels an Lagerſtroh, als einer Haupturſache der Krankheiten, ja ſogar in den erſten Tagen des Einmarſches. Allein, wenn in aller Welt, und in welchem Feldzuge hat man aus ſeinen Magazinen der Armee das Lagerſtroh nachgeführt. Die Armee ſtand ja bei Nachod, desgleichen bei Wellsdorff, in oder nahe an dem herrlichſten Wintergetraide von Staudenkorn. Nie habe ich ſtärkeres, rohrartigeres geſehen. Gewiß hat man auch noch einiges, obwohl wenig, in den Scheunen gefunden. Im September will ich dieſen Mangel nicht ganz beſtreiten, allein daran war nichts ſchuld, als daß die Einwohner nichts eingeerndtet, oder das Stroh wegen der Näſſe unbrauchbar geworden.

Jetzt ein Wort wegen der Verpflegung der Pferde. Ich begreife den Verfaſſer nicht, wenn er unter andern behauptet, man hätte ¾ des Futters zerſtört,

um sich das 4te zu entreißen, oder bei den Fouragirungen in den Dörfern, für $\frac{1}{3}$ Theil, welches man nach dem Lager brachte, $\frac{2}{3}$ vernichtet, ja wäre man mit einiger Ordnung zu Werke gegangen, so hätte man noch 5 Wochen länger bei Wellsdorff stehen bleiben können.

Ich habe schon gezeigt, daß bei unserm Einmarsche in Böhmen sich so gut wie gar keine Scheunen- und Böden-Bestände vorhanden und fast eben so wenig konnte es (wegen Menschen-Mangel,) der Fall nach verflossener Erndtezeit seyn. Es blieben daher nur die grünen Fouragirungen übrig, und es ist wohl der sicherste Beweiß der großen Ordnung, welche dabei beobachtet wurde, daß eine Armee gewiß gegen oder über 80,000 Mann, die eine so zahlreiche Kavallerie hatte, so lange auf einem so kleinen Terrain, als dasjenige in der Umgegend von Wellsdorff war, Futter fand. Ich bitte den Leser nur blos auf der Schmettauischen ersten Charte das nicht sehr bedeutende Terrain zwischen Wellsdorff und Königshoff in Augenschein zu nehmen, wo der rechte Flügel diese ganze Zeit über einzig und allein fouragirte, so wird er mir hierin Recht geben. Konnten die Offiziers zugeben, daß etwas vernichtet oder zerstört wurde, da man die strengen Befehle des Königs in Absicht der Fouragirungen kannte.

Man würde dem Könige und seinem Generalstabe das größte Unrecht thun, wenn man behauptete, er hätte auf die Zeit, als er in Böhmen bleiben wollte, den Futtervorrath nicht gehörig überschlagen, oder derselbe sey durch Unordnungen vermindert worden. Um an letztern zu zweifeln, darf man nur überlegen,

daß zum Vernichten Zeit gehört, (verbrennt hat man es nicht, welche Art der Vernichtung hätte man denn also angewandt) und wenn man in einer beträchtlichen Entfernung vom Lager, ja oft sogar unter dem Kanonenfeuer des Feindes, desgleichen eines alle Augenblicke zu befürchtenden Angriffes fouragiren muß, so beeilet man sich, die Pferde zu bepacken und wieder zurückzukehren. Der Mangel entstand im September nur hauptsächlich daher, daß der Landmann nicht geerndtet hatte, die Körner fielen aus, die Halme sanken um, und ein lange anhaltender Regen schlug sie vollends in die Erde. Das halb verfaulte leere Stroh konnte den Pferden keine Kräfte geben, ja es mußte ihnen sogar schädlich seyn. Hätte der Graf uns doch auf irgend eine Art bewiesen, daß das Futter 5 Wochen länger reichen können.

Es läßt sich recht sehr gut deklamiren, wie es in der Welt seyn könnte, aber wenn es nun einmal unter gewissen Umständen nicht so ist, nicht so seyn kann, wie es seyn sollte, so fällt bei allen Deklamationen kein Holzapfel auf die Erde.

Immer führt man das Beispiel des Marschalls Schwerin im Munde, wenn die Rede von guter Verpflegung ist; allein man vergißt nur eine Kleinigkeit, erstens, daß als selbiger 1756 in Böhmen eindrang, die Erndte beendigt war; zweitens hatten die Einwohner ihre Häuser nicht verlassen. Hätte 1778 der Graf Sch. in Böhmen kommandirt, so würde er sein Manifest an die feindlichen Vorposten haben abgeben müssen, und sich dennoch nach 14 Tagen in der traurigen Nothwendigkeit gesehen haben, um seine Drohungen zu erfüllen, seine Truppen zum Plündern und

zum Zerstören der Häuser zu kommandiren. Dann würde in der That die Gegend zu einer Wüstenei geworden seyn. Wir haben sie nicht dazu gemacht, und ob wir gleich Feinde waren, durfte der unglückliche böhmische Landmann uns nicht wegen Plündern und Zerstören anklagen.

Jetzt einige Worte über die von uns in Böhmen beobachtete Mannszucht. Empörend für jeden rechtschaffenen Soldaten, und für jedem Offizier von Ehrgefühl, sind die Beschuldigungen, welche der Verf. einer Armee und einem Offizierkorps macht, die selbige auf keine Weise verdienten. Plünderungen und Excesse lösen alle Bande der Disciplin und der Subordination, dieß ist uns eine zu bekannte Wahrheit, und daher wird kein kommandirender General, der seinen eigenen Vortheil versteht, selbige gestatten, desgleichen ein Offizier von Einsicht (und wäre es ein zweiter Timon) sie nachsehen, oder gar die Hände dazu bieten. Die Beispiele, welche man aus der ältern preußischen Kriegsgeschichte anführen kann, sind einzelne Thatsachen, wo man etwa den Truppen wegen außerordentlichen Fatigen, Mangel, oder anderen Ursachen nachsahe, desgleichen ihnen ein solches Versprechen that, um sie zu ermuntern. Dies war der Fall des General Laudon bei Landshut. (Nie, daß ich's wüßte, hat ein preußischer General Plünderungen den Truppen versprochen, um sie muthig zu machen.) Doch wenn auch ein General seinen Truppen dann und wann einmal in dieser Art den Zügel schießen läßt, so wird er ihn gewiß bald wieder anziehn, denn von der guten Ordnung und Mannszucht hängt es ab, theils daß er länger in einer Gegend subsistiren kann, theils daß er nicht an dem unbewaffneten Landmann, einen zweiten Feind erhält.

Nur Napoleon und den französischen Generals, seinen Vorgängern, gebührt die Ehre, ein Requisitionssystem bei den Armeen eingeführt zu haben, welches, wie es auch meistentheils der Fall war, in ein Plünderungs-System ausartete, denn ehe man verhungert, nimmt man wie ein David, die Schaubrode im Tempel, und wenn man nach Brod sucht, und findet keins, dagegen aber Geld, so läßt man es nicht leicht liegen. Zum Ruhm der französischen Truppen muß man es ihnen allhier in Schlesien dennoch nachsagen, daß, als sie hier 1813 halb verhungert, abgemattet, und zum Theil bleich wie der Tod ankamen, und sogar in der ersten Zeit nicht einmal hinlänglich Brod hatten, sie sich dennoch im Ganzen und wo es nicht Gefechte gab, nicht diejenigen Excesse erlaubten, welche man von einem so erbitterten Feinde hätte erwarten sollen. Was der Nation und ihrer Ambition auch sehr viele Ehre macht, war der Umstand, daß als sie nach dem Frieden von Tilsit lange Zeit bei uns standen, der Fall äußerst selten war, daß ein Franzose das geringste stahl.

Nicht leicht gab es indeß wohl in der Kriegsgeschichte ein grausenvolleres Gemälde, des höchsten menschlichen Elends, als dasjenige, welches die französische Armee auf ihrem Rückzuge von Moskau 1812 darbot. Mit den Schätzen dieser großen Hauptstadt beladen, und wider ihre sonstige Gewohnheit, eine Menge Troß mit sich schleppend, marschirte sie ab. Mag man noch so viel auf die Rechnung des Mangels der Lebensmittel und die fürchterliche Kälte schreiben, so wurden die Kräfte der Soldaten doch auch durch die unselige Beute erschöpft, welche sie dort geraubt und der Marsch der Armee durch die Menge

der Wagen verzögert. Jene Plünderungen hatten zuerst die Bande aller Mannszucht aufgelöst, und die mitwirkenden Ursachen brachten die Insubordination zu einer so schauderhaften Höhe, daß sogar Napoleon die schrecklichen Worte hören mußte: à bas le tyran.

Möchte doch ein solches furchtbares Beispiel alle Generale belehren, daß Menschlichkeit und Milde im Lande des Feindes diejenigen Tugenden sind, welche ihren Ruhm allein dauerhaft machen, denn nichts ist göttlicher, als die Uebel möglichst zu mindern, welche sich in dem Gefolge der Furie des Krieges befinden, und wovon man dennoch nur den kleinsten Theil zu vermeiden im Stande ist. Möchte doch künftig jene grausame und verheerende Art, à la Napoleon, Krieg zu führen, wieder ganz abgestellt werden. Sie gehört dem Invasionskriege an, und dieser ist, ohne große Uebermacht, entscheidendes Kriegsglück, und andere günstige Umstände, im höchsten Grade gefährlich. Wir können der Versuchung unmöglich widerstehn, zum Beleg dieser Wahrheit einige Stellen aus dem Oktober-Stück der Minerva 1815 S. 77. anzuführen. Sie sind aus dem Bericht über den letzten Feldzug Bonapartes, und die Schlacht von Mont Saint Jean, auch genannt von Waterloo, von einem Augenzeugen aus dem Französischen.

S. 82. „Die französischen Truppen, alles auserlesene und vollkommen gut ausgerüstete Mannschaft, konnten einen wirklichen Bestand von 150,000 Streitern, worunter 20,000 Mann Cavallerie waren, denen 300 Feuerschlünde folgten, ausmachen."

„Aber diese Truppen waren selbst in ihrem eigenen Vaterlande, ohne alle Disciplin, die allein die

Stärke einer Armee ausmacht. Sie behandelten ihre unglücklichen Landsleute mit der äußersten Bedrükkung, und machten sich gewissermaßen ein Verdienst daraus, sich allen Ausschweifungen zu überlassen."

„Ueberall plünderten sie die Häuser, brachen unter dem Vorwande, Lebensmittel aufzusuchen, die Thüren ein, mishandelten die Bauern, und trugen alles fort, was ihnen anstand; sie lägen im Felde, man könne ohne sie keinen Krieg führen, sagten sie, folglich sey alles erlaubt. Die Verheerungen, die sie anrichteten, können nur mit den Streifzügen barbarischer Horden, die diese in das Gebiet ihrer Nachbarn unternahmen, verglichen werden."

„Der größte Theil der Offiziere, (es ist traurig, es gestehen zu müssen) widersetzte sich diesen schändlichen Plünderungen nur sehr schwach, und duldete sie, indem er mit einer Art Wohlgefallen antwortete: Warum sind keine Magazine da? Der Soldat will leben."

S. 84. „Im Innern war die Armee durch eine ähnliche Anarchie zerrissen, als die war, die außer ihr herrschte; ein unversöhnlicher Haß schien die verschiedenen Corps, aus denen sie zusammengesetzt war, zu beseelen, und ein offener Krieg unter ihr statt zu finden. Nirgends eine Hingebung, kein gegenseitiges Vertrauen, kein Merkmahl von Freundschaft, überall Stolz, Selbstsucht und Habgierde. Auch unter den Anführern herrschte keine Eintracht; kam der Befehlshaber einer Kolonne, oder eines Regiments in einen Ort, den er besetzen sollte, so nahm

er, ohne sich um diejenigen, die nach ihm kommen konnten, zu bekümmern, alles was er fand, in Beschlag. Die Häuser, welche Hülfsmittel darboten, wurden mit Wachten besetzt, und ohne ein anderes Recht, als das der ersten Besitznahme, verweigerte man jede Art der Theilung. Sehr oft verdrängte man die Schildwachten mit Gewalt, und es entstanden wirkliche Gefechte. Auf diese Art wurde eine ziemlich große Anzahl verwundet und einige sogar getödtet. Ein solcher Geist herrschte unter der Armee; sie setzte so ihre Mitbürger in die Lage, daß sie die Gegenwart des wildesten Feindes nicht mehr befürchteten. Indessen war sie mit starken Tagemärschen vorgerückt u. s. w."

S. 93. „Die Belgier nahmen uns wie Sieger auf, deren Wohlwollen man gewinnen muß, waren übrigens nichts als Freunde des Stärkern, und ihr Geschrei sagte deutlich: wir wollen Franzosen seyn, wenn eure Bajonette es uns zum Gesetze machen, übrigens bitten wir, plündert uns nicht, verheeret unsere Felder nicht, und behandelt uns wie eure Landsleute."

„Aber ihre Bitten wurden nicht gehört, und trotz des Vertrauens, das unsere Soldaten in ihre Freundschaftsbezeugungen setzten, behandelten sie sie dennoch wie ihre erklärtesten Feinde; Verheerung und Raub bezeichneten überall die Spuren der Armee. Sobald die Truppen um irgend ein Dorf herum, eine Stellung, wenn auch nur auf Augenblicke genommen hatten, ergossen sie sich, gleich einem Strome über die unglücklichen Bewohner desselben, die ihrer Raubgier blos gestellt waren; Getränke aller Arten, Lebens-

mittel, Hausgeräthe, Wäsche, Kleidungsstücke, kurz alles, war den Augenblick verschwunden. Ein Dorf, wo ein Lager gewesen, zeigte, wenn es den andern Morgen verlassen wurde, nichts als einen weiten Haufen Ruinen, und man kann sagen, nichts als einen Schutthaufen, auf dem alles zerstreut war, was zur Ausmeubelung der Häuser gedient hatte."

„Paßte dieses schreckliche Gemälde, schon ehedem zum Theil auf eine französische Armee, zu Kriegszeiten, so scheint doch 1815, die Unordnung den allerhöchsten Gipfel erreicht zu haben. Was hätte bei einem solchen Benehmen die Folge seyn können, wenn die französische Armee, anfangs siegreich, in gebirgigten und durchschnittenen Gegenden vorgedrungen, dann aber geschlagen worden wäre. Wie in Rußland, wäre der Landmann, welcher gar nichts mehr zu verlieren hatte, gegen sie aufgestanden, und hätte ihren Ruin vollendet. Das Land wäre freilich dabei zu einer vollkommenen Wüste geworden, aber auch die französische Armee hätte ihren völligen Untergang gefunden. Die Gefahren eines solchen Requisitions-Krieges sind so ungeheuer groß, daß solche Beispiele abschrecken sollten. Nur eine französische Armee, bei welcher solche Indisciplin statt fand, konnte sich so brav schlagen, wie die Franzosen bei Ligny und Waterloo. Mit wenig andern, möchte es derselbe Fall seyn."

Wer nur einen einzigen Feldzug bei einer Armee mitgemacht hat, bei welcher auf Disciplin und Mannszucht gehalten wird, dem kann nicht unbekannt seyn, wie sehr allen Offizieren von oben bis unten, als solchen, daran liegt, alle Plünderungen und Excesse so

viel nur thunlich zu hindern. Wie hätte bei einer damaligen, aus vielen Ausländern bestehenden preußischen Armee Ordnung auf den Märschen statt finden können, wenn jeder aus Reihe und Glied gehen oder reiten wollen, um in den Dörfern zu plündern. Ist man im Lager, so kann man es ebenfalls nicht gestatten, denn wenn die halbe Armee das Lager verließe, was sollte aus ihr werden, wenn der Feind plötzlich erschiene. Beim Wasser- und Strohholen, können am ersten Excesse vorfallen, doch auch hier sind die Soldaten nicht allein, sondern werden von Offiziers und Unteroffizieren begleitet. Bei den grünen Fouragirungen müssen die Offiziere der Kavallerie darauf sehen, daß die Reuter genugsames Futter zurückbringen, und was die Infanterie der Bedeckung anbetrifft, so darf selbige nicht aus Reihe und Glied treten. Die mehrste Gelegenheit findet sich daher nur dann, wenn die Truppen in den Dörfern kantoniren, davon sind mir aber in Böhmen in diesem Kriege fast gar keine Beispiele, oder doch nur sehr wenige Fälle, bekannt geworden, und ich muß fast vermuthen, daß es der König absichtlich gethan, damit man nicht Gelegenheit hätte, den Landmann wehe zu thun.

Gehet man die Art der Truppen durch, so wird gewöhnlich vorzüglich über die leichte geklagt, doch muß man auch hierin billig seyn. Der Nachtheil des Mangels an Mannszucht für den Dienst ist bei ihnen um so größer, da sie sich am meisten mit dem Feind raufen müssen. Ein Befehlshaber derselben, hält daher darauf, daß es den Leuten an nichts fehlt, gestattet aber keine Unordnungen. Außerdem waren sie schon ehedem ohne Zelte, mußten die meiste Zeit unter freiem Himmel liegen, wurden schlechter verpflegt und

die Marketender oft abgehalten, ihnen Lebensmittel zu bringen, weil sie die äußersten Vorposten machten. Diese Truppen, deren große Verdienste um das Wohl und die Sicherheit der Armee, man nicht genug erkennt, hatten die mehrste Zeit, Tag und Nacht keine Ruhe, mußten fast immer angezogen seyn, der Infanterist das Gewehr in der Hand, und der Reuter sein Pferd am Zügel haben.

Eine Art Menschen, welche sich bei unsrer Armee Unordnungen am ersten erlauben konnten, (wenn ja einige Excesse vorgefallen) waren die Train- und Packknechte. Schlecht bezahlt und gekleidet, hatte man sie erst vom Pfluge weggenommen, was konnte man da von diesen rohen Menschen erwarten.

Die Weiber, welche man mit ins Feld nimmt, sind sehr nothwendige, aber was das Requiriren anbetrifft, eben nicht die mäßigsten Geschöpfe. Doch war ihre Zahl nicht sehr groß, und sowohl diese als jene Knechte suchte man nach Möglichkeit in Ordnung zu halten.

Ein Soldat, so plündert, nimmt übrigens entweder Sachen oder Geld. Mit den erstern belästiget er entweder sich, oder doch sein Pferd, und beides ist höchst nachtheilig. Hat er mehr Geld als gewöhnlich in seiner Tasche, so ist in der Regel die Folge, daß er nicht allein selbst lüderlich wird, sondern auch andere durch Trunk und Spiel ꝛc. dazu verführt. Ein gewöhnliches Mittel, das Geld los zu werden, ist dann der Trunk, eines der allergrößten Soldaten-Verbrechen, weil es ihn auf einige Zeit zum Dienste untüchtig macht, ja er sogar Fehler gegen die Subordi-

ordination begehen, und dadurch in die größte Strafe verfallen kann. Liederlichkeit zieht im Feldzuge Krankheiten nach sich, desgleichen öfters den Tod bei leichten Wunden. Ist das Geld verschleudert, so ist der Soldat mißmuthig, weil er nicht mehr nach gewohnter Weise fortleben kann. Auch macht es auf jeden gemeinen Soldaten von Ehrgefühl den übelsten Eindruck, wenn er sieht, daß seinen Kameraden dergleichen Unordnungen gestattet, und doch übersehen werden, und solche eine Zeitlang besser leben können, wie er.

Wenn man nun vollends bedenkt, daß damals die halbe preußische Armee aus Ausländern bestand, so urtheile man, ob nicht schon um der Desertion willen, die Offiziere allen Plünderungen abgeneigt seyn mußten, da solches nur von einzelnen und nicht Brigadenweise, per Commando, geschehen konnte. Französische Offiziere haben mir erzählt, daß wenn ihre Armee in Feindesland in ein Lager rückten, die Soldaten Meilen weit nach Lebensmitteln ausgingen. Dieß war nur bei einem Heere möglich, das aus lauter Einländern bestand. Das Gegentheil mußte bei einem Preußischen statt finden.

Worin haben denn aber also die Plünderungen, die Ausschweifungen und die groben Excesse, welche man der Armee Schuld giebt, bestanden.

Es kann ein Verdienst seyn, wenn der arme, schlecht bezahlte, und sparsam gekleidete Soldat, der noch dazu vielleicht eine Familie in der größten Noth zurückließ, Sachen fände, die der Besitzer verlassen, und seine Hände nicht nach diesem Geld und Gut

ausstreckte — aber wo nichts zu nehmen ist, da ist Ehrlichkeit keine Tugend. Schon oben habe ich erwiesen, daß es dem böhmischen Landmann weder an Zeit noch Gelegenheit fehlte, alles von Werth mit sich fortzunehmen. Freilich mag man hier und da etwas vergraben haben, welches man gefunden, doch dies haben gewiß nur wenige gethan.

Nach S. 39. und 82. hat man die Ackergeräthe vernichtet, desgleichen die Pflugschaaren zerbrochen und verbrandt. Wie? hatte denn der Graf auf seinen Gütern hölzerne Pflugschaaren? In dem starken böhmischen Boden, und jetzt wohl überall in Europa, giebt es nur eiserne, und diese zu verbrennen, wäre eine sehr langwierige Arbeit. Uebrigens will ich gar nicht in Abrede seyn, daß Reuter und Reutersgenossen, sich des Eisens an den Pflügen bemächtigt haben können, um sich desselben zu Hufeisen zu bedienen; es war, res nullis. Ich für mein Theil habe nicht das geringste Ackergeräthe gesehen. Gewiß hat man das Eisen losgemacht und vergraben.

Liest man das Werk des Verf. so sollte man glauben, die Häuser aller Dörfer wären niedergerissen worden, und doch existirt hier eine gewaltige Uebertreibung, wie ich Gelegenheit gehabt, es sowohl 1778 zu beobachten, als mich auch vorige Jahre durch Zeugnisse der Einwohner selbst zu belehren. Auf dem linken Flügel von Welsdorff standen, als wir hinkamen, gegen Schweinschedl zu, 3 oder 4 Gerippe von erst abgebundenen Häusern. Dolan lag nahe vor den Husarenlager, und dennoch ist kein einziges Haus eingerissen oder abgedeckt worden; ging man von hier in der Fronte des Lagers fort,

so kam man nach Krabschütz, ein Dorf von 40 bis 60 Häusern. In diesem sind nur 14 abgerissen worden. Welsdorff besteht aus 160 Häusern, davon sind 40 ganz weggerissen, 20 aber nur abgedeckt worden, in Kowalkowitz nicht ein einziges, und so ist es auch, wie man mir versichert, der Fall in den nächsten bei Welsdorff, in Deutsch-Praußnitz und Burkersdorff ꝛc. gewesen. Weder in der Gegend von Eipel, Arnau und Hohenelbe, noch in der von Trautenau, ist kein einziges eingerissen worden *).

Haben wohl die Bewohner, die ihre Häuser verlassen, das geringste Recht, sich dem feindlichen Soldaten gegenüber, wegen dem Einreißen zu beschweren? Will man den König deshalb tadeln, so muß man bedenken, daß ein kommandirender General unter solchen besondern Umständen, manchmal ein Auge zudrücken muß, wenn sich die Truppen nur nicht Dinge erlauben, welche offenbar gesetzwidrig sind. Es ist wahr, es fehlte nicht an Holz, aber dieses war grün, jenes trocken. Auch fand dies Einreißen nur in der letzten Zeit statt, nachdem man alle Verzäunungen verbrandt hatte. Hätten übrigens die Feuerungen der Armee von diesem Holze bestritten werden sollen, so hätte nicht ein einziges Haus stehen bleiben können. Blieben die Einwohner zurück, so konnten sie Holz schlagen und zuführen.

Lassen sie uns jetzt die Frage untersuchen, ob nach dem Grafen Schmettau und Minister v. Dohm,

*) Ich bin 1815 und 1816, die Gegend zwischen der Elbe und Aupe, in der Kreuz und Quere durchreißt, ohne allhier etwas vom Einreißen der Häuser zu erfahren. Man versicherte mir das Gegentheil. Ein Beweiß, daß es ohne Noth nicht nachgegeben wurde.

Friedrich selbst einer barbarischen Mißhandlung der schuldlosen böhmischen Unterthanen nicht nur zugesehen, sondern selbst dazu angereizt hat; eben der Friedrich, welcher ehedem sich selbst folgendes Urtheil schrieb:

Tout General cruel, qui pille et qui ravage
Qui permet les excès, qui souffre le carnage,
Eut il même conquis les plus vastes terrains
Voit se plus beaux lauriers se fletrir dans ses mains
La voix de l'Univers contre lui reunie
Oubliant ses exploits, maudit sa tyrannie.

In dem Versuch ꝛc. S. 75. findet man unter'm 12ten April folgende Stelle in einer Instruktion für die Kavallerie, groß gedruckt: Es müssen keine Plünderungen und keine Unordnungen statuirt werden, so wenig in den Dörfern, als bei Märschen, Fouragirungen, oder bei was für Gelegenheit es seyn möge. Diese Instruktion ist so ganz in dem Stiele des Königs geschrieben, daß es gar keinen Zweifel leidet, daß er sie selbst verfertigt. Sie konnte dem Grafen Schmettau nicht unbekannt seyn, und der Minister v. Dohm hätte sie wissen können und sollen. Auch hat der König den Generals noch besonders vor dem Einmarsch die strengste Mannszucht anbefohlen.

Drei Monate nachher mußte der König diese seine Instruktion ganz und gar vergessen haben; allein es ist nicht zu verwundern, daß der Verfasser diesen Beweis der Geistesschwäche und des Mangels an Gedächtniß anzuführen, sich gehütet hat.

Eine noch weit wichtigere, angeschuldigte, (und die er als einen Beweis der Leidenschaftlichkeit hätte

gebrauchen können,) ist folgende, damals in der ganzen Armee bekannte Thatsache.

Als der König den 6ten Juli gegen Welsdorff mit 3200 Pferden und etwas leichter Infanterie rekognoscirte, wurde die Passage über die Aupa bei Riesenburg mit leichter Infanterie besetzt, wo ein Schloß war. Beim Rückmarsch kam der König hier vorbei, bemerkte daß die Leute plünderten, und wurde einen Offizier gewahr, der dies ruhig mit ansah. Der König schlug ihn mit seiner Krücke, und dem Offizier blieb nichts übrig, als den Dienst zu verlassen. Er ging nach Amerika. (Man wird es sonderbar finden, daß ich gesagt, es wäre nichts in Böhmen zu plündern gewesen. Wahrscheinlich hatte man Sachen von keinem großen Werth versteckt oder vergraben, und die Soldaten es gefunden.)

Hätten die Offiziers der königl. Armee weniger Ehrgefühl und Begierde gehabt, durch eine gute Manuszucht dem preußischen Dienste Ehre zu machen, so würde diese Krücke wohl selbst den Unempfindlichsten in kein geringes Schrecken gesetzt haben. Uebrigens wird man wegen dieser Hitze, den König höchlich tadeln. Es ist allenfalls ein militairischer Pendant zum Müller Arnold. Wenigstens beweißt diese Thatsache unwidersprechlich, daß er die größte Manuszucht beobachtet wissen wollte *).

Der S. 37. angeführte Umstand mit den Salvegarden kann sich unmöglich bei dem Marsche nach

*) Es ist übrigens nicht einmal zuverlässig ausgemacht, ob der König nur nach dem Offizier geschlagen, oder es wirklich gethan. Der König behauptete, er hätte keinen Offizier geschlagen.

Welsdorff zugetragen haben, und ich muß ihn als Augenzeuge für ganz erdichtet halten. Wer in aller Welt hätte sich damals eine Salvegarde ausbitten sollen? denn, wie schon mehrmals gesagt, alles in den Dörfern, bis ein paar alte Leute, war entflohen, das Städtchen Scalitz aber diesen Tag mit östreichischen Husaren besetzt; ich weiß es gewiß, das Korps von Bülow, so daselbst im Lager stand, hat späterhin einige dahin gegeben, um bei der dortigen starken Brauerei, und überhaupt in der Stadt Ordnung zu halten; aber dieses Corps ist erst den 11ten Julius eingerückt, auch weiß ich ganz gewiß, daß die Infanterie die Stadt noch obendrein mit einer Wache besetzt gehabt, damit keine Excesse vorfallen sollten. Als wir unter dem General v. Falkenhain im Lager von Liebenthal standen, befand sich von dem Dragoner-Regiment Krokow ein Unteroffizier in dem nahe am Lager liegenden Städtchen Eipel, als Salvegarde; mir ist aber von einer solchen Anrede des Königs an sie, nichts bekannt geworden. Man hätte es gewiß erfahren. Sie blieb im Gegentheil, bis einige Stunden vor unserm Abmarsch stehen.

Es ist wahr, daß der König befohlen, die Soldatenweiber zum Fouragiren mitzunehmen; allein hierbei konnte es doch nur des Königs Absicht seyn, der Armee zu zeigen, daß er gern für ihre Bedürfnisse sorgen wollte, denn was konnten sie eigentlich für Lebensmittel holen? Was man in Schlesien Grünzeug, im Oestreichischen Grünigkeiten nennt, z. B. Rüben, Kartoffeln u. s. w. das war nicht reif, auch nicht auf Meilen weit von Weibern, von irgend einigen Betrag, fortzubringen. Grüne Schooten und Schwingbohnen sind für Dragoner und Musquetiere,

keine Speise zum Gattessen. Stehlen würde eher nach dem Geschmack mancher gewesen seyn; aber die Kunst zu stehlen, wo gar nichts ist, die hat der Diebe feinster, Kartousche selbst, noch niemals ausgeübt. Ich habe, nachdem es befohlen worden, von der Armee Abtheilung des linken Flügels, ein paar mitgehen sehen, aber die von unserm Regimente ließen es bei der ersten Probe bewenden, denn sie kehrten mit leeren Händen zurück. Bei den Regimentern, wo Ordnung war, (Ausnahmen machten wenige) hatte hier, wie auf Märschen, der Profoß die Aufsicht über sie.

Dieser Befehl oder Erlaubniß des Königs ward über dieses nicht in der ersten Zeit, als wir bei Welsdorff standen, gegeben, und der König konnte wohl unmöglich hierbei die Idee haben, daß es des Plünderns wegen geschehen sollte, denn es war ihm ja nur allzuwohl bekannt, daß, so weit unsere Fouragirungen reichten, der Landmann alle seine Habseeligkeiten auf die Seite gebracht hatte. Nur höchst selten hat er, zu sehr gereizt, durch die Ausschweifungen seiner Feinde, als Represalie im 7jährigen Kriege, Befehl zum Plündern weniger Dörfer gegeben.

Gedachter Befehl des Königs, daß Soldaten-Weiber bei den Fouragirungen mitgehen sollten, ward durch folgenden Vorfall veranlaßt:

Wie bekannt, marschirte die Reserve, bei welcher sich die Garde befand, den 18ten Juli aus dem Lager von Nachod nach Welsdorff. Der König frug, einige Tage nachher, einen Gardisten, welchen er gut war, und Rivier hieß, wie es ihm ginge? Der Soldat bezeugte seine größte Unzufriedenheit, über den

Mangel an grünem Gemüse. Der König gab jetzt erst den Befehl, in Betreff der Weiber mit dem Zusatz, sie sollten herborisiren. Der General Tauenzien bemerkte dagegen, sie würden sich eher des Plünderns als des Herborisirens befleißigen. Der König meinte, man müßte sie in Ordnung halten, dieß sollte absolut nicht statt finden. Den Tag darauf ward fouragirt, und auf dem rechten Flügel, sehr nahe am feindlichen Lager, wo mehrere Landleute, in Hoffnung sicher zu seyn, zurück geblieben waren. Wie gesagt, traf die Vermuthung des General Tauenzien nur zu bald ein, und die böhmischen Weiber erhoben in einem Dorfe, ein ganz gewaltiges Geschrei. Der König, so es hörte, frug den General Tauenzien, was dieß zu bedeuten hätte, dieser antwortete: die Weiber herborisiren.

Der General Prittwitz, so unter dem General Bülow im Lager bei Skaliz stand, erlaubte es ganz und gar nicht, theils wegen der zu befürchtenden Excesse, theils weil er diese noch unreifen Gemüße denen Soldaten für schädlich hielt.

Um zu beweisen, wie weit man in Rücksicht der Schonung der Landleute ging, und die Mannszucht hierin fast übertrieb, mögen folgende zwei Anekdoten beweisen. Sie betreffen zwar nur Enten und Hüner, allein um so mehr gilt der Schluß, vom Geringen auf das Wichtigere.

Bei einer Fouragirung von Skaliz aus, hörte der General Prittwitz in einem Dorfe ein Geschrei. Ich muß hierbei bemerken, daß die böhmischen Weiber, wenn es auch nur einen Topf Milch betraf, wie ich selbst ein paar mal bemerkt, ein Zeter-Geschrei erho-

ben. Er schickte sogleich einen Offizier hin, um zu untersuchen, was es da gäbe. Es fand sich, daß ein Packknecht vom Regiment Gensd'armes etliche Enten todtgeschlagen und sich zugeeignet hatte. Der General befahl dem Offizier, der Knecht sollte so und so viel Prügel haben, die Enten aber zurückgegeben werden. Ersteres geschah, der Offizier aber behielt sich eine zurück, welche er bezahlte, und steckte sie in seine Säbeltasche. Beim Zurückmarschiren erholte sich die Ente, und fing an zu schreieen. Dieß bemerkten andere Offiziere — und nun ward derselbe von seinen Kameraden unaufhörlich deßhalb caillirt. Nach jeder Fouragirung wurden bei der Rückkehr ins Skalizer Lager, mehrere Fouragir-Gebunde visitirt.

Der G. Lossow, den der alte preußische Offizier, so viel Uebels wegen seiner Excesse in Pohlen nachsagt, war gerade einer derjenigen Generals, die eine, unter den gegenwärtigen Umständen, übertriebene Mannszucht beobachteten, weshalb auch das Regiment eine besonders starke Desertion hatte. Als wir aus Böhmen zurückgingen, befand er sich bei demjenigen Korps, welches unter dem General Bülow nach Braunau marschirte. Man fouragirte in dem Dorfe Hauptmannsdorff. Ein Gensd'arme wollte eine Henne haschen, sie entwischte ihm aber, und flog mit Geschrei über eine Scheune weg, hinter welcher gerade der General Lossow vorbei ritt. Er sprengte sogleich in den Bauerhof, und machte einen entsetzlichen Lerm wegen dieser Unordnung. Der Reuter warf sein Fouragirbund weg, und jagte zum Hofe heraus.

Ohnweit davon hielt der Lieutenant v. Blankenburg von eben gedachtem Regimente (wenn ich nicht

irre), er eilte herbei, ärgerte sich über des Aufhebens, welches der General machte, und frug den Bauer, was er vor die entflohene Henne haben wollte. Der Bauer wollte nichts nehmen, weil er sie ja nicht verlohren hätte, der Lieutenant drang ihm dennoch 2 Thaler mit Gewalt auf.

Als das Corps von Braunau weg und nach Neurode marschiren sollte, erhielt der Adjudant des G. Prittwitz, Lieutenant v. Bölzig (jetziger G. Major) den Auftrag, in und um gedachte Stadt mit 100 Pferden zur Verhütung aller und jeder Excesse als Sauvegarde so lange stehen zu bleiben, bis das Corps durch und bei der Stadt vorbei defilirt sey. Erst dann und nachdem er sich überzeugt, daß kein Marodeur zurückgeblieben, marschirte selbiger ab. Fleischern, Bäckern u. s. w. war befohlen, Lebensmittel öffentlich auf dem Markte auszustellen, wenn jemand etwas kaufen wollte, desgleichen hatte gedachter Offizier den Auftrag, darauf zu sehen, daß man alles baar bezahlte.

Was die Krankheiten in der Armee anbetrifft, so möchte wohl eine gewisse Beschaffenheit der Luft in diesem Jahre dazu beitragen, denn die Ruhr herrschte ebenfalls (nur minder) im kaiserl. Lager, desgleichen in Schlesien. Die Hitze war diesen Sommer sehr groß, wir hatten die Mittags-Sonne im Gesichte, eine französische Armee hätte mit Vernichtung der angränzenden Wälder und Büsche, das Lager in einen englischen Garten verwandelt. Es war eher zu tadeln, als zu loben, daß es nicht befohlen wurde. Die Unthätigkeit, die geringe Abwechselung der Speisen, und die bei der Hitze nicht ganz zu ver-

meidende schlechte Beschaffenheit sowohl einiger, als der Getränke mußten allerdings das Uebel vermehren. Auch muß ich bekennen, daß bei manchen Brigaden die Lager-Polizei nicht strenge genug war, indem man die Senkgruben nicht oft genug erneuerte, auch mehrere todte Pferde unverscharrt um das Lager lagen. Letzteres war die Sache der Brigadiers. Dieser Fehler mochte indessen auch größtentheils an der Entfernung des Landvolkes liegen, welches man hierzu hätte gebrauchen können.

Nachdem wir das Lager von Welsdorff verließen, verminderte sich die Zahl der Kranken, und soviel deren auch überhaupt waren, hat doch der Verf. ihre Anzahl sehr übertrieben. In Absicht der Gesundheit der Soldaten hatte der König in der Instruktion vom 12ten April an die Infanterie viele gute medicinische Regeln gegeben, die im Felde beobachtet werden sollten. Siehe Versuch erster Theil, S. 83.

Wenn die schlechten Maaßregeln des Königes Schuld an den vielen Krankheiten bei seiner Armee gewesen seyn sollten, so ist es unbegreiflich, wie ebenfalls bei der Prinz Heinrichschen, die Krankheiten so überhand nehmen konnten.

Der Verf. der königl. preuß. Feld-Lazarethe ꝛc. Geheimde-Rath Fritz. Leipzig 1780., giebt 4000 Todte von 72000 Preußen an. Diese Armee befand sich doch in einer zehnmal günstigern Lage, als die Königliche, denn sie hatte ein weit größeres Terrain inne.

Daß es nicht an des Königs guten Willen lag, beurkundet dasjenige, was selbiger zum Ritter Zim-

mermann (S. Fragmente dritter Band, S. 153) sagte und worein man keinen Zweifel setzen kann: z. B. unter andern: „Es kommt bei den Krankheiten der Soldaten nicht blos auf Recepte an, sondern auf alle übrigen Anstalten, die man bei einer Armee macht. In allen meinen Kriegen befolgte man meine Befehle, in Absicht auf meine kranken und verwundeten Soldaten äußerst schlecht. Nichts hat mich in meinem Leben mehr verdrossen, als wenn ich sah, daß man diese braven Männer, die Gesundheit und Leben so edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden übel verpflegte. Man ist oft barbarisch mit ihnen umgegangen, und mancher armer Soldat ist aus Mangel guter Verpflegung gestorben. Nichts hat mich von jeher mehr betrübet, als wenn ich die unschuldige Ursache an dem Tode irgend eines Menschen war. Aber ich habe seit dem letzten Kriege solche Befehle gegeben, die es allen den Schelmen, Schurken und Spitzbuben bei der Armee, künftig sehr schwer machen werden, ihren König zu betrügen und den armen Soldaten, der ihm so nöthigen Hülfe und Erquickung so schändlich und barbarisch zu berauben.

Mit welchem Interesse hörte ihn der König an, als er ihm vom Doktor Fritze sprach, und sich zuletzt der Ausdrücke bediente: „Er ist ein Mann, der sprechen darf, ein vortrefflicher Mann von Geist", und der König dann erwiederte. „Ich mache nichts aus einem Manne von Geist, wenn er nicht auch dabei ein redlicher Mann ist. Sagt es mir rein heraus: ist der Doktor Fritze in Halberstadt ein recht ehrlicher Mann."

Wenn der Verf. nicht irret, so ließ ihn Friedrich sogleich zu sich kommen.

Was die Desertion betrifft, so muß man allerdings gestehen, daß selbige sehr groß war; allein konnte es anders seyn? Man muß die Beschaffenheit unserer damaligen Reichswerbungen kennen, um sich darüber nicht zu verwundern, denn die jüngsten Leute waren in der Regel nicht von den besten Sitten, und die ältern gemeiniglich Deserteurs, die um des Handgelds willen von einem Potentaten zum andern überliefen. Der Garnison-Dienst der Infanterie in Friedenszeiten konnte bei der Moralität solcher Menschen, desgleichen der Maßregeln, wegen Verhütung der Desertion, nicht anders als strenge seyn, ja nur nach einer guten Aufführung während mehrerer Jahre erhielt ein Ausländer den Thorpaß. Bei der Reuterei, wo man in den größtentheils offenen, kleinen Städten die Leute nicht einsperren konnte, hatten sie zwar mehrere Freiheit; allein wenn sie jetzt im Kriege mit Pferd, Sattel und Zeug davon ritten, so war dieser Gewinn, außer dem neuen Handgelde, immer sehr verführerisch. Unthätigkeit und lange Weile äußerten auch hier ihren verderblichen Einfluß bei einem Regimente mehr als beim andern; besonders fürchteten die Soldaten, bei den so oft erneuerten Friedensunterhandlungen und der allgemeinen bekannten Abneigung des Königs für den Krieg, die Rückkehr in die Garnison. Sie hatten auf einen raschen Feldzug, und besonders darauf gerechnet, im vollen Ueberfluß im feindlichen Lande zu schwelgen, jetzt fehlte es zwar nicht an den aller unentbehrlichsten Lebensmitteln, aber wohl an der Mannigfaltigkeit derselben, auch waren sie einmal theurer, als das andre-

mal. Noch trug sehr viel zur Desertion der Mangel einer leichten Infanterie bei. Von der Leib-Schwadron des Dragoner-Regiments Krokow desertirte ein einziger Dragoner in Böhmen. Bei den andern war sie unbedeutend. Das Regiment Gensd'armes hatte keine Desertation in Böhmen, so wie die ganze Prittwitsche Inspektion. War sie bei einigen Husaren-Regimentern besonders stark, so rührte es daher, daß außer obgemeldeten Ursachen, die Gemeinen aufs Beutemachen gerechnet: diese Hoffnung aber schlug gänzlich fehl. Bei der Nähe des Feindes war ihr Dienst der beschwerlichste von der Welt, ja sie durften oft als Vedetten nicht einen Augenblick stille halten, wenn sie nicht auf den Kopf geschossen seyn wollten, wie ich mich selber bei Wellsdorff auf denen gegen Hermanetz zu aufgestellten Vorposten mehr als einmal zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Uebrigens hat auch hier der Verf. sehr übertrieben, und mir sind Infanterie-Regimenter bekannt, die sehr wenig Desertion hatten, so wie Schwadronen, von denen den ganzen Krieg durch nicht ein einziger Mann desertirte.

Höchst beleidigend und tief kränkend mußte es nach allen diesem für die Armee seyn, wenn der Verf. als eine Folge der schlechten Mannszucht, die (wie er sich ausdrückt) unerhörten und für erfahrne preußische Truppen unerwarteten Vorfälle bei Habelschwerdt, Dittersbach und Zugmantel aus selbiger herleiten will. Diese Affairen, wie wir in der Folge sehen werden, liefen nicht aus Mangel der Mannszucht so unglücklich ab. Trotz der Unerfahrenheit des Luckschen neu errichteten Regiments, (denn es hatte in diesem Feldzuge zuerst den Feind gesehen, und vielleicht sonst keine scharfe Patrone verschossen, schlug es

sich doch äußerst brav; an den mehr unangenehmen als wesentlichen Unfall bei Dittersbach hatte der unbegreifliche Eigensinn des Obersten Heilsberg ganz allein die Schuld, und bei Zugmantel reüssirte man blos wegen Unkunde des Terrains, und daraus entstandenen fehlerhaften Dispositionen, nicht.

Es liegt mir jetzt ob, als ehrlicher Mann dasjenige aufrichtig zu erzählen, was ich in diesem Kriege von den Excessen, Plünderungen und Ausschweifungen, (die man uns Schuld giebt), mit eigenen Augen gesehen oder davon mit eigenen Ohren etwas gehört.

Gleich den Tag darauf, als wir im Lager bei Nachod angekommen waren (es ist hier von dem Corps der Avantgarde die Rede) durchlief ein allgemeines Gerücht das ganze Lager, in der verwichenen Nacht sey das von uns unbesetzte Städtchen Nachod rein ausgeplündert worden, und machte einen äußerst unangenehmen Eindruck auf jeden ehrliebenden Soldaten und Offizier. Da es ein unverzeihlicher Fehler der Fahnen- und Brandwachen gewesen, wenn sie des Nachts Soldaten passiren lassen, welches schon wegen der Desertion nicht erlaubt werden konnte, so war es unglaublich, daß es von denjenigen Truppen geschehen seyn sollte, die nahe dabei im Lager standen; der Dienst erlaubte mir damals nicht, die Sache näher zu untersuchen, und wir brachen bald auf, doch ward allgemein gesagt, Train- und Packknechte hätten es gethan. Als ich dahero zwei Sommer hintereinander in Codova war, bemühte ich mich auf alle Weise, hierüber nähere Nachrichten einzuziehen, und obnerachtet nur sehr wenige Leute von dieser Zeit her noch lebten, so waren doch meine Bemühungen nicht gantz

vergeblich. Der alte emeritirte 83jährige Bürgermeister Dida versicherte mir, die vorgefallenen Excesse wären sehr unbedeutend gewesen und nur einige Häuser der Vorstadt, soviel man glaubte, nicht von Soldaten, sondern von Packknechten damals geplündert worden. Späterhin wäre nichts mehr vorgefallen. Er könnte nicht anders, als das Betragen der Preußen in der Folge und insonderheit des die Verpflegungsgeschäfte besorgenden Herrn von Massow außerordentlich loben. Anfangs sollte die Stadt 8000 Thlr. Kontribution zahlen, man hätte diese Summe aber auf 2000 Thlr. herabgesetzt. Auch mußte die Stadt etwas Vieh schaffen, doch bezahlte man für die Kuh 8 Gulden. Nachod sey nur in den allererſten Kriegen von den Preußen auf folgende Art geplündert worden.

Ein Husaren-Offizier, so mit etlichen hundert Pferden damals in der Stadt gestanden, hätte sogar während eines Waffenstillstandes plündernde Einfälle in das Glätzische gemacht, und als er solches auf die ernstlichen Vorstellungen des in Glatz kommandirenden Offiziers nicht unterlassen, wäre er von den Preußen aus der Stadt gejagt und selbige geplündert worden.

Zufällig machte ich noch die Bekanntschaft des in Nachod seit langer Zeit wohnenden über 70 Jahr alten Israeliten, Lazarus Wolff, so zu eben dieser Zeit in Nachod wohnte. Er bestätigte mir nicht allein die Aussage des gedachten Dida, sondern wollte auch wissen, daß einige geplünderte Sachen nach dem Glätzischen gebracht worden, die Besitzer aber hätten solche zurück erhalten. Dida meinte, hierauf könnte er sich nicht mehr besinnen.

Als wir im Lager bei Welsdorff angekommen, sprach man von den Plünderungen, welche man sich in dem Landhause (sehr unrecht Schloß genannt) Kowalkowitz erlaubt haben solle. Ich nahm sogleich Gelegenheit, dies näher zu untersuchen, da es lag nahe hinter unserm Lager, und fand Packknechte, welche beschäftiget waren, einige wenige alte Meubles nach dem Lager zu versetzen, auch hatten die Marketenders bereits sich der zurückgelassenen alten Stühle, Tische und was sonst etwas zurückgeblieben war, bemächtiget. Der größte Verlust für den Besitzer, einen Baron Dobrzenki, konnte vielleicht darin bestehen, daß man eine Menge Papiere der Registratur zerrissen und umher gestreuet. Die mir begegnenden Packknechte hatten so eben vollends reinen Tisch gemacht, doch fand ich nichts zerstört, ja alle Fenster und Oefen waren ganz und keine Betten ruinirt, denn man hatte sie natürlich nicht zurückgelassen. An einer Wand der Tafelstube, befand sich mit Bleistift eine sentimentalische Apostrophe an den Besitzer in französischer Sprache. Nach alle dem, was ich vorhero angeführt, mußte der Verlust, den der Besitzer hierdurch erlitt, nur sehr unbeträchtlich seyn.

Alles dies schlechte Hausgeräthe konnte der Amtmann, bei der Nähe von Jaromicz noch in der Nacht vor unserm Anmarsch retten, wenn er sich nicht, wie mir der alte Herwischka bestätigte, zeitiger als nöthig war, davon gemacht, denn wir standen einige Tage bei Nachod. Diese öde Stille in einem Landhause, wo ich mich ganz allein befand, diese Leere von fast allem Hausgeräthe und die Menge der umhergestreuten auseinandergerissenen Papiere, wirkten höchst unangenehm auf mich, ich verließ dieses Haus und bin

nicht wieder hingekommen. Lebhaft erinnerte ich mich hier meines Freundes Cogniazo. Was kann man hier, dachte ich bei dem besten Willen, für die Unglücklichen thun, welche ein harter Befehl gezwungen sogar ihre Wohnungen, den einzigen Reichthum so manches Armen, zu verlassen, und die sogar diese elenden Hütten bei ihrer Rückkehr vielleicht nicht mehr wieder finden. Aufs neue nahm ich mir vor, menschlich gegen sie zu handeln, aber wegen der schon oft gedachten Verhältnisse, habe ich nur unbedeutende Gelegenheiten finden können. Auf Ehre kann ich versichern, daß das ganze Offizier-Corps des Regiments gleiche Gesinnungen hegte, und durchaus bei allen Gelegenheiten keine Excesse duldete, besonders bei Fouragirungen, wo es dazu noch am ersten einige Veranlassung gab; denn über der Aupa waren die Dörfer weniger leer von Menschen. Hätten wir, Offiziere der Kavallerie, den Leuten des Nachts bei den sogenannten Mausepatrouillen, auf Feldwachten, Unordnungen durchsehen wollen, so hätten wir nicht allein Desertion riskirt, sondern auch daß man uns bei der Nähe des Feindes Leute aufhob. Ueber folgende Thatsachen könnte ich (wenn es nothwendig wäre) noch jetzt mehrere Zeugen stellen. Als wir in dem Lager bei Liebenthal standen, wo das Städtchen Eipel sehr nahe daran lag, erhielt ein Dragoner 30 Prügel, weil er ein Kalb genommen. Einmal fouragirten wir in der Vorstadt (in dieser Gegend waren überhaupt die Leute theils zurückgeblieben, theils wieder gekommen,) ein Dragoner ließ sich einfallen, von einer Frau, mit Drohungen, Lebensmittel zu fordern, und den Pallasch zu ziehen, er erhielt 20 Hiebe. Bei einer andern Fouragirung hinter Eipel hörte man in einem Hofe ein Geschrei. Es fand sich, daß ein Packknecht

einem alten Manne ein Bette genommen, und um das Innelt zu einem Sack zu gebrauchen, die Federn ausschütten wollte. Der Major v. Prittwitz unsers Regiments, so dazu kam, ließ ihm den Augenblick auf der Stelle 50 Hiebe geben. Unser Regiment war in guter Ordnung; allein andere waren es nicht minder. Bei einer großen Patrouille, welche aus dem Lager bei Eipel, von etlichen hundert Pferden und Infanterie gegen Nachod gemacht wurde, stieß man im Walde auf eine Kuh-Heerde von ohngefähr 40 Stück. Der kommandirende Staabs-Offizier von den Husaren ließ sie mitnehmen, aber der bei Eipel kommandirende General (Falkenhayn) gab die Hälfte, wo nicht noch mehr, zurück. Man verzeihe mir diese kleinliche Details, allein da noch so viele Augenzeugen leben, würde ich es wohl nicht wagen, Unwahrheiten zu sagen.

Dies ist alles, was ich als Augenzeuge von denen Plünderungen und Ausschweifungen, die der Gr. Schmettau der Armee Schuld giebt, zu sehen und zu erfahren Gelegenheit gehabt habe.

Doch ferne sey es von mir, daß ich deshalb, weil sie nicht zu meiner Kenntniß gekommen sind, behaupten wollte, man hätte ganz und gar keine Excesse begangen. Die Nacht konnte eine Menge Verbrechen bedecken, und unter 70 — 80,000 Mann mußte es eine Menge schlechter Menschen geben. Ein Fall, der bei der allerdisciplinirtesten Armee nicht zu verhüten ist. So viel kann ich indessen behaupten, es gab keinen General bei selbiger, von dem es bekannt geworden, er hätte dergleichen nachgesehen oder connivirt; kein Regiment, welches in dem üblen Ruf ge-

standen, daß es sich derselben vorzüglich schuldig gemacht. Was dasjenige anbetrifft, bei welchem ich stand, und welches heute nicht mehr existiret, so berufe ich mich wegen desjenigen, was ich von selbigem erzählt, auf das Zeugniß folgender noch lebender Personen: des jetzigen Generals v. Osten, Obristen v. Koschenbar, und Major v. Muellenheim ꝛc. Die große Mannszucht, welche der Prinz Heinrich beobachtete, ist allgemein bekannt, man sehe hierüber S. 87 das Zeugniß des Prinzen v. W.; allein hier konnte auch nicht der Fall existiren, daß alles flüchtete, weil man ein großes Terrain gleich anfangs eingenommen; hiermit kontrastirten denn sehr die Ausschweifungen, welche man sich östreichischer Seits im September in Sachsen erlaubte, und von denen wohl die wichtigsten auf Rechnung der Deserteurs (S. 127 P. v. W.) zu setzen seyn möchten. Viele Leute habe ich bei meinen Badereisen durch Böhmen gesprochen, alle bekräftigten einstimmig, daß Generals und Offiziers sich alle Mühe gegeben, Ordnung zu halten, wo ja Excesse vorgefallen, sey es von Marketenders und Packknechten geschehen.

---

d. Detail. Alles, was noch sonst die Aufmerksamkeit eines Feldherrn irgend zu beschäftigen im Stande ist, möchte sich unter folgende Rubriken bringen lassen: als da sind Genie und Artillerie, die Leitung der detaschirten Corps, der kleine Krieg, die Vorposten, die Fouragirungen, die Kenntniß des Terrains, der Lagerdienst und die Lazarethe. Was die beiden ersten anbetraf, so waren die Vestungen mit allem Nöthigen versehen, und wenn der König die Belagerung von Königgrätz unternommen, so war bei der Nähe der

schlesischen Vestungen der Transport der Artillerie und Munition außerordentlich leicht. In des Königs Lägern ward fast gar nicht geschanzt, wenn man die sehr leicht gebauten Lager-Flechen und die Verschanzungen vor den Batterien ausnimmt; daß dies übrigens der Fall bei einigen detaschirten Corps war, versteht sich von selbst, besonders bei Nachod. Der kleine Krieg konnte bei der Nähe der gegenseitigen Läger durchaus von keiner Bedeutung seyn, besonders bei des Feindes Ueberlegenheit an leichter Infanterie, und den Mangel derselben von unserer Seite. Sey es nun, um nicht Menschen aufzuopfern oder die Truppen zu fatigiren, litte der König das leichte Kavallerie-Corps des General Wurmsers einigemal sehr nahe bei uns. Was die Vorposten anbelangt, deren gute Placirung von der äußersten Wichtigkeit ist, so habe ich nie gehört, daß sich der König ganz vorzüglich mit ihnen beschäftigt, ob er sie gleich gewiß nicht vernachlässigte und ihre Ausstellung revidirte. Bei den Fouragirungen wohnte er gewöhnlich denen auf dem rechten Flügel bei, doch nicht einer jeden, und auf dem linken ist er nur zu einer einzigen, meines Wissens, gekommen. Was das Terrain anbetrifft, so war es ihm aus den Feldzügen, besonders von 1744, desgleichen 1758 sehr bekannt, indessen versäumte er keine Gelegenheit, solches noch näher zu untersuchen. Der Lagerdienst war eine Sache, die bei einer so vortrefflich disciplinirten Armee ihren Gang von selbst ging. Was die Lazarethe anbelangt, so lag es gewiß nicht an dem Könige, wenn es ihnen an etwas fehlte; besonders bei der Nähe von Schlesien; an Kosten hatte er gewiß nichts gespart. Es gab aber in dieser Rücksicht damals zwei Fehler in unserer Armee: 1) die Kompagnie- und Lazareth-Feldscheers

bekamen eine so geringe Besoldung, daß man dafür nicht viele gute Subjekte haben konnte, und es war zu verwundern, daß es deren noch so viele gab? Die Chirurgen der Lazarethe wurden erst im Anfange eines Krieges angenommen, und man hatte bei der Menge, die man brauchte, nicht viel zu wählen. 3) Die polizeiliche Aufsicht, wenigstens über einige Lazarethe, war Menschen anvertraut, die nicht die rechtschaffensten waren, so beschuldigte man z. B. einen verabschiedeten Offizier, der als Direktor dem Lazarethe in Böhmen vorstand, er hätte die für die Kranken vom Könige bestimmten wollenen Decken denselben vorbehalten, und das Geld eingesteckt. Ohne mich wegen folgender Aeußerungen des immer nicht ganz zuverlässigen alten Offiziers zu verbürgen, führe ich doch diejenige S. 138 an: „Die unglaubliche Nachlässigkeit, mit welcher die Kranken in den Lazarethen behandelt wurden, woran nur einige Schurkenstreiche derjenigen, welche die Aufsicht hatten, vorzüglich eines gewissen Herrn v. Zinnendorff, Schuld waren, brachten eine Art von Desertions-Muth in die Armee." Was dieser Autor den Lazareth-Anstalten zuschreibt, schiebt der Graf Sch. auf Mangel an allen Lebensmitteln, Lagerstroh und schlechte Mannszucht. Ein Mehreres über die damaligen preußischen Lazarethe kann man aus der Schrift eines gewissen Doktor Fritze ersehen, die Friedrich sehr gut aufnahm.

Ein König, wie Friedrich konnte nur allein deshalb in Absicht der Zeit so unendlich viel ausrichten und wirken, weil er seine größte Aufmerksamkeit auf große Gegenstände verwandte, zugleich aber auch das dahin einschlagende Detail, ohne ein Kleinigkeitskrämer zu seyn, nicht aus der Acht ließ, und dabei

eine Ruhe und Geistesgegenwart besaß, die das charakteristische Kennzeichen eines großen Mannes ist. Man sah ihn nicht alle Tage den General du jour auf den Vorposten machen, oder die Wachten im Lager visitiren, heute zehn Befehle geben, morgen sie widerrufen; mit einem Worte, penibel und unruhig seyn. Wäre ich im Stande, dem Leser alle die auf den Krieg Bezug habenden Kabinets-Befehle an seine Generale und Ministers, besonders aber die mündlichen Instruktionen, welche er erstern in Absicht eines feindlichen Lager-Angriffs gab, mitzutheilen, wie sehr würde man den König bewundern, und wie beschämt würden seine sich weiser als er dünkenden Tadler dastehn.

Nach allen diesen wird der Leser urtheilen, mit welchem Rechte der Verf. S. 21 von dem Könige sagen kann, er hätte alles bis auf die geringste Kleinigkeit selbst betreiben wollen, desgleichen S. 23 sich folgende Aeußerung erlaubt: „gewohnt, alles selbst zu thun, hätte sich Friedrich nicht entschließen können, die Führung seiner Armee sowohl, als die Besorgung des Details der Kriegs-Angelegenheiten andern zu überlassen." Eine solche Behauptung ist von einem solchen Manne, wie Friedrich II., widersinnig, denn er hätte nicht Friedrich seyn müssen, wenn er etwas Unmögliches, das heißt, alles selbst thun wollen. Aber darin zeigte sich eben sein großer Geist, daß er das Detail, ohne es zu seinem Hauptgeschäft zu machen, nicht vernachlässigte, denn nirgends als im Kriege hat man wohl mehr Veranlassung die Richtigkeit des Lessingschen Gedanken in Nathan den Weisen bei so vielen Gelegenheiten einzusehen:

Jede Kleinigkeit zu sehr verschmäht,
die rächt sich.

Der alte preußische Offizier läßt in dem Punkte des allein Besorgens S. 122 ersten Theils dem Könige die größte Gerechtigkeit in folgender Stelle widerfahren: Wer mag von beiden Recht haben?

„Seine alles übertreffende Thätigkeit war höchst regelmäßig. Er war unablässig beschäftigt, doch war diese seine Thätigkeit nie krampfartig, wie sie es bei vielen seiner unglücklichen Nachahmer gewesen ist. Er baute nicht, um wieder einzureißen, oder das angefangene unvollendet liegen zu lassen. Er verwirrte die Geschäfte nicht durch die unedle Sucht, alles selbst thun zu wollen, die bei schwachen oder gar verschrobenen Köpfen einiger großen Herren oft mehr schadet, als die Trägheit anderer, die gar nichts thun wollen. Der König überließ ein Geschäft völlig demjenigen, dem er es einmal aufgetragen hatte; sah nur immer auf das Ganze, und hinderte den Fortgang der Sache nicht dadurch, daß er täglich eine Abänderung darin machte. Er ließ dem, dem er etwas anvertraut hatte, nie Mißtrauen merken; im Gegentheil, er lieh ihm lieber zuweilen unvermerkt seinen Kopf, um ihn nur in Ansehn zu erhalten. Er überschwemmte seine Armee nicht mit Ordres, in welchen er das schon Befohlene entweder 100mal wiederholte, oder durch einen neuen Befehl wieder aufhob, wie das immer der Fall in manchen Diensten ist, wo man alle Jahre ganze Bücher mit lauter gegebenen Ordres vollschmiert.

Daß indessen der König alles selbst mit eigenen Augen (wenn es nur irgend möglich war) und nicht durch Anderer ihre sehen, nicht minder sich überzeugen wollte, wie man seine Befehle befolgte, dies kann ihm

wohl kein Mensch verdenken, und diesem Umstande dankte er außer den glücklichsten Erfolgen das unbegränzte Zutrauen der Armee. Tausend Erfahrungen hatten ihn gelehrt, wie vortheilhaft dieses Selbstsehen im Kriege war, und wie viele Nachtheile daraus entstunden, daß er nicht allenthalben gegenwärtig seyn konnte. Man erinnere sich nur an Moritzen bei Kollin, Dohna und Wedel gegen die Russen, Fink bei Maxen, Fouque bei Landshut u. s. w. Doch selbst hier wollte es sein widriges Schicksal, daß ein höchst unangenehmer Vorfall ihm begegnen sollte, nämlich derjenige, daß sein Günstling, der General Anhalt, seine Befehle nicht befolgte. So unaussprechlich schmerzhaft ihm dies seyn mußte, so hat man dennoch nicht gehört, daß dies seine üble Laune verstärkt, oder daß er sich späterhin auf eine leidenschaftliche Weise über diesen Vorfall geäußert.

Der Verf. tadelt auch noch den König (S. 126) daß er sich zu vieler Gefahr ausgesetzt, allein wenn der König so viel als möglich alles selbst sehen wollte, um nicht unnöthiger Weise Truppen aufzuopfern, und sie der Gefahr eines Echecs auszusetzen, so war dies wohl nicht zu vermeiden, allein auch hier übertreibt der Verf. wie gewöhnlich, da seine Anekdoten von dem Könige entweder gar nicht mit denen anderer Offiziere übereinstimmen, oder eine Sache sich ganz anders ereignet hat. Auch hier handelte der König gewiß aus den edelsten Bewegungsgründen, (denn seiner Armee Beweise seines Muths zu geben, dies hatte er in keinem Falle nöthig). Sollte er sich übrigens bei einigen Gelegenheiten zu viel gewagt haben, so rührte es wohl daher, daß er 1) nicht sehr weit in die Ferne sahe, 2) mit den Gegenständen, die er beob-

achten wollte, viel zu sehr beschäftigt war, als daß ihm der Gedanke der Gefahr eingekommen. 3) Er wollte bei allen Gelegenheiten zeigen, er sey noch der Alte.

Alles dieses möchte wohl, da noch so viele Augenzeugen leben, hinlänglich seyn, die Aeußerungen des Grafen Sch. zu widerlegen, daß die Geistes- und Körperschwäche des Königs die Ursache gewesen, daß er bei allen Gelegenheiten wie ein ganz entnervter Greis gehandelt.

Wir gehen jetzt zu dem Operationsplan A über, den wir zuletzt abhandeln wollen, und führen folgende Stellen aus des Verf. Werke an:

S. 7. „Der für diesen Feldzug gemachte Operationsplan, besonders in so fern er die wechselseitige Unterstützung der beiden großen Armeen zur Absicht hätte haben sollen, lief auf folgende kurze Erklärung hinaus: Ich, mein lieber Bruder, habe 100,000 Mann; sie haben eben so viel. Ein jeder ist für sich, und Gott für alle! Leute von Metier, die um diese Maaßregeln wußten, durften sich durchaus keinen glänzenden Feldzug und keine Lorbeer-Erndte versprechen."

Sollte man nicht glauben, daß der Verf. der Unterredung zwischen beiden Feldherren beigewohnt? Ich weiß nicht, ob man die Unbescheidenheit weiter treiben kann. Eine solche Behauptung ist unerhört.

„Die Absicht des Königs war indessen mit den Unternehmungen der unter seiner Anführung stehenden Armee gegen Mähren vorzudringen. Zu dem Ende waren Magazine und alles Erforderliche für

eine Armee von 100,000 Mann in Neiße veranstaltet worden.

S. 12. „10 Tage vor Eröffnung des Feldzuges wurde dieser erste Plan gegen denjenigen vertauscht, dessen Beschreibung der Hauptgegenstand dieser Nachrichten seyn soll."

Der Verf. sagt uns nicht, woher er diese specielle Nachrichten bekommen haben mag. Vom Könige doch nicht? Der G. F. Z. v. Lindenau glaubt, daß er diesen Operationsplan in der letzten Zeit nicht gehabt.

S. 13. „Aus der Folge wird man sehen, daß Friedrich eigentlich keinen militairischen Endzweck hatte, und daß, wenn bei so auffallenden Widersprüchen, er überhaupt einen hatte, selbiger nur aus der Besorgniß herrühren konnte, daß sein Feldzug in Mähren lästiger und wirksamer als irgend anders wo ausfallen durfte, und daß er seiner Gesundheitsumstände wegen dessen Beschwerlichkeiten nicht würde ertragen können."

S. 47. „Der König handelte nach keinem bestimmten Plan, und suchte nur Zeit zu gewinnen."

Doch wir sind es müde, mehrere dergleichen höchst partheiische und ungerechte Ausfälle abzuschreiben, und wünschen dem Leser durch unsere Darstellung zu überzeugen, daß Friedrich wenigstens einen höhern und größern Plan hatte, als der Verf. ihm beimißt. Es kam bei diesem Kriege weder auf die Vertheidigung des preußischen Staats gegen einen Eroberer, noch auf dessen Vergrößerung an, sondern es galt nur allein, wie schon oben erwähnt worden, die Rechte

eines gekränkten deutschen Fürsten. Der König hatte bisher in sehr guter Freundschaft mit dem kaiserl. Hofe gelebt. Das zu übereilte Verfahren des Kaisers ward allgemein gemißbilligt, und selbst die große Theresia wünschte keinen Krieg. Der König hatte die größte Hoffnung, durch den Beitritt von Rußland sich dergestalt zu verstärken, daß er dadurch das Uebergewicht erhielt. Konnte er den Krieg vermeiden, so war es höchst unpolitisch, seine Staaten, die sich noch nicht ganz von dem vorhergehenden erholt hatten, in einen neuen zu stürzen. Was war unter diesem Umständen natürlicher, als daß der König kein Mittel unversucht ließ, um ihn gütlich beizulegen, oder, wenn er dennoch zum Ausbruch kommen sollte, ihn auf eine Art zu enden, wobei er zwar das Schwerdt zog, aber seinen Gegner keine blutige Wunden schlug.

Nie erschien wohl dieser große Mann ehrwürdiger, als bei dieser Gelegenheit; ja wenn er eine 2te Schlacht bei Leuthen gewonnen hätte, konnte ihr Gewinn für ihn nicht rühmlicher seyn, denn den durch Ströme vergossenen Menschenbluts erfochtenen Ruhm, hätte er mit seinen Generalen und seinem Heer theilen müssen, diesen unblutigen theilte er mit niemanden. Konnte eine gewonnene Schlacht mehr seinen Kriegsruhm vermehren?

Keinem einzigen Schriftsteller scheint die Bemerkung eingefallen zu seyn, daß unter den damaligen Umständen der glücklichste Erfolg der preußischen Waffen, dem Könige nicht die Vortheile gewährte, die er zu einer andern Zeit gehabt, denn er ward nicht selbst angegriffen. Gewonnen die Preußen (wahrscheinlich nicht ohne Verlust von 15 bis 20,000 Mann)

bei den festen Stellungen in Böhmen, eine entscheidende Schlacht, so würde man Friedrichen bitter getadelt haben, wenn er nicht darauf gehalten, daß Oestreich alles herausgegeben, was es in Besitz genommen; auch spannten dann die andern interessirten Mächte die Saiten gewiß so hoch, daß der Friede für Joseph schimpflich ausfallen konnte. Ein solcher Friede aber mußte für den Kaiser bei seinem allerersten Unternehmen um so demüthigender seyn, als er sowohl das Ansehen desselben, als dasjenige des Fürsten Kaunitz herabsetzte. Es war daher zu befürchten, daß der Kaiser und Kaunitz den tödtlichsten Haß auf den König warfen, und nach ein paar Jahren einen neuen Krieg anfingen, der dem Könige in Absicht seiner Jahre desto lästiger fallen mußte. Durch die übereilte Einwilligung Karl Theodors in einen abgedrungenen Vertrag war es schon zu weit gekommen, als daß der Kaiser mit Ehren alles herausgeben konnte, dem Könige aber hätte man von Seiten seiner eigenen Nation auf das bitterste getadelt, wenn er nicht jetzt eine ansehnliche Entschädigung für die Kriegskosten verlangt, es sey an Geld oder an Land. Eine solche Forderung aber würde von der Gegenseite dem Könige den Vorwurf des Eigennutzes zugezogen, ja wenn er darauf bestehen wollte, den Krieg vielleicht verlängert haben. Hat doch der Prinz v. W. ohnedies schon S. 212 behauptet, (so unbegreiflich eine solche Sage, und so unerwiesen sie ist), der König hätte, obschon Theresia im Winter auf ganz Baiern Verzicht thun wollen, dennoch auf Schadloshaltung für beide Alliirten gedrungen, und 2 Kreise von Böhmen verlangt. Wenn ein Prinz v. Waldeck dergleichen öffentlich behauptet, ohnerachtet man sonst nicht die geringste Spur hierüber findet, so kann man sich den-

ken, wie bei einem sehr glücklichen Erfolge die Urtheile preußischer Seits ausgefallen seyn würden, wenn Friedrich ganz und gar keine Schadloshaltung verlangte, seine Großmuth wäre dann eben so gut für die offenbarste Schwäche ausgeschrieen worden, als man sein den Krieg vermeidendes Benehmen jetzt dafür ausgiebt.

Wenn der König im Alter von 66 Jahren, nachdem er immer die ganze Zeit seiner Regierung durch planmäßig gehandelt, jetzt aber ohne Endzweck und Plan agirt, so müßte zweimal die größte Metamorphose mit ihm vorgegangen seyn, obschon diese Geistesschwäche so wenig als die des Körpers noch 1778 bemerklich gewesen, ja erstere fast bis auf den letzten Augenblick im weitläuftigsten Verstande gar nicht existirt hat. Aber wie? wenn dieser Plan mehr politisch als strategisch war, und er den ersten Feldzug nur als einen Probeversuch ansahe, ob sich die Sache nicht ohne einen ernstlichen Krieg beilegen ließe?

Wie sehr hätte man den König getadelt, wenn er bei einer Fehde, die ihm nur unmittelbar anging, jeden Weg der Unterhandlung selbst bei geringer Wahrscheinlichkeit nicht versucht, ehe er losschlug. Jetzt hinterdrein, da man weiß, daß die Unterhandlungen vor und während dem Kriege fruchtlos ausfielen, tadelte man mit einem Graf v. Sch. den König, und sah es als eine Geistesschwäche an, daß er hintergangen worden. Noch einen Umstand läßt man aus der Acht. An zwei Dingen konnte dem Könige gar nichts gelegen seyn. 1) Das Haus Oestreich um seines ihm fast noch gefährlichern Alliirten willen zu schwächen, oder noch mehr gegen sich aufzubringen.

2) Sich in die Nothwendigkeit gesetzt zu sehen, daß Rußland sich in Deutschlands Angelegenheiten mischte; beides hätte der König so gern vermieden.

Was den Operationsplan selbst anbetrifft, so können wir über solchen nur nach dem urtheilen, was uns in Rücksicht der politischen Verhältnisse überhaupt bekannt geworden, nicht minder was uns der König in seiner Geschichte hierüber sagt, und endlich, was sich aus den Maßregeln vermuthen und errathen läßt, welche der König genommen. Hierher gehört folgendes:

In einem jeden Offensiv-Kriege giebt es zwei Hauptgegenstände, als 1) den Feind abzuhalten, daß er nicht in unser Land eindringt, und uns Schaden zufügt; 2) möglichst viel von dem seinigen in Besitz zu nehmen, den Krieg auf seine Unkosten zu führen, ihn der Mittel zu berauben, solchen fortzusetzen und ihn zu zwingen, auf diejenige Art Frieden zu schließen, welche wir wünschen, um uns Genugthuung wegen vermeintlichem Unrechte zu geben.

Um einen vortheilhaften Frieden zu erreichen, müssen wir, ohne selbst eine zu gefährliche Blöße zu geben, seine Armee zurücktreiben. Dazu giebt es nun keine andere Mittel, als: 1) den Feind zu schlagen, 2) ihn durch Bewegungen in seine Flanken und Rükken, indem wir seine Magazine und Kommmunikation bedrohen, oder erstere gar wegnehmen, zu zwingen, zurückzugehn, und endlich 3) ihn durch eine Diversion dazu zu nöthigen; ein Fall, der 1744 in Rücksicht der Franzosen eintrat, als Friedrich II. in Böhmen eindrang. Haben wir dies erlangt, so ist es

dann unsere Sache, uns des Besitzes des dem Feinde abgenommenen Terrains während der Dauer des Krieges vollkommen zu versichern, indem wir uns seiner vesten Plätze bemächtigen, oder das eroberte Land durch unsere Stellungen decken. Dieses heißt einen Krieg nach Regeln und Grundsätzen, oder einen regulären Krieg führen.

Es giebt indessen auch eine Art von Krieg, welche wir den irregulären oder Invasions-Krieg nennen wollen. Begünstiget uns das Glück, und stoßen wir nicht zu sehr gegen diejenigen Verhältnisse an, unter denen sich ein glücklicher Erfolg mit einiger Wahrscheinlichkeit denken läßt, so können die Resultate desselben sehr glänzend seyn; doch ist dies nicht der Fall, so gleichen wir einem Hazardspieler, welcher auf eine einzige Karte sein ganzes Vermögen setzt. Friedrich hat einen glücklichen im Jahr 1740, hingegen einen unglücklichen 1745 durch die Schuld seines Alliirten geführt. Man hat es sehr tadeln wollen, daß der König nicht gerade zu auf Wien losgegangen, das heißt, einen Invasions-Feldzug gemacht.

Das Charakteristische eines solchen Krieges besteht in folgenden: Wir gehen so schnell als möglich auf den Feind los, ohne scrupulens in Absicht der Sicherheit des eignen Landes, desgleichen der Kommunikationen zu seyn, und greifen ihn, wo wir ihn finden, an; ist es nicht von vorn thunlich, so marschieren wir in seinen Rücken; gelingt es uns, ihn zu schlagen, so suchen wir, ohne uns um seine Vestungen viel zu bekümmern, oder Magazine zur Verpflegung unsers Heers anzulegen, nur allein dessen Armee gänzlich aufzureiben, dringen nach der Haupt-

stadt

stadt vor, und suchen uns besonders derjenigen Hülfsquellen zu bemächtigen, vermittelst welcher der Feind vorzüglich im Stande ist, den Krieg fortzusetzen. Erreichen wir nur unsern Endzweck, so kommt es gar nicht darauf an, was er uns an Menschen kostet.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Art, Krieg zu führen, in den Augen der Menge bei einem günstigen Erfolg etwas sehr verführerisches hat, und einen Nimbus um den glücklichen Feldherrn verbreitet, der sich ihrer mit Erfolg bedient, allein sie hat auch der Gefahren unendlich viele für einen General, so nicht Regent ist. Kein gewöhnlicher Feldherr kann sich ohne Verwegenheit derselben bedienen, ohne seinen Fürsten und seiner Nation bei einem ungünstigen Ausgange verantwortlich zu werden, es muß vielmehr der souveraine Beherrscher seines Volkes selbst seyn. Zehnmal kann es ihm sogar über seine eigene Erwartung gelingen, und das eilfte mal ist er nicht allein selbst, sondern auch seine Nation das unselige Opfer dieser Art zu kriegen. Wenn man nicht die heroische Mäßigung eines Friedrichs II. besitzt, so diktirt man dann den überwundenen Völkern solche demüthigende Friedensbedingungen, daß ihr Ehrgefühl dadurch auf das Aeußerste gekränkt wird, und der Friede ist dann nur ein Waffenstillestand. Die Nachbarn eines solchen Volks fürchten ein gleiches Schicksal, und treten heimlich oder offenbar in einen Bund gegen den despotischen Eroberer zusammen, der seinen Thron auf den Trümmern des Völkerglücks aller übrigen Nationen erbaun und sie in Fesseln schlagen will. Dies war Napoleons Fall, dies die Geschichte des französischen Volkes unter diesem Despoten.

Folgendes möchten einige Voraussetzungen seyn, unter denen ein Invasions-Krieg einen glücklichen Erfolg verspricht, wenigstens müssen einige, wo nicht die meisten existiren.

1) Unser eigenes Land muß durch Vestungen oder natürliche Grenzen, (Gebirge, Meere, Flüsse,) möglichst gedeckt seyn. Dies war von jeher Frankreichs Fall.

2) Man muß den Feind unvorbereitet finden.

3) Ueberlegenheit in der Menge oder der Güte der Truppen kann ebenfalls in Betrachtung kommen, damit wenn eine erste Schlacht nicht ganz entscheidend ausfallen sollte, wir in kurzer Zeit eine zweite liefern können, (S. Eulau und Friedland,) oder wir stark genug sind, beträchtliche Korps in seine Flanken und Rücken zu werfen.

4) Man muß einen General gegen sich haben, den man übersieht. Wäre er indessen auch ein eben so großer General, so steht er doch immer im Nachtheil gegen einen andern, der zugleich Souverain ist. Was die Armee anbetrifft, so kann solche in Absicht der Menschenzahl vielleicht gleich seyn, aber uns doch in anderer Art sehr weit nachstehen, z. B. in Absicht der Uebung, Erfahrung, Mannszucht u. s. w., desgleichen der staatswirthschaftlichen Hülfsquellen.

5) Wollen wir am sichersten gehen, so ist eine Reserve-Armee nöthig, welche diejenigen Vestungen, welche wir im Rücken zurücklassen, wenigstens blockiret, und das von uns eingenommene Land zwingt, uns Geld und alle übrige nothwendige Armeebedürfnisse zu liefern.

6) Es ist sehr vortheilhaft, wenn es uns gelingt, die Nationen, wo wir Krieg führen, für unser Interesse mit Güte oder Gewalt zu gewinnen. Beispiele von beiden Seiten liefern uns Gustav und Napoleon.

7) Wir müssen Rücksicht auf die Witterung und das Klima nehmen. Beispiele davon sind die Kriege der Franzosen in Italien in vorigen Jahrhunderten, desgleichen die Kriegszüge Karls XII. und Napoleons in dem eisigen Norden. Ein unfruchtbares Land eignet sich auch nicht recht dazu.

Sehen wir auf den Eindruck, den ein glücklicher Invasions-Krieg auf das menschliche Herz macht (o warum vernachlässigen wir doch oft so sehr die moralische Taktik, und huldigen blos dem kalten Mechanismus derjenigen einer Reglements-Theorie), so hat derselbe ganz außerordentlich viel vor sich. Das Angreifende, Ueberraschende, Muth und Thatenvolle desselben macht auf die Menschen den größten Eindruck, erhöhet, ein Schlag auf Schlag sich gleichbleibender Erfolg, im ersten Anfange den Enthusiasmus des einen Heeres, so bemeistert sich bei wiederholten, raschen Unglücksfällen allgemeine Muthlosigkeit, ja sogar ein terreur panique des andern, und es giebt den letzten Schein von Hoffnung auf.

Wir wollen diese Grundsätze durch einige Beispiele aus der neuern Zeit erläutern.

Der Invasions-Krieg von 1792 in Frankreich war in so weit im Entwurf sehr richtig berechnet, als wir gewiß zu seyn glaubten, einen großen Theil der französischen Nation oder wenigstens der Armee

auf unserer Seite zu haben. Entweder war sie es aber gar nicht, oder wartete nur auf einen günstigen Erfolg von unserer Seite, um sich für uns zu erklären. Unser Rücken war durch Vestungen entweder gar nicht gedeckt, oderdiese vielmehr, wie z. B. Mainz, mit Garnison nicht gehörig versehen. Man war weder am Rhein noch in den Niederlanden stark genug, gegen den Feind, geschweige daß eine gehörige Reserve-Armee existirt hätte. Man hielt sich mit den unbedeutenden Vestungen Verdun und Longwy auf, weil man nicht Truppen genug hatte, sie zu blokiren, oder eine Hauptregel dieses Krieges, die allergrößtmöglichste Geschwindigkeit aus der Acht ließ. Man nahm seinen Weg durch eine unfruchtbare Gegend (in Champagne pouilleuse) und das Unglück wollte, daß eine ungünstige Witterung noch dazu kam. Als eine Schlacht die Schlußscene herbeiführen sollte, da lieferte man sie nicht und ging zurück.

Was uns die herrlichsten Aussichten versprach, war der Umstand, daß die französischen Heere sich weder in Absicht der Uebung, der Organisation noch der Mannszucht in der besten Verfassung befanden. Man schrie und deklamirte viel im Konvent, aber der Armee fehlte es nicht viel weniger als an Allem. Die entgegengesetzten Feldherren konnten noch nicht das Zutrauen der Armee besitzen, weil sie sich nicht auszeichnet, sie waren ihr neu, mißtrauisch gegen einander und einer der vorzüglichsten desertirte sogar.

Zu einem Invasions-Kriege war das kaiserliche Heer nicht stark genug. Die Vereinigung der Französischen hätte vielleicht so wenig statt gefunden, als Küstins Einfall. Das Resultat unserer verfehlten Kriegs-

Manier, war ein sehr trauriger Ausgang, und wir hätten besser gethan, wenn wir, da wir die Grundsätze eines Invasions-Krieges vernachlässigten, lieber einen regulären geführt und uns einiger französischen Vestungen bemächtigt, um uns eine Basis für den künftigen zu verschaffen.

Betrachten wir jetzt den Invasions-Krieg Napoleons, dieses großen Meisters in der Kunst dieser Art von Feldzügen, im Jahr 1812.

Seine Operations-Basis war nicht die vortheilhafteste bei der Unbedeutenheit der pohlnischen Vestungen, und ihrer Entfernung von der Weichsel. Groß war die Weite der Düna bis an den Rhein und nicht minder der Haß so vieler deutschen Nationen in seinem Rücken. Um ein so kaltes nordisches Land zu erobern, mußte er den Feldzug nicht so späte, sondern wenigstens einen Monat früher eröffnen können, und da dies nicht der Fall war, der erste Feldzug bei einem so wichtigen Kriege, der über die Universal-Monarchie entscheiden sollte, nur Vorbereitung seyn. Wenn er Riga eroberte, und Smolensk zu einem Waffenplatz und einer Vestung einrichtete (anderer Oerter vielleicht nicht zu gedenken) so hatte er jetzt hinlängliche Zeit, ungeheure Streitkräfte den Winter über aufzuhäufen, um bei dem nächsten Feldzuge sich einen glücklichen Fortgang zu versprechen; nicht minder konnte er die russische Nation durch seine machiavellistische Sophismen bearbeiten, ja vielleicht die Türken aufs neue zum Kriege bewegen. Gelang es ihm auch nicht, die Russen im ersten Feldzuge zu schlagen, so waren doch die beständigen Rückzüge der feindlichen Armee keineswegs geeignet, den Muth der

Russen zu heben. Doch sein Stolz machte ihn übermüthig, er glaubte, das Glück an seine Fahnen gefesselt zu haben; die Standhaftigkeit der russischen Nation und Alexanders, der Brand von Moskau, die Plünderung dieser reichen Stadt, die daraus entstandene Indisciplin, der gute Gebrauch, den die Russen von ihren leichten Truppen zu machen wußten, der Mangel an Lebensmitteln und Verstärkung, mit der furchtbaren Winterkälte dieses rauhen Klimas vereinigt ꝛc. richteten eine der schönsten und tapfersten Armeen Europens zu Grunde. Ihr Anführer verließ sie in ihrem größten Elende — und floh zum zweiten male nach Paris, wie er einst eben dahin aus Egypten flüchtete. Doch genug hiervon.

Hätte Friedrich II. im Mai 1778 den Krieg anfangen können, so führte ihn vielleicht ein Invasions-Krieg auf dem kürzesten Wege zum Ziele, denn er fand seinen Gegner nicht ganz vorbereitet und lieferte ihm daher wahrscheinlich entweder ein so glückliches Treffen, daß der Friede unmittelbar darauf folgte, oder er eroberte in einem Zuge Böhmen und Mähren, wenigstens eins von beiden. Welches Geschrei hätte man aber gegen ihn erhoben, wenn er nicht vorher alles anwandte, diesen Krieg durch Unterhandlung zu beendigen. Allein himmelweit verschieden waren die Verhältnisse im Julius.

Wegen der Hoffnung, die sich der König machte, solchen ohne großes Blutvergießen zu beendigen, mußte er sich darauf beschränken, sowohl sein eignes Land, als dasjenige seines Alliirten zu decken, einige Zeit auf Feindes Unkosten zu leben, und sich nur dann auf ernsthafte Gefechte und dergleichen Unternehmun-

gen einzulassen, wenn er mit ziemlich wahrscheinlichen Erfolg einen glücklichen Ausgang vermuthen konnte. Daß er ein Treffen nicht vermied, beweißt, daß er sich immer fast auf Kanonenschuß-Weite vom Feinde lagerte, und es zu wünschen schien, daß man ihn angreifen möchte. Unter allen existirenden Verhältnissen sowohl von Seiten aller andern Mächte, als der der innern des kaiserl. Hofes mußte man diesen ersten Feldzug, wie schon oben gesagt, nur als ein Vorspiel des größern Trauerspiels betrachten. Zum Todtschlagen von Tausenden (wenn keine andere Wahl übrig blieb) war es ja immer noch Zeit. Und ihr tadelt, daß Friedrich so vieler Tausende Leben nicht opferte, und nennt ihn schwach?

Ehe wir zu einer nähern Prüfung seines Operations-Plans schreiten, lassen Sie uns noch einen einzigen Blick auf die Verfahrungsart eines Friedrichs und eines Napoleons werfen, und nur mit ein paar Worten den Unterschied zwischen diesem menschenfreundlichen Könige, und jenem die Menschen für Zahlen oder Nullen rechnenden Eroberer bemerken. Wie oft heißt es in der Geschichte seiner Zeit, ich that dies oder jenes nicht, weil es mir zu viel Volk gekostet, ein Gedanke, der Napoleon selten und höchstens nur in besonderer militairischer Rücksicht einfiel, wo der vortheilhafte Ausgang allzu ungewiß war. Als der König einst im Lager von Welsdorff mit dem General Grafen v. Anhalt, der in Liegnitz seine Friedens-Stand-Quartiere hatte, (bei Gelegenheit einer Fouragirung) sprach, sagte er zu ihm „würde ich nicht thöricht handeln, ein solches Lager anzugreifen.“ Einem Napoleon war der Krieg Endzweck und Lieblingsbeschäftigung; Friedrich schrieb

an Fouque: cette chienne de vie, quand se finira-t - elle. Man sehe auch die Briefe an d'Argent.

Möchten doch alle neuern Eroberer sich an Napoleon ein warnendes Beispiel nehmen. Lange, es ist wahr, krönte der Sieg jede seiner Unternehmungen, doch was war die Haupt-Ursache? Mangel der Eintracht unter Europens Fürsten, politische, strategische und taktische Mißgriffe ihrer Seits.

Es standen dem Könige drei feindliche Provinzen offen, um in selbige einzubrechen, nämlich Mähren, Böhmen und Gallizien. Friedrich sagt uns in der Geschichte seiner Zeit (S. 235) „aus seiner Stellung zwischen Reichenbach und Neiße hätte der Feind nicht schließen können, ob es auf Mähren oder Böhmen angesehen gewesen, und unter dem Prinzen v. Teschen im erstern Lande 30,000 Mann bei Heidepilsch an dem Ufer der Mora aufgestellt, um Olmütz zu decken. Die Armee des Kaisers, fährt er fort, stand hinter der Elbe, in unbezwingbaren Verschanzungen von Königgrätz bis Arnau. Das 40 bis 50,000 starke Korps des Marschalls Laudon hielt die Posten von Reichenberg, Gabel und Schluckenau gegen die Lausitz besetzt; seine Hauptmacht stand zwischen Leitmeritz, Lowosiz, Dux und Töplitz. Der Operations-Plan, den der König anfangs auszuführen gedachte, war sehr verschieden von dem, welchen er ausführen mußte. Er wollte anfangs in Mähren Krieg führen, 20,000 M. zurücklassen, um die Grafschaft Glatz und die Päße von Landshut zu decken, den Posten von Heidepilsch (welches sehr thunlich war) umgehen, eine Affaire mit den Oestreichern einleiten, und wenn der Erfolg glücklich wäre, ein Detaschement von 20,000 Mann

hinter der Mora grade nach Preßburg abschicken. Hierdurch gewann man die daselbst befindliche Donau-Brücke, schnitt die kaiserl. Armee von alle den Lebensmitteln ab, welche sie aus Ungarn zog, und indem man bis Wien streifte, zwang man den Hof, um seiner eignen Sicherheit willen, einen Theil seiner Truppen auf die andere Seite der Donau zu ziehn, um die Hauptstadt zu decken; auf diese Weise würden die feindlichen Armeen in Böhmen geschwächt, der Prinz Heinrich das beste Spiel gehabt, und alle Operationen seines Feldzuges dadurch erleichtert worden seyn."

Diese Behauptung des Königs beweist wohl sehr klar, daß der König für seine Person und mit seinem Heere mehr defensiv als offensiv gehen wollte, dem Prinzen Heinrich aber wenigstens vom Anfange an, die eigentliche Offensive aufgetragen war.

Der König fährt folgender Gestalt fort:
„Ohnerachtet aller Vortheile dieses Projekts mußte man es doch aus folgenden Bewegungsgründen aufgeben, 1) die Oestreicher ließen nur 10,000 Mann in Mähren, der Ueberrest unter dem Prinzen von Teschen, stieß zum Kaiser bei Jaromirz„ (eigentlich wohl in der Gegend von Chrudim oder Königgrätz). Wäre der König mit 60,000 Mann in Mähren eingefallen, so würde der Kaiser mit seiner ganzen 80,000 Mann starken Armee eine Diversion in Niederschlesien versucht haben, welchem das so schwache Korps unter dem General Wunsch nicht widerstehen können, dies hätte aber den König genöthigt, die Offensive von der Seite von Oberschlesien aufzugeben, und im Gegentheil herbeizueilen, die Grafschaft

Glatz und das Landshuter Gebürge zu vertheidigen. Der Hauptbewegungsgrund aber, welcher 2) den König bewog, in Böhmen einzudringen, war die Besorgniß des Churfürsten von Sachsen, die Oestreicher möchten in seine Staaten eindringen, und Dresden wegnehmen, bevor die Preußen zu seinem Beistand herbeieilen könnten. Im Fall der Kaiser dieses Projekt wirklich gefaßt hatte, mußte man ihn an der Ausführung hindern; denn wurde der Churfürst von ihm in die Enge getrieben, so konnte er gezwungen werden, sich auf seine Seite zu schlagen, oder man hatte durch seine eigene Ungeschicklichkeit, den Kriegsschauplatz nach Sachsen versetzt. Der König mußte, daher mit seiner Hauptmacht sich dem Kaiser gegenüberstellen, um ihn zu verhindern, das Heer des F. M. Laudon zu verstärken, welches ohne ein Detaschement des Kaisers zu schwach war sich den Unternehmungen des Prinzen Heinrichs zu widersetzen.*) Oberschlesien konnte man nicht ohne Vertheidigung lassen, und man stellte daher dem General Elrichhausen (Botta) bei Heidepilsch ein Korps von 10,000 Mann entgegen."

Man siehet offenbar hieraus, daß der König das Allermeiste wegen Sachsen fürchtete, und wir können ihm auch nicht ganz Unrecht geben. Die Grenzen von Schlesien waren zu gut durch Gebirge und Festungen gedeckt, und wenn überdies noch eine zahlreiche Armee hinzukam, wenig zu besorgen; allein Dresden war vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten bloß durch das schwache sächsische Korps geschützt. Ahmte der

*) Ein General, der es wissen konnte, hat uns gewiß versichert der Prinz Heinrich hätte nur dann in Böhmen eindringen wollen, wenn es der König auch thäte.

Kaiser dem Könige, im Feldzuge von 1756 nach, so konnten wenigstens einige Verlegenheiten daraus entstehen. Es war der erste Feldzug des Kaisers, und die Wahrscheinlichkeit groß, daß er sich einen Nahmen zu machen wünschte, auch hatte man den unternehmenden Laudon auf diese Seite gestellt. Der König konnte es doch wohl nicht vorauswissen, daß die Oestreicher ihre Truppen aus Mähren zurückziehen würden, auch scheinen die Besorgnisse des Churfürsten immer dringender geworden zu seyn, jemehr sich die Friedensunterhandlungen in die Länge zogen.

Was einen Einfall der Kaiserlichen in Niederschlesien anbetrifft, so scheint es uns nicht wahrscheinlich, daß, wenn der König durch Oberschlesien eindrang, der Kaiser eine Diversion in Niederschlesien unternommen hätte, denn an einer Belagerung von Schweidnitz oder Glatz war nicht zu denken, und er konnte daher nichts anders bezwecken, als das Gebirge zu brandschatzen, und eine kurze Zeit zu besetzen, welches freilich dem Könige höchst unangenehm gewesen wäre, da es seine Ehre erforderte, beim Frieden auf Ersatz zu bestehn, die nachtheilige Wirkung nicht einmal in Anschlag gebracht, welche auf die Gemüther seiner Unterthanen, ein nur sehr kurzer Einfall in diese reiche Gegend gemacht hätte. Man weiß anjetzt, daß die Bestürzung bei dem Einmarsch des Königs in Böhmen in Wien ganz außerordentlich groß war, man würde dahero gewiß den größten Theil der Truppen nach Mähren gezogen haben. Es kam dann preußischer Seits darauf an, eine Schlacht zu gewinnen, und sie war fast unvermeidlich. Erlangte man dadurch keine sonderlichen Vortheile, und dieses war ungewiß, weil sich wahrscheinlich beide kaiserliche Ar-

meen vereinigten, so entstanden die großen Nachtheile daraus, daß man vermuthlich nur durch große Umwege, Kommunikation mit dem Prinzen Heinrich haben konnte, desgleichen, daß wenn der Feind ein solches festes Lager fand, daß dagegen nichts zu unternehmen war, er mit seinen leichten Truppen nicht allein unsere Kommunikationen beunruhigte, oder es ihm sogar glückte, Streifereien im Glätzischen oder Niederschlesien zu unternehmen, nicht zu geschweigen, daß man Olmütz auf seinem Wege fand, und die Belagerung dieser Stadt ohne eine gewonnene Schlacht unmöglich unternehmen konnte.

Der Einmarsch in Böhmen vereinigte folgende große Vortheile: 1) Der König war seinem Bruder näher, und beide konnten sich eher gemeinschaftlich unterstützen, 2) man konnte Mähren von der Abendseite angreifen, oder sich wenigstens zwischen Böhmen und Mähren postiren, 3) wegen der Grafschaft Glatz war nichts zu befürchten, die Kommunikation mit dieser Grafschaft gesichert, und an Niederschlesien stützte man sich so zu sagen.

Ein Einfall in Gallizien, entfernte den König so weit von Schlesien, und würde die Ungarn beunruhigt haben; allein eine andere Frage ist es, ob er nicht 1779 zu dem Hülfskorps der Russen, 15 bis 20000 Mann hätte stoßen, und durch Ungarn gegen Preßburg vorrücken lassen.

So sehr der Graf Schmettau es bezweifeln will, daß der König die allererste Zeit die Idee gehabt, in Mähren zu operiren, so erhält diese Meinuug doch dadurch viele Wahrscheinlichkeit, 1) daß er ein Lager

bei Wiese (so zu sagen unter den Kanonen von Glatz) stark verschanzen, und mit tüchtigen Verhauen versehen ließ. Wenn ihm nicht der Gedanke vorschwebte, sich weit von Glatz zu entfernen (dies konnte doch nur linker Hand zu geschehen,) wozu hätte ihm dieses für ein Korps von 20 Battaill. so weit rückwärts gelegene Lager dienen sollen, ohnerachtet es ein Meisterstück der Lagerkunst war. Es konnte dahero nur auf die Diversion einer sehr starken feindlichen Armee berechnet seyn, wie sie der König befürchtete. Gegen ein feindliches detaschirtes Korps hatte der Posten von Ratschenberge große Vorzüge 1) wegen der Nähe an der böhmischen Grenze, und der Kommunikation mit dem Könige 2) weil der Feind sich nicht gegen Landshut vor wagen durfte, 3) befahl er anfangs dem Minister Hoym das Magazin in Neiße vorzüglich zu versorgen. Siehe die Beilage.

Wir kehren jetzt zu dem Verfasser zurück. Derselbe behauptet S. 13. die in den nachgelassenen Werken des Königs angegebenen Ursachen dieser plötzlichen Abänderung des Operations-Plans trügen die sichtbaren Kennzeichen der Ausflüchte an sich; denn sagte er, wie hätte ein so aufgeklärter Fürst, ein so erfahrner Feldherr (er war ja nach dem Verfasser, an Körper und Geist so schwach, daß er lauter falsche Maßregeln ergriff) als der König von Preußen die beiden Fälle, deren er gedenkt, nicht voraussehen sollen, als er seinen ersten Operations-Plan entwarf. Konnte er ihn nicht um des Prinzen Heinrichs willen abändern müssen.

Wir können hierauf folgendes antworten: Der Ausdruck Ausflüchte scheint uns übel gewählt. Will

der Verfasser damit sagen, daß der König diese Idee gar nicht gehabt, so hätte er ja nicht S. 12 erwähnen können, daß dem Lande aus der Veränderung des Operations-Plans zu große Unbequemlichkeiten entstanden, und er ihn erst 10 Tage vor dem Einmarsch in Böhmen aufgegeben. Folgt denn nun aber daraus, daß der König keinen andern Plan und keinen militairischen Endzweck hatte. Wenn man so unlogisch schließt, so muß man wohl einen andern Endzweck haben, als (nach S. 6) ohne Vorurtheil, ungekünstelt und treu, die Thatsachen darzustellen.

Die 30,000 Mann in Mähren kündigten unbezweifelt die Absicht der Oestreicher an, entweder in Oberschlesien einzudringen oder Mähren vor den ersten Anfall des Königs zu decken. Hätten die Magazine des Königs, wie wir gleich sehen werden, in einer so bedeutenden Größe wirklich existirt, so hätten sie späterhin wohl gewiß nicht ein so unbedeutendes Korps von 6 Battaill. und einigen Schwadronen in Mähren zurückgelassen, über welche preußischer Seits keine großen Vortheile zu erhalten waren. Obiges Korps von 30,000 Mann marschirte zu eben der Zeit nach Böhmen ab, als das Wunschische das befestigte Lager bei Wiese den 13ten Juni nahm.

Der Verf. macht ganz und gar keine Bemerkung über diese sogenannte Ausflucht des Königs, obgleich die Vereinigung von 30,000 Mann mit dem Kaiser ein Gegenstand war, der die Aufmerksamkeit des Königs sehr auf sich ziehen mußte.

„S. 8 sagt der der Verf., um in Mähren einzudringen, wurden Magazine und alles Erforderliche

für eine Armee von 100,000 Mann in Neiße veranstaltet und S. 12, diese schleunige Abänderung wurde dem Lande sehr nachtheilig und es verursachte große Schwierigkeiten, neue Magazine in so kurzer Zeit anzulegen. Glücklicherweise, fährt er fort, mußte die Thätigkeit des schlesischen Ministers, des Herrn Grafen von Hoym, und der Fleiß der von ihm dazu angestellten Personen in erwünschter Eile diesem Uebel abzuhelfen, und das unmöglich Scheinende möglich zu machen."

So sehr viele Mühe, als ich mir auch gegeben, von diesem Magazine für 100,000 Mann (20,000 M. verpflegt der Verf. überhaupt wohl zu viel) in Neiße und von der Anlegung der neuen etwas in Erfahrung zu bringen, so ist es mir doch in dem nicht gelungen, was das Detail anbetrifft. Der König hatte in allen schlesischen Vestungen sehr bedeutende Magazine, von welchen doch nur einzig und allein hier die Rede seyn kann, und er mußte wirklich sehr Geistes schwach gewesen seyn, wenn er seine wahre Absicht, ohne alle Noth, durch Anlegung eines außerordentlich großen vorhero angekündiget. Die schlesischen Vestungen waren so nahe beisammen, daß man beim Ausbruch des Krieges den nöthigen Mehlbedarf eben so leicht nach Neiße als nach Glatz transportiren konnte, auch war in diesen Vestungen ein so großer Theil vorräthig, daß er auf die Zeit von einigen Monaten schon hinreichte, ehe man nöthig hatte, ihn aus andern zu ersetzen, folglich durfte man sich gar nicht übereilen. Es ist wahr, der König hatte wirklich anfangs die Idee, in Mähren einzufallen, und gab dem Minister v. Hoym auf, in Betracht der Magazine von Neiße und Kosel Rücksicht zu nehmen, allein er scheint noch

nicht ganz bestimmt hierüber gewesen zu seyn, auch später sehr bald seine Meinung geändert zu haben. Siehe die Beilage A.

Dem Könige war in der letzten Zeit, kurz vor dem Ausbruche des Krieges, daran gelegen, die Kaiserl. auf die Idee zu bringen, daß er in Mähren eindringen wollte. Aus dieser Ursache ging der Prinz Friedrich von Braunschweig in dem Hauptquartier Schönwalde mit Genehmigung des Königes häufig mit dem Vestungs-Plan von Olmütz und der General-Charte von Mähren herum, und suchte einem jeden begreiflich zu machen, der König würde gegen Mähren operiren. A.

Es war für den König beim Anfange des Krieges ein sehr unangenehmer Umstand, daß der Prinz Heinrich nicht zu gleicher Zeit mit ihm in Böhmen eindringen konnte, denn sein Marsch von Berlin und aus den Elbgegenden war viel weiter als der des Königs von Schönwalde bis Nachod, über dieses mußte sich auch der Prinz, wie schon gesagt, einige Zeit bei Dresden aufhalten, um die Zufuhren von Mehl auf der Elbe an sich zu ziehen, und sein Hauptmagazin in Dresden zu errichten. Ehe wir weiter etwas über den Operations-Plan sagen, ist es nothwendig, die Stärke der unter dem Kommando Sr. Majestät des Königs und Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrichs befindlichen Armeen vorzulegen. S. Versuch ꝛc. 3ten Theils in den Beilagen.

Armee des Königs.

Infanterie.

	Grenadier-,	Musquetier-Battaill.		Summa.
Erstes Treffen	7	18	—	25
Zweites =	5	20	—	25
	12	38	—	50
Erste Reserv. G. L. v. Krokow	=	10	—	10
2te unterd. G. L. v. Werner	4	6	—	10
3te G. L. v. Wunsch	2	8	—	10
	6	24	—	
	18	62	—	80
Den 15. Juli marschirten unter dem G. L. v. Stutterheim	4	2		nach Oberschlesien
später noch	=	2		
Folglich blieb die Armee des Königs stark excl. der Feldjäger in Böhmen	14	58	—	72

Kavallerie.

	Küraſſier-	Dragoner-	Huſaren-	incl. Bosniaken	Summa.
Erstes Treffen	33	10	=	=	43
Zweites =	=	20	30	=	50
	33	30	30	=	93
Erste Reserve	=	10	=	=	10
Zweite =	=	=	10	=	10
Dritte =	=	=	10	=	10
	33	40	50	=	123
Nach Oberschlesien marschirten	5	10	10	=	25
	28	30	40	=	98

Das Battall. Rosieres blieb in Garnison in Silberberg und ist daher weggelassen. An leichter Infanterie hatte der König anfangs nichts als die Fußjäger, so 6 Kompagnien stark waren, und zu Ende der Kampagne 2 kaum errichtete Frei-Batt., 2 Batt. des Garnison-Regiments Ingersleben befanden sich gleich anfangs in Oberschlesien bei dem General Werner, 2 Batt. des Garnison-Regiments Bremer ließ der König zu Anfang der Kampagne aus Glatz kommen, gebrauchte sie kurze Zeit, Nachod zu besetzen, und schickte sie dann zurück.

Armee des Prinzen Heinrich.

Preußische Infanterie.

	Grenadier-,	Musketier-Battaill.		Summa.
Erstes Treffen	10	15	—	25
Zweites =	3	22	—	25
	13	37	—	50
Korps de Reserve	1	10	—	11
	14	47	—	61

Sächsische Infanterie.

Unter G. L. Benningsen	4	12	—	16
G. L. Graf Anhalt	2	8	—	10
Garnison von Dresden	=	6	—	6
	6	26	—	32
	20	73	—	93
Dann gingen zu Anfange des Feldzuges ab, Garnison von Dresden.				
3 Batt. Preußen als Garnison in Torgau, und 1 in Dresden blieb		6	—	=
		3	—	9
		9.	—	9.
Bestand.	20	64	—	84 B.

An leichter Infanterie hatte man aus der preußischen Armee 4 freiwillige Batt. so man aus den Regimentern gezogen, so wie ebenfalls 2 aus der sächsischen Infanterie formirt, doch vermehrte dieses die Anzahl der Truppen nicht. Ein solches sächsisches aus der Dresdner Garnison formirtes Batt. stand auf Postirung. Preußischer Seits hatte man überdem noch 2 Battaillon des Freiregiments Hordt und ein Frei-Battaillon Politz, welche so gut organisirt waren, daß sie sogleich mit marschiren konnten, desgleichen machten die sächsischen Jäger ein Battaill. unter Kommando des Major Bischoffswerder aus.

An Kavallerie.

a) Preußische.

	Küraſſier,	Dragoner,	Husaren.	Summa.
Erstes Treffen	30	10	=	40
Zweites =	=	20	=	20
Corps de Reserve	=	=	50	50
	30	30	50	110

b) Sächsische.

General Gr. v. Solms	=	8	=	8
Gen. L. Gr. v. Anhalt	12	4	=	16
Garnison v. Dresden	4	=	=	4
Detaschirtes Reg. v. Sack	=	4	=	4
	46	46	50	142

Ziehen wir ab die Garnison von Dresden und die Sackenschen Dragoner auf Postirung:

	Küraſſier,	Dragoner,	Husaren.	Summa.
	4	4	=	8
so bleiben übrig	42	42	50	134 Schwad.

Wir erlauben uns die Bemerkung, daß von Seite des Prinzen in Folge des Feldzuges höchstens ein Battaillon zur Bedeckung des Torgauer Magazins bleiben durfte, welches wahrscheinlich später hin nach Dresden transportirt wurde, desgleichen, daß 7 Battaillone zur Besatzung von Dresden zu viel waren, und besonders bei irgend einem glücklichen Erfolg größtentheils zur Armee stoßen konnten. Doch selbst bei diesem Abzuge war die Armee des Prinzen Heinrichs noch 6 Grenadier und 6 Musketier Battaillone, folglich 12 Battaillone, desgleichen 9 Kürassier, 12 Dragoner und 10 Husaren-Schwadrone, folglich zusammen 31 Schwadronen stärker als die königl. Armee, obiges Detaschement in Oberschlesien ausgeschlossen.

Wollten wir sogar das Platensche Korps von der übrigen Armee mit 20 Battaillonen Infanterie und 36 Schwadronen abziehen, ohnerachtet wir die Nothwendigkeit davon nicht einsehen, so blieben dem Prinzen doch noch 74 Battaillone und 98 Schwadronen, folglich war er mit des Königs Armee verglichen, 2 Bataillone stärker und 5 Schwadrone schwächer. Obiger Abzug durfte aber, um Sachsen zu decken, um so weniger in Anschlag kommen, als der Prinz sehr viel stärker war, als der Feldmarschall Laudon.

Der König befand sich von seinen nach Oberschlesien abgeschickten Detachement sehr weit entfernt, das Platensche Korps hingegen konnte der Prinz ganz oder größten Theils sehr bald an sich zu ziehen, ja solches sogar noch durch einige Battaillone der Dresdner Garnison verstärken. Das Korps unter General Podgurski von 5 Battaillonen und 10 Schwadronen haben wir nicht abgezogen, denn da es doch nur bis

Stolpen vorrückte, hinderte es die Streifereien doch nicht, und konnte alle Augenblicke wieder zur Armee stoßen, wenn solche etwas ernstliches unternehmen wollte.

Was nun die Güte der Truppen anbetrifft, so war in Absicht der Infanterie der Unterschied sehr groß. So schön dem Aeußern nach die Westpreußischen neu errichteten Regimenter waren, so fand sich doch unter diesen 12 Battaillone, so noch keinen Feind gesehen, und nie im Feuer gewesen; von der schlesischen Infanterie aber hatte der König ebenfalls 12 Battaillone, so ihren Kanton in Oberschlesien hatten, und daher nicht die zuverlässigsten Regimenter waren, dies beträgt 24 Battaillone. Der Prinz Heinrich hatte nur drei westphälische Regimenter, die ohne Kanton waren, bei sich.

Man würde sehr unrecht thun, wenn man dagegen einwenden wollte, daß der Prinz Heinrich ein Korps Sächsischer Infanterie von 26 Battaillonen bei sich hatte; diese Truppen waren vortrefflich, und sowohl Offiziers als Gemeine vom besten Willen. Sie würden gewiß sehr brav gefochten haben. Die Kavallerie stand vorzüglich in sehr gutem Rufe.

Wenn man die Stärke und Güte der Prinz Heinrichschen Armee gedenkt, so möchten wir, ohne uns auf Hypothesen einzulassen, uns folgenden Operationsplan denken, und solchen durch Gründe zu unterstützen suchen. Daß der König in seinen hinterlassenen Werken hievon nichts erwähnt, dazu konnte er mancherlei Gründe haben, die seinem Herzen Ehre machen. Wir denken uns seine Gedankenreihe ungefähr folgender Gestalt.

Da der Feind in Mähren wenig Truppen gelaſſen, ſondern ſolche hauptſächlich um Königgrätz herum im Chrudimer Kreiſe, und bei Leitmeritz kantonniren läßt, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er wegen der Wichtigkeit und der Nähe von Mähren, aus welchem Lande er ſeine meiſten Lebensmittel zieht, mir den größten Theil ſeiner Macht entgegengeſetzet, wobei ihm ſeine vortheilhafte Stellung zwiſchen Königgrätz und dem Rieſengebirge ſehr zu ſtatten kommt, auch wird er ſich natürlich einbilden, daß ich offenſive gehen, und der Hauptſchlag von meiner Seite geſchehen wird.

Da er hingegen wahrſcheinlich den Prinzen Heinrich eine geringere Macht entgegengeſetzt als mir, und daher von deſſen Seite der Hauptſtreich mit größerm Vortheil geführt werden kann, ſo ſpricht alles dafür, daß der Prinz dem Feldmarſchall eine entſcheidende Schlacht liefert, oder en Detail ſchlägt. Er hat den Vortheil auf ſeiner Seite, und vor mir voraus, daß ihm der Feind den Eingang in Böhmen zu verwehren, nicht im Stande iſt, noch auf deſſen Kommunikation ſo leicht etwas unternehmen kann, auch iſt es ihm nicht ſchwer, die Ebene zu gewinnen, desgleichen hat er den großen Vortheil, daß die Elbe bis Leitmeritz ſchiffbar iſt, hiezu kommt noch, daß er 31 Schwadronen mehr hat, als ich. Es kann nicht fehlen, daß der Prinz entweder mit oder ohne Schlacht Prag erobert.

Mit meinem Avantkorps rücke ich ſo nahe als möglich vor das feindliche Lager, indem ich den Reſt meiner Armee bei Nachod zurücklaſſe, und durch jenes die Bewegungen derſelben maskire. Es wird von den Umſtänden abhängen, ob ich ihn auf

seinem rechten oder linken Flügel zu umgehen suche. S. Geschichte meiner Zeit S. 240. Die Armee bleibt in den Posten von Nachod, wo es ihr leicht wird, rechts oder links dieser Avantgarde zu manövriren. Glückt es mir auf meinem Rechten, so komme ich nicht allein dem Kaiser in die linke Flanke, sondern auch dem Feldmarschall in den Rücken, schneide wahrscheinlich ein Korps ab, und die Vereinigung mit meinem Bruder ist so gut, als geschehen. Ich gewinne auf jeden Fall ein großes Terrain, denn die östreichische Armee wird sich vermuthlich bis hinter die Elbe in das Lager von Parduwitz zurückziehn.

Eine Umgehung der rechten feindlichen Flanke kann für mich noch weit wichtigere Folgen haben, indem ich ungefähr bis in die Gegend von Teinischt marschiere, und ein Seiten-Korps bis Parduwitz oder Hohenmaut vorschicke, welches entweder die Magazine (die sich vermuthlich dort befinden) wegnimmt, zerstört, doch wenigstens die Zufuhr aus Mähren unterbricht. Marschiert zu gleicher Zeit der Prinz Heinrich am linken Elbufer hinunter, nachdem er das Magazin in Nimburg erobert, so bedroht er die linke Flanke des Feindes, der sich vermuthlich inzwischen in eine einzige Armee konzentrirt, und nach dem Verlust jenes Magazins in die größte Verlegenheit kommen muß. Zur Deckung der Kommunikation kann das Platensche Korps (durch alles, was man nur in Sachsen entbehren kann) verstärkt, bei Prag stehen bleiben. So denken wir uns ohngefähr den ersten Operationsplan des Königs.

Daß der Prinz sich auf eine Schlacht gefaßt mahte, kann man daher mit größtem Rechte vermu-

then, daß er seine Truppen so sehr zusammenhielt, und fast gar nichts detaschirte, denn da das Platensche Korps bei dem ersten Einmarsch den kürzesten Weg zu machen hatte, so konnte der Prinz sich sehr leicht mit ihm vereinigen. Der König übersah gewiß den Vortheil, der ihm daraus erwuchs, wenn er den Kaiser von der Straße nach Olmütz und Wien abzuschneiden suchte, und er sich Mähren von der Abendseite näherte. Die Sache hatte auch keine besondere Schwierigkeiten. Sobald sich die Armee unter dem Kaiser bei Jaromitz zusammengezogen, so war es dem Könige sehr leicht, dem Feinde, so bei Nachod stand, einen Marsch abzugewinnen, wenn sich die Armee des Abends in Bewegung setzte. Die Erfahrungen sind folgende:

Von Nachod über Neustadt nach Oppotschna		2	Meilen
Von da bis Bohruhadeck	— —	$2\frac{1}{2}$	—
Von da bis Hohenmaut	— —	$1\frac{1}{2}$	—
		6	Meilen

Die Entfernung von Nachod bis Pardubitz ist nur eben so groß. Dieser letzte Marsch mußte noch weit entscheidender seyn.

Die Armee konnte sehr leicht in einem Strich 4 starke Meilen bis Bohruhadeck marschieren, und den andern Abend den Marsch wieder fortsetzen. Einmal ist nicht immer. War das Stutterheimsche Korps noch nicht abmarschiert, so konnte es der Armee zur Avantgarde dienen. Das Avant-Korps bei Welsdorff zog sich des Morgens in größter Stille theils hinter Scalitz, theils über die Aupe zurück, nahm dort eine Stellung und zog sich gegen Abend in das verschanzte Lager von Nachod, oder blieb gar bei Scalitz stehn.

Die 10 Battaillone des rechten Flügels, die Brigaden Zarembo und Prinz von Preußen folgten über Neustadt der Armee nach, und deckten einen Mehl- oder Brodtransport.

Es würde eine vergebliche Arbeit seyn, die Folgen weitläuftig zu schildern, welche diese Bewegung hätte haben können, denn unerachtet, daß man dem Feinde vielleicht sogar in den Posten von Pardubitz zuvorkam, so gerieth er gewiß in eine große Verlegenheit, und konnte vielleicht eine Schlacht nicht vermeiden. Daß der König sie auf den Fall der Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs gern geliefert hätte, beweißt der Umstand, daß er ebenfalls seine ganze Armee zusammenhielt, und nur wie gesagt, 10 Schwadronen detaschirt hatte. Vielleicht zog sich der Kaiser gegen Iglau oder Brün zurück, und man bekam Gelegenheit, ihn anzugreifen und Königgrätz entweder einzuschließen, oder zu belagern. Ich glaube übrigens nicht, daß irgend ein Kritiker diesen Marsch gefährlich finden wird, denn 1) blieb er bei gehörig genommenen Maßregeln dem Feinde gewiß verborgen, und 2) war wohl nichts gewisser, als daß die kaiserl. Armee auf dem rechten Elbufer gegen Königgrätz marschierte. Bei Nachod durfte vor der Hand wenig Kavallerie bleiben, und es konnte selbige zum Theil den Marsch der Armee decken, indem sie die Kolonne zwischen ihr und der Elbe formirte. Schickte er den Tag vorher ein starkes Detaschement ab, welche in der folgenden Nacht ungefähr bei Arnau Haubitzschüsse auf den Feind thaten, so hätte dies gewiß viel Sensation gemacht. Des Morgens früh hätte dies kleine Korps seinen Rückmarsch bei Eipel oder Horzezka vorbei, gegen Nachod genommen.

Wenn nun auch diese Bewegung nicht die Folgen gehabt, welche man sich davon versprach, und man am Ende zurückkehren mußte, so gewann man wenigstens so viel, daß man einen größern Strich Landes abfouragirt, und daher vielleicht 4 Wochen länger auf Feindes Unkosten leben können. So gut wie die Zufuhren von Glatz über Nachod zur Armee kommen, hätten sie jetzt anfangs ebenfalls über Nachod und später entweder über Gishübel oder Grulich den Weg gefunden.

Um den Leser zu überzeugen, daß diese Bewegung gegen Mähren, zwischen der Elbe und der Grafschaft Glatz in keinem luftigen Papier-Projekte bestand, die sich so leicht entwerfen, aber so schwer ausführen lassen, wollen wir einiger Stellen aus des Königs Werken erwähnen, z. B. 1) aus der Instruktion desselben S. 89. Wenn ich 1745 die Intention gehabt hätte, Königgrätz und Pardubitz zu nehmen, so hätte ich nur zwei Märsche durch die Grafschaft Glatz gegen Mähren thun dürfen, der Prinz Karl von Lothringen würde gewiß dahin gerückt seyn, weil diese Demonstration ihn in die Besorgniß von Mähren gesetzt hätte, als woher er seine Vivres zog, so, daß er Böhmen würde abandonnirt haben. Denn der Feind faffet allemal Jalousie, wenn man Oerter zu belagern droht, vermöge welchen er seine Kommunikation mit seiner Hauptstadt hat, oder die Oerter, wo sich seine Depots von Vivres befinden. S. 128 eben derselben Instruktion wiederholt er dies. In der Geschichte seiner Zeit drückt sich der König im 2ten Theil S. 156 folgender Gestalt aus.

Was mich abhielt, war, daß wenn ich schon Königgrätz genommen, ich dadurch nichts gewonnen ha-

ben würde, denn wenn auch die Sachsen zu Hause gegangen, ich meines Orts doch obligirt gewesen wäre, eben mäßig zu detaschiren, und den Fürsten v. Anhalt zu verstärken. Ueberdem hätte ich nicht Vivres genug zu Glatz gehabt, daß ich hätte unternehmen können, die ganze Kampagne hindurch aus diesem einzigen Magazine zu subsistiren, u. s. w. „Der letzte Grund ist wohl nicht bedeutend, da das Mehl von Schweidnitz nach Glatz gebracht werden konnte."

„Was die Kriegs-Operation anbelangt, so ward beschlossen, so lange als möglich in Böhmen zu bleiben, und die besten Läger, welche man nur finden konnte, zu wählen; da man dem General Nassau ein Korps nach Oberschlesien geschickt, um Kosel wieder zu nehmen, so suchte man die Truppen so wenig als möglich zu exponiren, bei allen Gelegenheiten einen Offensiv-Krieg vorzuspiegeln, und dem Feinde Besorgniß zu erwecken, um ihm die wahre Absicht zu verbergen, desgleichen nichts auf das gute Glück ankommen zu lassen ꝛc. Während der General Nassau dies in Oberschlesien vollführte, beschäftigte sich der König in seinem Lager vor Königgrätz einzig und allein mit der Subsistenz seiner Truppen. Er detaschirte aus dieser Ursache seine schwere Kavallerie beunruhigte alle Nächte den Prinzen von Lothringen, und bestärkte ihn in der Meinung, der König hätte irgend eine große Unternehmung im Sinne, die er auszuführen gedächte."

„Vier Wochen lang erhielt man die Oestreicher in dieser Unruhe. Der König hatte ein Detaschement auf seinen linken Flügel zu Hohenbruch, und solches gab ihnen Besorgnisse in Absicht ihres Rückens. In

der That konnten die Preußen nach Reichenau und Hohenmaut marschieren, und der Prinz von Lothringen hätte sich genöthigt gesehen, Mähren zu decken, woher er seine Lebensmittel erhielt. Seine Magazine waren stufenweise angelegt; das nächste befand sich zu Parduwitz, dahinter eines zu Chrudim, und näher gegen Mähren dasjenige zu Deutsch-Brod. Machte man jenen Marsch, so brachte man das ganze Verpflegungs-System der Oestreicher in Unordnung, der König aber konnte jetzt von Glatz, wie ehedem von Schweidnitz her, seine Zufuhren erhalten. Wollte der König rechter Hand operiren, so konnte er die Elbe bei Schmirsitz passiren, und das vortheilhafte Lager bei Chlumetz nehmen; in seinem Rücken befand sich eine große futterreiche Ebene; er gab von hieraus den Oestreichern Besorgnisse wegen Pardubitz und schnitt auf gewisse Weise den Sachsen die Kommunikation mit der Lausitz ab. Diese letzte Parthei zog man der erstern vor, hauptsächlich wegen der Sachsen, weil man Nachricht erhalten, daß der Graf Bruehl mit einer Unternehmung gegen die Mark umginge. Der König detaschirte, um seine Absichten besser zu verbergen, den General Winterfeld mit 3000 Mann nach dem Lager von Reichenau, er selbst aber marschirte rechts ab und passirte die Elbe ohnweit Jaromirz ꝛc.

Hieraus folgt wohl unwidersprechlich, daß dem Könige die Vortheile einleuchten mußten, welche ihm dieser Marsch eben so gut verschaffen konnte. Es ist wahr, Königgrätz war 1745 keine Vestung wie 1778, allein dieser Umstand konnte auf die Vortheile dieses Marsches gegen Mähren keinen sonderlichen Einfluß haben, weil sie dieses Land nicht deckte, und wir uns linkerhand Wien näherten, rechterhand aber entfernten.

Es steht freilich zu vermuthen, daß das Hauptmagazin der feindlichen Armee in Königgrätz war, allein würde es wohl hinlänglich gewesen seyn, die vereinigte Armee lange zu unterhalten, wenn die Laudonsche das Magazin von Nimburg verlohr, und der Prinz Heinrich ohngefähr bis Kollin vorrückte. Wenigstens wäre sie gewiß bald genöthigt gewesen, ihr eignes Land zu fouragiren.

Im Buche des Schicksals war es geschrieben, daß ein zweiter, minder entscheidender Operations-Plan erwählt wurde, auch dieser hätte so glorreich als möglich werden können (wie es auch der Anfang versprach) hätte Prinz Heinrich weniger behutsam agirt, und die so glücklich eröffnete Offensive nicht in dem entscheidendsten Augenblicken aufgegeben. Wir gestehen offenherzig unsere Unwissenheit in Absicht der Haupt-Bewegungsgründe, welche der König oder der Prinz hatte, eine Operation am rechten Elbufer einer am linken vorzuziehn. Gründe dawider waren die Entfernung von der Elbe, und die starken Verschanzungen, welche die Oestreicher auf der Seite von Gabel angelegt; zwar umging sie der Prinz gewissermaßen über Hanspach und Rumburg; allein es geschahe auch unter den außerordentlichsten Beschwerlichkeiten. Vielleicht mißfiel dem Könige der zehntägige Aufenthalt bei Dresden, und er besorgte auch vielleicht kein so rasches Vordringen, als es seinen Wünschen angemessen war. Am allerwahrscheinlichsten ist es uns, daß die Ankunft des Gesandten Thugut ihn zu der Abänderung des Operations-Plans bestimmte, denn wenn dieser neue Plan glückte, so mußte der Kaiser seine Elb-Position ohne Schwerdtstreich verlassen, und der König gewann ein so großes Ter-

rain, ohne sein der Königin gegebenes königl. Wort zu brechen, da alles dies sehr wohl ohne ein Haupttreffen abgehen konnte. Die Vereinigung zwischen beiden fand statt, und der König hatte die vollkommene Disposition über beide Heere. Der König läßt sich in seiner Geschichte gar nicht hierüber aus, nur bei Gelegenheit des projektirten Angriffs bei Hohenelbe sagt er: „wenn hier der Uebergang glückte, so konnte man sich des glänzendsten Erfolgs erfreun, besonders, wenn der Prinz Heinrich von Niemes bis an die Iser vorrükte. Indem sich beide preußische Armeen die Hand bothen, befanden sie sich auf der Flanke und im Rücken der Armee des Kaisers; dieser mußte entweder ein Treffen eingehen, oder seine ungeheure Verschanzungen verlassen, denn er fand keinen andern schicklichen Posten, als hinter den Teichen von Gitschin. Auch hier konnte er umgangen und gezwungen werden, sich nach Pardubitz zurückzuziehn, welcher Posten durch die Teiche von Bhodanetz und die Elbe gedeckt war. Weiter hin S. 182, wo er en Detail von dem Angriffe auf Hohenelbe spricht, bedient er sich der bedeutenden Worte: auch mußte der Prinz Heinrich zu dieser Unternehmung mitwirken. *)

---

*) Der Erbprinz sollte anfangs, als wir in Böhmen eindrungen, ein besonderes Korps zu kommandiren bekommen, und daher auch einen Offizier der Kavallerie zum Adjudanten auf diesen Fall erhalten.

Man schlug ihm zwei vor. Eins war der Rittmeister von Winterfeld, Adiudant des General Pannewitz, das zweite der Lieutenant Haucharmoy, (von dem wir diese Thatsachen haben, späterhin Major wurde und das Gut Allerheiligen bei Oels besitzt). Der Prinz bestimmte sich für Letztern; sprach ihm und erkundigte sich, ob ihm die Gegenden in Mähren einigermaßen bekannt wären. Gerade nun zu eben der Zeit als Thugut bei Welsdorf eintraf, sollte der Prinz das Kommando über dieses

Der König scheint in der schmeichelhaften Meinung gestanden zu haben, der Kaiser würde sogleich, als Prinz Heinrich sich der Ober-Iser näherte, seine feste Position verlassen, und vielleicht wäre auch dieses geschehen, hätte der Prinz nur noch einen oder zwei Märsche vorwärts gethan, und die feindlichen Detaschements bei Turnau und Bred (so anfangs nur aus Kavallerie bestanden) zurückgeworfen; in diesem

---

Korps, welches aus der Armee bei Nachod gezogen werden sollte, übernehmen.

Dieser Zeitpunkt war so nahe, daß er bereits einen Theil seiner Bagage gegen Nachod zurückschickte. Sie sollte in Ratiborsitz, zwischen Welsdorff und Nachod übernachten, als sie indessen bei dem Lager von Horzezka vorbei passirte, so stellte Herr Hautcharmoy den Kammerdiener des Erbprinzen vor, er möchte lieber dort über Nacht im Lager bleiben, weil sich in jenem Dorfe die Bagage ohne alle Bedeckung befände, und von einer kleinen Streifpartei aufgehalten werden könnte.

Den andern oder dritten Tag ging sie nach Welsdorff zurück, und die Anstellung des Herrn von Hautcharmoy unterblieb, so wie die Uebernehmung jenes Korps, durch den Erbprinzen.

General Stutterheim führte ein kleines Korps nach Oberschlesien durch das Glätzische und Neißische. Wäre Thugut nicht gekommen, so würde der Erbprinz mit einem ansehnlichen Korps, entweder von Nachod aus nach Mähren gegangen seyn, oder was wir eher vermuthen, mit selbigen, so zu sagen, die Avantgarde des Königes einige Märsche auf Mähren zu gemacht, und letzterer ihm gefolgt seyn.

Denn daß er mit einem so kleinen Korps, als hernach der General Stutterheim kommandirte, den Erbprinzen abschicken sollte, ist ganz und gar im geringsten nicht denkbar, so wenig als daß der König sich gerade damals zur Absendung eines beträchtlichen Korps in weitere Entfernung geschwächt hätte.

Der Fürst von Hohenlohe, versicherte erst vor zwei Jahren dem Verfasser, vom Könige selbst, späterhin gegen Ende des Feldzugs gehört zu haben, daß selbiger mit dem Vorrücken des Prinzen Heinrichs gegen die Iser sich sehr unzufrieden geäußert.

Auch konnte dieß wohl fast nur allein der Bewegungsgrund seyn, daß er das Kommando dieser Armee, im nächsten Feldzuge dem Erbprinzen übertragen wollte, und sein Mißvergnügen auf eine sehr auffallende Art bemerkbar machte, wenigstens ist uns keine weitere Ursache denkbar, denn daß der Prinz zeitiger Böhmen verlassen wollte, als der König es wünschte, konnte höchstens sein Mißvergnügen vermehrt haben, aber nicht Hauptquelle desselben gewesen seyn.

Falle hatte der König nichts zu thun, als dem Kaiser auf dem Fuße nachzufolgen. Bewegte er sich dagegen zu zeitig nach Hohenelbe, und reußirte es ihm dort nicht, so kam er entweder wegen der Futterung seiner Armee in Verlegenheit, oder legte, wenn er wieder umkehrte, dem Feinde das offenbare Geständniß ab, daß dessen Positionen unangreiflich wären. Von Hohenelbe in die Gegend von Welsdorff zurückzugehn, um den Theil von Böhmen zwischen der Elbe und Schlesien abzufouragiren, hätte dieses Geständniß sehr demüthigend gemacht. Die Hoffnung des aufs neue durch die Kaiserin angebotenen Friedens welches wahrscheinlich die feinste aber nicht rühmlichste Politik Kaunitzens war, da auch hier die Bedingungen sich auf Schrauben gestellt befanden, mußte ihm nothwendig die Hände in Absicht ernsthafter Unternehmungen binden, die Unterhandlungen verzögerten sich ungemein, ehe solche angefangen wurden, als man sie aber abbrach, säumte der König nicht, einen Versuch auf Hohenelbe zu machen. Ein Zufall hinderte auf des Königs Seite die Ausführung, auch rückte Prinz Heinrich nicht vor. Da dies nur Ende Augusts geschehen konnte, und es jetzt sehr ungewiß war, (da durch den Aufbruch aus dem Welsdorffer Lager die Angriffs-Direktion des Königs sich näher bestimmte), so war das Fouragiren wohl die Hauptsache. Jene Unternehmung scheint uns mehr eine Ehren- und Nebensache gewesen zu seyn. Es war ein Probeschuß, aber er war ernstlich gemeint, und kein coup de théatre.

Als der König im Lager bei Welsdorff ankam, schickte er sogleich rechts den General Anhalt gegen Königshoff zu rekognosciren, desgleichen links gegen die Metau den General Lossow. Prinz Friedrich sagt

S. 168:

S. 168: „Der König hatte den 9ten Juli dem Prinzen gesagt, daß er seinen General-Adjudanten Anhalt gegen Arnau schicken wollte, um zu sehen, ob da eine Passage zu finden wäre, über die Elbe zu gehn. Der General war auch mit einem Detaschement dahin geschickt." Der König erwähnt S. 240 folgendes Angriffs-Projects, als er bei Welsdorff ankam.

„Was nicht durch Gewalt zu erlangen war, sollte durch Geschicklichkeit genommen werden, man wollte der zwischen Jaromirz und Schurz gelagerten feindlichen Armee ein Truppen-Corps entgegenstellen, welches stark genug war, ihr Besorgnisse zu erregen; man bestimmte zu gleicher Zeit falsche Angriffe, einer Seits auf das Dorf Hermanetz, anderer Seits aber auf Koenig sal (Königshoff) zu machen, während die Hauptarmee verdeckt durch das Königreich Silva marschirte, über die Elbe bei Werdeck ging, und den Weg nach Prausnitz nahm (man muß es nicht mit Deutsch-Prausnitz verwechseln) um die Höhen von Schwitschin zu gewinnen, welche als die höchsten die ganze Gegend, und selbst das Lager der feindlichen Armee dominirten. Gelang dies den Preußen, so schnitten sie den rechten Flügel der Oestreicher von dem linken ab, und nöthigten sie dann zu einem nachtheiligen Treffen, oder sich in Unordnung zurückzuziehn ꝛc. indem man sich indessen bei den Ereignissen des kleinen Krieges Köntgssaal und Werdeck näherte, entdeckte man bei Prausnitz ein festes Lager von 7 Battaillon, und hinter diesem Posten auf der Höhe des Schwitzschiner Berges ein anderes von ungefähr 4 Battaillon. Diese Vorsichtsmaaßregeln des Feindes nöthigten den König, auf diese Idee Verzicht zu thun, und auf andere Auswege zu denken.

Der Graf Sch. läßt sich hierüber folgender Gestalt aus. S. 44:

„Der König erwähnt in seinen nachgelassenen Werken eines Vorhabens, bei Werdeck über die Elbe zu gehn. Wenn man aber Sect. 2. der diesem Werke beigefügten Karte einen Blick auf diese Gegend thut, so kann man sich ganz und gar keinen Begriff von dieser Unternehmung machen, weil grade hier die östreichische Stellung am stärksten, steilsten, unzugänglichsten und derselben am wenigsten beizukommen war. Man muß hier voraussetzen, daß der König, dem es im Grunde kein Ernst mit diesem Vorsatze hätte seyn können, sich nicht des Lokals erinnerte, als er dieses Uebergangs in seinen Werken erwähnt, oder daß er die Namen von Werdeck und Schwitschin mit andern im Sinne habenden verwechselt hat. Konnte der König die veste Stellung der Oestreicher bei Prausnitz beurtheilen und es wissen, ob solche und wie stark sie besetzt war, ehe er rekognosciren lassen? Wenigstens verlohr er keinen Augenblick Zeit." Siehe obgedachte Stelle des Prinzen Friedrich, S. 168.

Vom linken Flügel des kaiserl. Hauptlagers, welches sich ungefähr bis Schurz erstreckte, erhob sich eine sehr beträchtliche Bergreihe, welche sich hinter Schwitschin zu niedrigern Höhen abflächte. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß man als Meister dieser Bergreihe das feindliche Lager dominirte und übersahe. Eben deswegen, weil das Terrain auf feindlicher Seite so vortheilhaft war, konnte es vielleicht sehr schwach besetzt seyn, auch war die Entfernung von Schurz bis Prausnitz $1\frac{1}{2}$ Meile. Nach der Schmettauischen Charte ist ein Marsch dicht bei Kö-

nigshof vorbei über Worleck und Werdeck, zwischen der Elbe und einem beträchtlichen ganz unwegbaren Walde, allerdings sehr gefährlich, allein eben deswegen stand auch der König von dieser Unternehmung ganz ab, und ich sehe daher keinen Grund ein, warum der König sich in den beiden obgenannten Namen geirrt und sie verwechselt haben sollte.

Der G. F. Z. Lindenau (A.) bemerkt, wie es sich wohl nicht denken ließe, daß der König in der Mitte der feindlichen Stellung hätte durchbrechen wollen, sondern die Kriegsraison hätte erfordert, dies einzig und allein auf dem linken Flügel bei Hohenelbe zu thun; allein wenn damals, wie der König behauptet bei Hohenelbe nur zwei Battaillon standen, auch die Oestreicher unmöglich von Königgrätz bis Hohenelbe alles gehörig besetzen konnten, so können wir die Gefahr nicht einsehen, welcher der König sich ausgesetzt, (denn Arnau bildete damals den feindlichen linken Flügel), besonders wenn er etwan seinen Marsch mit einem starken Corps zugleich auf Neuschloß genommen, und den dortigen Posten überwältigt. Er kam alsdann dem Posten von Prausnitz in die linke Flanke. Vielleicht wäre ein Angriff auf die Höhen von Trzebihofft und Schwitschin mit jenem Angriffe verbunden, nicht so ganz unausführbar gewesen, wenn es anders gelang, diese Höhen rechts und links zu umgehen. Allerdings mußte der Angriff in der Morgendämmerung geschehen, nachdem man den Feind längst der ganzen Chaine seiner Posten alarmirt, und besonders das Lager bei Jaromirz stark mit Haubitzen beworfen.

Der Verf. erwähnt (S. 45.) des unmittelbaren Angriffs auf das feindliche Lager, als der König bei

Welsdorff ankam, und glaubt, daß derselbe den Uebergang über die Elbe ohne Schwierigkeiten hätte ausführen können, weil nicht mehr als 20 bis 25000 Mann in diesem Lager standen.

Es hat viele Wahrscheinlichkeit, daß es nach alle dem, was wir jetzt wissen, dem Könige gelungen seyn möchte, wenn er gleich vom Anfange an, die Disposition dazu gemacht, allein wider den Erfolg sprach auch so manches, und wenn er bei diesem ersten Versuch zurückgeschlagen wurde, war der Nachtheil unbeschreiblich groß. Ich kann dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er S. 45 behauptet: „es war der Uebergang über diesen seichten und nur 2 Fuß tiefen, in dieser Gegend nichts bedeutenden Fluß leicht, und man würde gewiß ohne sonderliche Hindernisse und ich darf sagen, ohne Blutvergießen, hinübergekommen seyn."

1) War das Terrain jenseit der Elbe sehr vortheilhaft für den Feind, und ich habe wenigstens so viel bemerkt, daß das linke Elbufer von Jaromirz bis gegen Hermanetz zum Theil aus einer mauersteilen Felsenwand bestand, ohne noch die seit so vielen Monaten angelegten starken Verschanzungen in Anschlag zu bringen. Weiter hin konnte man das Terrain nicht in Augenschein nehmen. Auch konnte man nicht wissen, welche Verstärkungen in dem Augenblicke des Angriffs ankommen konnten, denn der Feind hatte mehrere Tage Zeit gehabt, seine Truppen zusammenzuziehen.

„Der Verfasser erwähnt, daß der König gleich anfangs von Schlesien aus, beim Einmarsch in Böh-

men, in mehrern Kolonnen gegen Hohenelbe, Arnau, Königshof und Jaromirz hätte vorrücken können, und ein Angriff wegen der Schwäche des Feindes gewiß gelungen wäre. Man konnte, sagte er, in diesem Falle, ohne dabei viel zu wagen, und ohnerachtet aller seiner Verschanzungen ihn in seiner vortheilhaften Stellung von allen Seiten angreifen und forschiren."

Dieses Manöver hat allerdings sehr viel für sich, allein es war auch manches dabei zu bedenken, indem man nicht anders vermuthen konnte, als daß der Feind auf die Nachricht seines Gesandten in Berlin, daß die Friedensunterhandlungen bald abgebrochen werden würden, gewiß seine Kantonirungs-Quartiere dergestalt zusammenzog, daß er die Hauptpunkte an der Elbe gehörig besetzte, ja es konnten sogar für den ersten Augenblick Truppen von der Laudonschen Armee herangezogen werden. Der König schien nicht gemeint zu seyn, seine Armee dergestalt zu vertheilen, wie ihm denn auch bekannt seyn mußte, daß bei so höchst beschwerlichen Defileen, als diejenigen in den schlesischen und böhmischen Gebirgen sind, eine oder die andere Kolonne vielleicht um einen ganzen Tag später ankam, als die andere. Die Kolonne über Landshut hatte anfangs einen guten Weg in Schlesien; allein dagegen einen desto schlechtern bis Hohenelbe. Diejenige, so über Friedland und Schömberg gegen Arnau marschieren sollte, hatte schon in Schlesien einen sehr schlechten. Endlich war auch der Prinz Heinrich noch viel zu entfernt, als daß er die Operationen des Königs unterstützen können, daher der Feld-Marschall Laudon sich vielleicht mit dem Kaiser vereinigt, und höchst wahrscheinlich wegen

Ueberlegenheit des feindlichen Heeres wenigstens auf eine Zeit lang die Fortschritte des Königs gehemmt hätte.

Das Detail von der Unternehmung des Königs auf Hohenelbe wollen wir weiterhin geben, und nur ein paar Worte über den Operationsplan der Kaiserlichen sagen, wobei wir freilich unsern Lesern das Geständniß der Unwissenheit ablegen müssen. Folgendes sind unsere Vermuthungen. Die Oestreicher befürchteten anfangs einen Angriff von der Seite von Oberschlesien aus in Mähren, zogen aber späterhin die dort gestandenen Truppen in den Chrudimmer Kreis, und wir glauben überhaupt, daß der größte Theil der Armee des Kaisers in letztgedachtem Kreise bis an die mährische Grenze hin stand: denn es dauerte mehrere Tage, ehe die Haupt-Armee bei Jaromirz ankam; sie mußte daher in sehr entfernten und weitläuftigen Kantonirungs-Quartieren liegen, welches allerdings ein Fehler des Feld-Marschalls Lacy gewesen wäre, wenn anders die Disposition derselben wirklich von ihm abhing. Er scheint die Verpflegung der Armee ihrer Sicherheit vorgezogen zu haben. Doch wollte er auch vielleicht die Absichten des Königes sich erst entwickeln lassen, und vermuthete einen Einfall in Mähren.

Daß die kaiserliche Armee die bekannten Elbpositionen nehmen sollte, beweisen die schon lange vorher angelegten Verschanzungen, auch sind mir die eben so stark mit Schanzen und Verhacken bevestigten Gegenden an den Grenzen der Lausitz, ein Beweiß, daß die Oestreicher nicht minder einen Angriff von dieser Seite befürchteten. Da aber (wie es doch sehr gut gewesen) kein Korps der Prinz Heinrichschen Armee seine Kan-

tonnirungs-Quartiere, etwa in der Gegend von Kroſſen oder Sagan nahm, um entweder zu dem Könige zu ſtoßen und dieſem dadurch ein Uebergewicht zu geben, oder gegen Zittau vorzurücken, ſondern alles nach Dresden hineilte, ſo brauchte auch der Feldmarſchall Laudon nur allein ſeine Aufmerkſamkeit auf die linke Elbſeite zu richten, und gegen die Lauſitz blos Detaſchements auszuſtellen. Der P. v. W. erwähnt S. 55 nicht allein dieſes Umſtandes, ſondern auch, daß der Operationsplan der kaiſerl. Armee aus gewiſſen Urſachen abgeändert werden müſſen. In welcher Art aber, ſagt er nicht, wir glauben es aber errathen zu haben.

Wir wollen jetzt noch einer Idee eines vorzüglichen preußiſchen Generals erwähnen, die ſelbiger in Abſicht des Operationsplans gehabt; nach einem militairiſchen Aufſatze (B) ſollten die Preußen mit dem rechten Flügel und in Verbindung mit 20,000 Mann Baiern an der Donau vorgehn, dann die preußiſche Armee über Prag und eine dritte über Ollmütz agiren.

Dieſe zerſtückelte Operation konnte ſchwerlich nach dem Geſchmacke des Königs ſeyn, denn er mußte 1) z. B. das Kommando dieſer Armee dem Erbprinzen geben, welchen er doch, im Fall er krank wurde, ſo wenig als deſſen Bruder den Prinzen Friedrich bei dem Mangel geſchickter Generale in ſeiner Armee, die große Korps zu kommandiren fähig waren, entbehren konnte. Die Prinz Heinrichſche Armee operirte ſchon nicht nach ſeinem Sinne, bei dreien ſo ſehr von einander entfernten Korps ward alles verwickelter und künſtlicher. 2) Dasjenige Korps, welches zu den Baiern hätte ſtoßen ſollen, hatte weit zu marſchieren,

sollte man auf selbiges warten, so verlor man viele Zeit und schwächte sich; wartete man aber nicht, so konnte man sich auch keinen großen Nutzen von ihm versprechen, und war um so viel schwächer. 3) Man kann es sich gar nicht als möglich denken, daß der Churfürst von Baiern, der sich seiner eignen Sache so wenig anzunehmen schien, 20,000 Mann gegen Oestreich würde haben agiren lassen. Wäre es dennoch sein Ernst gewesen, so konnte der Prinz, wenn er erst den F. M. geschlagen, eher 20,000 Mann zu diesem Endzweck detaschiren, angenommen, daß diese sich indessen in Bereitschaft gesetzt. Die Prinzessin Klemens meinte es sehr redlich mit Baiern, allein so groß kann man sich doch ihren Einfluß nimmermehr denken, daß sie, so zu sagen, wider Willen des Churfürsten, 20,000 Mann hätte mobil machen können. Friedrich war viel zu klug, als daß er 20,000 Mann auf (wenn ich mich dieses gemeinen Ausdrucks bedienen darf,) ungelegte Eier hätte in die weite Welt fortschicken sollen. Diese Idee war eher im zweiten Feldzuge anzuwenden, wo die Prinz Heinrichsche Armee zum Theil an den Grenzen von Baireuth stand, und ein Korps sich leichter mit den Baiern in Verbindung setzen konnte. Ward die königl. Armee 1779 durch ein Korps Russen verstärkt, dann konnte man eher eines gegen die Donau absenden.

Nachdem der Feldzug in Böhmen geendiget war, sagt uns der König (S. 261. 5. Theils) hätte man von einem so jungen und ehrgeizigen Kaiser besorgen müssen, daß da er sich während des Feldzuges auf die Defensive eingeschränkt, er vielleicht eine Winter-Campagne unternehmen könnte. Auf zwei Punkten wäre dies zu befürchten gewesen 1) auf der Seite des Erbprinzen, da die Oestreicher in Ollmütz ein

Magazin hatten, 2) von der Seite der Lausitz, wo sie zwar keines hatten, aber sich doch allenfalls mit großen Kosten eines verschaffen konnten. Er bemerkte im Lager bei Schatzlar, daß letzteres nicht der Fall war, und er mußte daher seine größte Aufmerksamkeit auf Oberschlesien wenden, und weil die Feinde, den zu Troppau postirten Erbprinzen über Jägerndorf von Neiße und Kosel abschneiden konnten, Jägerndorf besetzen, um beide Städte seiner künftigen Operations-Basis gegen Mähren einzuverleiben."

Der Graf Sch. ist S. 203 der Meinung, daß, als der König Ende Augusts alle offensiven Operationen aufgegeben, er schon von der Elbe aus den Erbprinzen mit 15,000 Mann nach Mähren schicken, und dieser sich aller der Gebirge bemächtigen sollen, die vom Schneeberge an in der Grafschaft Glatz und weiter über Goldenstein, Schömberg, Eulenberg, Domstädt, Wickstädtel, Wagstadt, die Ebene von Mähren mauersteil beherrschen, und selbige ganz übersehn. Zu gleicher Zeit sollte er sich auch des Fürstenthums Teschen bemeistern, und sich desselben durch Besetzung des Postens Jablunka und der ganzen Bergkette dieser Gegend versichern. Der Marsch sollte über Trautenau, Braunau, Glatz, Mittelwalde nach Mähren gehen. Wie schwer dies auszuführen seyn mußte, erhellet aus der ganzen Lage der Sache, die Kaiserlichen konnten so viele Truppen dahin detaschiren, als sie wollten, ja sie sogar ablösen lassen, auch begünstigte sie das Terrain ungemein.

Folgendes scheint dagegen eingewendet werden zu können. Dieses Korps hätte einen sehr schlimmen Marsch gehabt; was besonders denjenigen über Mit-

telwalde anbetrifft, so war dieser Weg damals gar nicht in den besten Umständen, besonders im Herbste 1778.

Gedachtes Korps bestand nur in 10 Battaillonen und 25 Schwadronen. Nachdem der König die Gegend von Lauterwasser und Langenau ausfouragirt, Prinz Heinrich aber ebenfalls zurückzugehn sich anschickte, hatte der Feind seine ganze Aufmerksamkeit auf Oberschlesien zu wenden, und von keiner andern Seite etwas zu befürchten; es konnte daher leicht der Fall eintreten, daß er gedachtem Korps den Ausgang bei Grulich gänzlich versperrte, oder wenn er solches auch durchließ, es mit dem Rücken an jene Gebirge gepreßt, ein sehr ungleiches Treffen eingehen mußte; im erstern Falle war es gezwungen, auf der Stelle umzudrehn, und hatte einen höchst beschwerlichen Marsch umsonst gemacht. Der Feind erfuhr durch Deserteurs und des Erbprinzen Abwesenheit den Marsch gewiß sehr bald, und da er in der Ebene und auf guten Straßen marschirte, so war es ihm leicht, den Preußen zuvorzukommen.

Wenn auch nicht zu befürchten stand, daß der Feind im Herbst einen Versuch auf Niederschlesien selbst machte, so war es doch sehr wahrscheinlich, daß die feindlichen Generals den König auf seinem Rückzuge angriffen oder wenigstens sehr drängten. Verloren sie eine Schlacht in dieser Jahreszeit, so verloren sie blos Volk, gewannen sie solche aber, so waren die Nachtheile für den König sehr groß. Wäre es dahero wohl rathsam gewesen, daß der König dieses Korps und seinen besten Feldherrn abschickte, ehe er das Lager von Schatzlar erreicht hatte.

Der Graf zieht seine Quartierlinie in Mähren vom Schneeberge an über Schömberg ꝛc. Wenn er solche aber nicht bis Grulich ausdehnte, wie konnte er denn Lebensmittel über Mittelwalde erhalten? Der Weg über Wilhelmsthal auf Altstadt ist in der Grafschaft Glatz ganz außerordentlich schlecht, nichts als ein elender Holzweg, und der Verf. muß ihn gar nicht gekannt haben. Nimmt man an, daß der rechte Flügel der Preußen bei Hohenstadt gestanden, und man will den linken an Ostrau lehnen, so sind viele Punkte dieser Linie nur 4 Meilen von Olmütz entfernt, von Schömberg aus sind es gar nur 2.

Als der Erbprinz den 30sten September bei Troppau eintraf und sich mit dem Stutterheimschen Korps vereinigte, bestand sein ganzes Korps nur in 20 Bataillonen und 45 Schwadronen. Hätte der Besitz jenes Gebirges ihm in Betracht der Stärke seines Korps vortheilhaft geschienen, so würde er sich gewiß desselben und des Posten von Jägerndorf von hier aus bemächtigt haben, da wegen des (vom Feinde in Besitz habenden) schlesischen, östreichischen Gebirges, seine Kommunikation mit Neiße nicht die allerbeste war. Wenn er aber sein Korps bei Troppau konzentrirte, so mußte ihm dieses nicht möglich seyn, noch weniger konnte es ihm in Sinn kommen, sich bis Jablunka auszudehnen. Dieser ganze Tadel des Königs scheint uns im höchsten Grade ungegründet, wenn man auf die von uns angeführten Umstände nur irgend einige Rücksicht nimmt, und wir begreifen nicht, wie der Graf Schmettau dem Könige ein solches Unternehmen zumuthen könne.

Man hinterbrachte dem Könige, als er mit seiner Armee die Kantonnirungs-Quartiere beziehen wollte,

die Oestreicher hätten die Absicht über Johannesberg, desgleichen Pohlnisch- und Mährisch-Ostrau, den Erbprinzen zu umzingeln, nicht minder die Kommunikation zwischen Troppau und Neiße zu bedrohen; er schickte daher 12 Battaillone und 25 Schwadrone nach Jägerndorf. In der Folge stießen auch noch die 5 Battaillone von der Brigade des Prinzen von Preußen, desgleichen die Regimenter Prinz von Preußen und Braun von der Reserve dazu. Er selbst begab sich mit dem ersten Korps nach Jägerndorf. Diese Stadt und Troppau wurden stark verschanzt und zu Waffenplätzen in Rücksicht des künftigen Feldzuges gemacht.

Wir wagen die Vermuthung, daß diese Truppen vielleicht ruhigere Winterquartiere gehabt hätten, wenn der König das Korps des Erbprinzen bis Hoff zu der Zeit, als er selbst bei Jägerndorf eintraf, vorrücken ließ, den zweiten Tag aber den Feind hinter Jägerndorf im Gebirge angriff und bis über Freudenthal zurückwarf. Besetzte letzteres Korps eine Linie über Freudenthal und Bennisch bis gegen Troppau hin, so betrug dies nur 4 Meilen. Freudenthal und Bennisch konnten die äußersten Spitzen des rechten Flügels des Stutterheimschen Korps ausmachen, den linken aber warf man gegen Jägerndorf zurück, indem die großen Dörfer Lichten, Seifersdorf, Brandsdorf ꝛc. die vorderste Linie formirten. Es war dem Feinde nicht leicht, durch das Gebirge vorzudringen. Der Erfolg war um so unbezweifelter, wenn der Erbprinz zu gleicher Zeit einige Meilen weit vorrückte, den Feind auch hier zurückwarf, und Troppau nicht vor, sondern dicht hinter seinen Quartieren ließ.

Die Distanz von Neiße bis Troppau ward durch diese Stellung sehr verkürzt, und da man wegen Zugmantel nun nichts mehr zu fürchten hatte, so befand sich das Jägerndorfer Korps in einer sehr vortheilhaften Stellung, wenn es ihm nur gelang, die Posten von Freudenthal und Bennisch zu behaupten, es stand vorwärts in der Flanke des Erbprinzlichen Korps, welches sich von Hoff nach Troppau zurückzog, sobald jenes nur einigermaßen seine Stellung verschanzt hatte. Griff der Feind das Jägerndorffer Korps in der Fronte an, so konnte das Troppau er demselben in den Rücken gehn.

Es ist ein sehr unangenehmer Umstand, wenn die nahen feindlichen Quartiere sich den unsrigen in einem vorspringenden Winkel sehr nähern. Dies war in der Folge der Fall bei Zugmantel; der Feind erlaubte sich von hier aus eine Menge Streifereien und Demonstrationen, welche die Kommunikationen bedrohten, und die Truppen beunruhigten. Man stellte dem Könige verschiedene mal vor, daß man den Feind von hier delogiren müsse; allein er wollte davon anfangs nichts wissen, und als er es endlich nachgab, so hatte dies den unangenehmen Erfolg, daß die nachtheiligen Gefechte bei Zugmantel im Glatzischen und bei Neustadt daraus entstanden. Vertrieb man den Feind gleich Anfangs von Zugmantel, wo er sehr schwach war, und setzte sich hier vest, so wurden jene vermieden; noch besser aber war es, wenn man sich besonders auch Freudenthals am Ausgange des großen Defilees bemächtigte.

Die Ursachen, die ihn wahrscheinlich bewogen, daß er einen Gebirgskrieg im Winter zu vermeiden

wünschte, mögen unsers Erachtens nach folgende gewesen seyn: 1) der Mangel einer leichten Infanterie, der bei Vertheidigung von Gebirgspostirungen unentbehrlich ist, 2) da der Feind derselben im Ueberflusse hatte, so fürchtete er Nachtheile in dieser Art von Krieg, wenn er seine Truppen diese Gebirgsgegenden besetzen ließ. „Jagt man sie heute weg, sagte er, so kommen sie morgen wieder.“ Allein es kam hier nicht auf das bloße Wegjagen, sondern auch darauf an, veste Posten zu behaupten, und solche durch Verschanzungen und Verhacke gehörig zu decken. Gelang dieses mit Freudenthal, Bennisch und den nächstliegenden Posten, so würden die Preußen sich ohne den Ruin dieser Flecken nicht haben daraus vertreiben lassen, und die Kaiserin hätte solches gewiß nicht gern gethan, indessen war es immer sehr wahrscheinlich, daß die Feinde einige Versuche machen würden. Vielleicht kam noch von Seiten des Königs ein gewisses Point d'honneur, verbunden mit der reellen Absicht dazu, sich wenigstens in einem Theile von östreichisch Oberschlesien zu behaupten. (Er kannte die Gewalt der öffentlichen Meinung. Wie sehr würde man östreichischer Seits darüber triumphirt haben, wenn er durch eine Konvention den Besitz dieses kleinen feindlichen Landstrichs aufgegeben), so wie nicht weniger, wie schon erwähnt, Troppau und Jägerndorf zu seinen künftigen Waffenplätzen zu bestimmen. Standhaft behauptete er diesen seinen Willen, und er ließ sich weder die Unternehmung auf Glatz, noch die auf Neustadt und andere Oerter irre machen. Hätte er jene Städte aufgegeben, so hätte sich der Feind gerühmt, daß er ihn ganz und gar auf sein Land eingeschränkt, und im Kriege thut die Meinung oft Alles oder doch in vielen Fällen das Meiste.

Nur den vortrefflichen Dispositionen des Prinzen von Braunschweig, so wie der Standhaftigkeit, der die größten Fatigen geduldig ertragenden Truppen ist es zuzuschreiben, daß die Preußen bei allen Nachtheilen ihrer Schwäche, des ungünstigen Terrains und der feindlichen Stellung (der Feind stand ihnen links in der Flanke, und konnte auf die Kommunikation mit Neiße nach Belieben Ausfälle von den Gebirgen her machen), sie doch beide Posten behaupteten. Man muß wirklich glauben, daß es den Oestreichern kein Ernst war, etwas entscheidendes zu wagen, da sie beide Korps nur beunruhigten, ohne wenigstens einen einzigen ernstlichen Versuch zu unternehmen, man wollte denn den auf Neustadt dafür gelten lassen.

Wir glauben jetzt, den Leser vollkommen in Stand gesetzt zu haben, das Benehmen des Königs sowohl im Allgemeinen gehörig zu beurtheilen, als auch die Unrichtigkeit aller derjenigen Kritiken einzusehn, die sich der Graf v. Schmettau und nach ihm der Minister v. Dohm erlaubt. Gewiß hätte er den Krieg auf eine ganz andere Weise geführt, wenn diese Fehde nicht vom ersten Anfange an einen Karakter angenommen, der die Beilegung derselben ohne großes Blutvergießen hoffen ließ. Ohne im hohen Grade ungerecht zu seyn, kann man diesen seinen letzten Feldzug unmöglich mit denjenigen eines Prinzen Eugen vergleichen, dessen Erfolg, (wiewohl ohne Verschulden des Prinzen,) für seinen Monarchen nicht vortheilhaft war: besonders wenn es uns nicht ganz mißlungen wäre, es wahrscheinlich zu machen, daß der Prinz Heinrich eigentlich den Auftrag gehabt, offensiv zu agiren, oder die Offensive wenigstens zu eröffnen, und der König (wenn es jenem glückte) nach Umständen angemessene

Maßregeln ergreifen wollte. Zeigt es nicht von grö-
ßern Feldherrntalenten, wenn man seinen Feind durch
Bewegungen zwingt zurückzugehn, und uns einen
großen Theil seines Landes zu überlassen, als wenn
solches durch Schlachten bewirkt wird, wo der Zufall
seine große Rolle spielt. Gäben wir indessen sogar
den Kritikern nach, daß es in diesem ersten Feldzuge
in dem Plane des Königs gelegen, jedes Treffen sorg-
fältig zu vermeiden, und selbiger, nachdem er einige
Monate auf Kosten des Feindes gelebt, sich dann
ohne wesentliche Vortheile zurückziehen müssen, und
nur die Hauptabsicht gehabt, theils Zeit zu gewinnen,
theils sein eigenes und seines Alliirten Land zu decken,
so hat er freilich seinen Kriegsruhm (wenn man sol-
chen nur in gewonnenen Schlachten und Eroberungen
findet) nicht vermehrt, aber auch gewiß nicht vermin-
dert und nichts weniger wie ein schwacher, alter, sich
selbst überlebender Monarch, ohne Plan und ohne
Endzweck gehandelt. Als König, als Philosoph, als
Menschenfreund erscheint er in einem desto blenden-
dern Lichte, welcher die Glorie des Eroberers weit
überstrahlt, denn er beurkundete hier auf die auffal-
lendste Weise aufs neue seinen Abscheu für den Krieg,
und ward auch hierdurch den Regenten und Völkern
ein herrliches Vorbild der Nachahmung. Hätte doch
Frankreichs Nation, hätten ihm doch die Volksführer
desselben, besonders Napoleon, nachgeahmt, so hätten
nicht unschuldig Millionen Menschen geblutet, und
zum Theil nichts als Augen übrig behalten, ihr na-
menloses Elend zu beweinen, oder Zungen, den Fu-
rien zu fluchen, welche dem wüthenden Dämon des
Krieges entfesselten. Wenn einst die Völker dem hol-
den Genius des Friedens einen Tempel erbauen,
(nachdem sie der Monumente so viele an ihre Henker

die

die kriegslustigen Tyrannen verschwendet), dann stelle man Deine Büste, Friedrich, auf den Altar des vom Himmel gesandten Beglückers der armen Menschheit, zwischen Numa und Antonin, bis man ihnen einst auch diejenigen von Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm in den allerspätesten Zeiten nach ihrem Tode beigesellen kann.

Beilage A.

Kabinets-Ordres Sr. Majestät Friedrich II. an den in Schlesien dirigirenden Minister v. Hoym, wegen Verpflegung der Armeen in dem 4ten schlesischen Kriege.

Vom 17ten Januar 1778. Da es leicht seyn kann, daß gegen das Frühjahr eine Armee in Schlesien zusammengezogen werden muß, so habt Ihr Euch im voraus deshalb zu arrangiren, und darauf zu denken, um Anstalt zu machen, damit, wenn die Ordre erfolgt, die Fourage-Magazine auf das geschwindeste und leichteste mit Beobachtung aller möglichen Oekonomie zusammengebracht werden können.

Vom 17ten Jan. 1778. Sr. Majestät wäre es lieb, daß das bestimmte Quantum Magazin-Roggen von $\frac{36}{m}$ Wispel im Februar zusammen seyn würden,

und was das neue Magazin in Silberberg anlange, so müsse zu dessen Anlegung gleich gethan werden. Des Endes Se. Majestät dem Kriegs-Rath Buchholz aufgegeben hätte, die zu diesem Behuf erforderlichen Gelder zu bezahlen.

Vom 28sten Januar 1778. Se. Majestät sind mit denen wegen Anlegung der Fourage-Magazine getroffenen Arangements wohl zufrieden, und würden, wenn die Ordre deshalb einginge, auch gleich das Geld dazu anweisen.

Vom 28sten Jan. 1778. Se. Majestät befehlen, wenn es gegen das Frühjahr nöthig seyn sollte, das Feld-Proviant-Wesen für die schlesische Armee zusammenzubringen, im voraus auf Unter-Kommissarien und andere dazu gehörige Leute zu denken. Es müs= aber ehrliche Leute gewählt werden. Se. Majestät würden ihnen selbst eine Instruktion machen, wie sie sich verhalten sollten, weil dies Volk, was im vorigen Kriege gewesen, nichts gethan als gestohlen hätte, und lauter gottlose Plackereien gemacht, sowohl mit dem Uebermaß, als Lieferungen, und dafür Geld erpreßt. Diesen Leuten sollte bei ihrer Annahme hiernächst gesagt werden, daß sie ja ehrlich seyn sollten, sonst würden Se. Maj. sie alle, wie Krametsvögel, aufhängen lassen, auch um ein Exempel zu statuiren, ein paar solche diebische Kriegs-Kommissairs ohne alle Umstände aufhängen lassen, denn eher blieb das Stehlen doch nicht weg.

Vom 8ten Februar 1778. Mit den Anstalten wegen Füllung der Magazine wären Se. Majestät zufrieden, es müßten in Glatz, Kosel und Neiße die größten Mehl-Vorräthe vorhanden seyn.

Vom 13ten März 1778. Se. Majestät befehlen, daß zu Neiße und Kosel die stärksten Fourage-Vor=

räthe seyn müssen. Wenn der Vorrath für eine Armee von $\frac{70}{m}$ vorerst auf 3 Monate dort angeschafft würde, so sey es genug, doch müßte es an den Orten seyn, die Se. Majestät bestimmt hätte.

Vom 15ten März 1778. Es haben Se. Majestät resolvirt, daß nunmehr die Fourage auf 4 Monate zusammengebracht werden sollte, daher auch gleich alle Vorkehrungen zu treffen. Nach der bereits geäußerten Intention müssen zu Kosel und Neiße die größten Vorräthe seyn, hiernächst auch zu Glatz, in Silberberg und Schweidnietz ansehnliche Vorräthe. Das Nöthige dieserhalb sey überall ohne Zeitverlust zu besorgen.

Vom 3ten April 1778. Bei Gelegenheit der Disposition wegen Anlegung der Magazine zu Glatz

Höchsteigenhändiges P. S. Ich bin mit Euch (dem Minister v. Hoym) zufrieden; bei dieser Gelegenheit hat er, wie ein rechtschaffener Mann seine Sachen expedirt.

Vom 16ten April 1778. Es machen Sr. Majestät bekannt, daß es nicht nöthig seyn würde, auf 3 Monate Fourage und Provision anzuschaffen, das wäre mehr, wie man hier (in Schlesien) gebrauchte. Wenn man für den Monat Mai noch hätte, so sey es schon genug, denn im Juni gingen die Operationes an, und dann käme die Armee in Feindes Land zu stehen, wo fouragirt würde, und was den Einkauf aus Pohlen betreffe, so müsse der Korn-Aufkauf nicht eher als gegen den Herbst geschehen, denn erst müsse man sehen, wie die Umstände kämen und die Sachen gehen würden, darnach müßte man sich richten, und eher könnte man auch nicht wissen, wo man die Magazine eigentlich nöthig hätte.

Vom 23sten Juli 1778. Se. Majestät geben dem Minister v. Hoym zu erkennen, daß es mit der Verpflegung der Armee ganz gut ginge und Sie damit zufrieden wären. Nur müßte auch mit der Zufuhr für die Armee an Zugemüse, als Erbsen, Rüben u. dergl. ferner wie bisher gesorgt werden, und zwar aus Schlesien damit das Geld für diese Sachen im Lande bliebe, und man nicht nöthig hätte, das Geld dafür in Böhmen auszugeben.

Vom 18ten August 1778. Es haben Se. Majestät den Bericht wegen des Mehl-Transports zu den Armeen erhalten, und müssen gestehn, daß Sie bisher alle Anstalten des Ministers v. Hoym in der besten Ordnung getroffen, und müßten Allerhöchstdieselben dem Fleiße und Attention, so der Minister durchgehends auch bei der Verpflegung der Armee bewiesen, rühmen. Daher sie denn auch Dero Zufriedenheit, vor allen hierdurch zu erkennen geben wollten.

Vom 4ten September 1778. Weil es hier (in Böhmen) unmöglich ist, gegen die Oestreicher was rechts auszurichten, so bliebe Se. Maj. nichts übrig als sich gegen Schlesien zurückzuziehn. Se. Maj. hoffen, sich dort durch Fouragiren noch durchzuhelfen, aber im Okt. würden sie auf den Grenzen seyn, um sich dann mit einem Theil der Armee in der Gegend bei Landshut herum zu setzen, um da zu decken, auch ein Korps gegen Löwenberg zu und ein Detaschement gegen Friedland. Und nachdem die Umstände wären, würden Allerhöchstdieselben auch vielleicht noch was nach Oberschlesien detaschiren, Sr. Maj. avertiren den Minister davon, um seine Mesures darnach in Zeiten nehmen zu können, und in Ansehung der Verpflegung und der erforderlichen Fourage das darunter Nöthige im voraus zu veranstalten und zu besorgen.

Vom 10ten September 1778. Da der Mehltransport zu Trautenau bis incl. den 25sten d. für die dortige Armee zu Brod hinreichte, so hätten Se. Maj. befohlen, daß die Bäckerei sich dahin arrangiren und fleißig backen solle, daß den 17ten alles aufgebacken sey, damit die Bäckerei sodann weiter zurückgeschickt werden könnte, und würde dann vielleicht ein Theil davon vors erste nach Schatzlar etablirt werden. Dem Minister werde dies bekannt gemacht, und ihm aufgetragen, wegen des fernern Mehl-Bedarfs, im voraus das Nöthige zu arrangiren und die Veranstaltung zu treffen, daß zu Landshut auf einen Monat das Mehl zusammengebracht würde.

Vom 11ten Sept. 1778. Se. Maj. hätten zwar gehofft, bis den 25sten oder bis Ende dieses Monats Fourage in Böhmen zu kriegen; allein durch die vielen Sottisen, die dort gemacht, und daß Allerhöchst Ihre Ordre nicht gehörig executirt worden, würde es nicht viel länger als ungefähr bis den 17ten dauren. Se. Maj. avertiren also den Minister davon, damit er im voraus dazu thun und die nöthigen Anstalten treffen könnte, daß vor den 17ten die nöthige Fourage bei Liebau und Landshut parat gehalten würde.

Vom 14ten Sept. 1778. Es hätten Se. Maj. aus dem Bericht vom 13ten d. die getroffenen Arrangements wegen Anschaffung eines Mehlvorraths zu Landshut und Anlegnng eines Fourage-Depots allda ersehen. Es ist alles recht gut und Se. Maj. von den gemachten Anstalten sehr zufrieden. Man würde aber hier nicht so viel, als zusammengebracht, nöthig haben.

Vom 26sten Sept. 1778. Hiernächst würde auch zur Verpflegung des Korps d'Armée des Erbprinzen von Braunschweig ein Fourage-Magazin zu Leobschütz

errichtet werden müssen, damit auf den Fall, wenn es gar nicht mehr möglich sey, daß die Truppen aus feindlichen Landen ihre Fourage würden kriegen können, daß sie solche aus dem Magazin erhielten.

Vom 6ten Oktober 1778. Se. Maj. bezeigen Ihre Zufriedenheit über die von dem Minister schon im voraus getroffenen Anstalten wegen des in Leobschütz errichteten Fourage-Magazins, als auch wegen Lieferung des Getraides zum Magazin.

Da Se. Maj. einigen Soupçon hätten, daß die Oestreicher in der Lausitz Invasions machen würden, so könnte es wohl nöthig werden, bei Löwenberg und Lauban, ein Korps von ungefähr 18 Battaillonen und 30 Esquadronen zusammenzuziehen, und dieserhalb wäre es ganz gut, daß der Minister Anstalten zur Verstärkung der Magazine und besonders der Mehlvorräthe in Glogau gemacht hätte.

Vom 25sten Oktob. 1778. Se. Maj. geben zu erkennen, daß die Arrangements in Ansehung der Lieferung von Fourage an das oberschlesische Korps d'armee noch nicht genugsam und hinreichend sind, wie sie seyn sollten, denn der Fleck Landes zwischen Troppau und Jägerndorf, Ratibor und Kosel würde unmöglich im Stande seyn, die Fourage für alle die Regimenter dort den Winter hindurch liefern zu können, mithin sey es nothwendig, die Sache so zu arrangiren, daß der Theil, so jenseit der Oder liege, über Ratibor und Kosel mit dazu gezogen würde, und daß sie von da mit den Lieferungen weiter vorkommen. Se. Maj. könnten zwar noch nicht positive sagen, wie die Dislokation den Regimenter gemacht werden würde, denn es wäre noch eine Expedition im Werke, aber sobald die vorbei sey, würden Allerhöchstdieselben solches accurat schreiben, damit der Minister sodann wegen der

Verpflegung alles ordentlich reguliren könnte. Indessen müßte immer vor dem Winter in Kosel das Magazin angelegt und solches sehr verstärkt werden, weil der Krieg sich doch in dortige Gegend hinziehen würde.

Vom 29sten Oktober 1778. Mit den getroffenen Einrichtungen wegen Verpflegung der Armee in Oberschlesien bezeigen Se. Majestät Ihre Zufriedenheit, da sie ganz gut und dem Zwecke angemessen sind.

Vom 15ten November 1778. Se. Majestät haben den Bericht des Ministers vom 4ten d. wegen Anschaffung der Fourage zur Verpflegung der Armee in Schlesien, nebst der Nachweisung, wie viel solche monatlich kostet, erhalten, und sind damit in so weit ganz gut zufrieden.

Vom 31sten December 1778. Es wären einige Aussichten zum Frieden, und wenn das geschehe, so wären Se. Majestät sehr embaraſſirt, wegen der vielen Artillerie-Pferde bei der Armee, um solche wieder anzubringen.

Was die Magazins beträfe, da solche nur auf gewisse Monate und Zeiten geliefert würden, nachdem die Armee solche gebrauchte, so würde das gar keine große Diffikultäten kosten, um sich daran wieder zu debaraſſiren, aber wegen der Menge von Pferden wären Se. Majestät mehr verlegen ꝛc.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt des ersten Bandes.

Zueignungsschrift.

Einleitung.

I. Kapitel. Schriften, welche von Friedrich II. Leben, Regierung und Karakter handeln.

II. Kap. Die Denkwürdigkeiten meiner Zeit, des Herrn Ministers von Dohm.

III. Kap. Des Grafen Schmettau Feldzug von 1778.

IV. Kap. Einige biographische Nachrichten von dem Verfasser dieser Schrift.

V. Kap. Von der Sucht, große Männer zu tadeln, besonders in Bezug auf Friedrich II.

VI. Kap. Allgemeine Bemerkungen über Friedrich II. während des Krieges von 1778.

a) Tadel einiger Karakterzüge Friedrichs von Seiten des Grafen Schmettau.

b) Physische Schwäche des Königs 1778, durch Alter und Krankheit herbeigeführt.

c) Betrachtungen über die von dem Grafen geäußerte Geistes-Schwäche des Königs, beurkundet durch die falschen Maßregeln, welche er in diesem Kriege genommen haben soll.

VII. Kap. Eine Beilage, Kabinets-Ordres, die Magazine von des Königs Armee betreffend.

Druckfehler.

In der Zueignung.

Seite 2 Zeile 2 statt Vollkommenen lies Vollkommenem.
— — — 18 am Ende fehlt ?
— 4 — 6 statt bewog l. bewogen.
— 5 — 4 — Ministers l. Minister.
— 6 — 5 — ein l. einen.
— 8 — 4 — denen l. den.
— — — 12 — : l. ?
— 9 — 8 fehlt ?
— — — 15 nach und fehlt mich.
— — — 16 statt , l. :
— — — 17 — seine l. Friedrichs.
— 11 — 1 — über groß l. übergroß.
— — in der Unterschrift statt L. v. S. l. C. v. S.

Im Text.

— 49 Zeile 8 statt der l. des.
— — — 14 — Tode l. Tod.
— — — 4 v. u. statt jene l. letztere.
— 50 — 9 statt größtentheils der Abschaum l. zum Theil der Abschaum
— — — 15 — Sammlungen l. Sendungen.
— 51 — 1 l. Nachrichten vom Charakter F. II.
— 53 — 14 statt pag. 16 l. Seite 16.
— 54 — 7 — Luxuriöser Ge st l. luxuriöser Geist.
— 55 — 4 — Denjenigen l denjenigen.
— — — 15 — zeigen l. bezeigen.
— 56 — 25 — so 1788 starb l. welcher 1788 starb.
— — — 27 — enthielt l. enthalte.
— 57 — 22 — ihn l. ihm
— 60 — 21 — gar durch die Franzosen beraubt worden seyn l durch die Franzosen geraubt worden seyn.
— — — 32 — sind l. wären.
— 63 — 5 — immer l. jederzeit.
— — — 12 l. Bemerkungen ꝛc.
— 64 — 4 l. beigefügt werden.
— — — 20 statt sollen l. sollten
— — — 25 — ob dicht l ob es dichte.
— — — 29 — selbiger l selbigem.
— 65 — 8 — Graf l Grafen
— 66 — 2 — Staatsraths l. Ministers.
— 67 — 2 v. u. statt einen l. einem.
— 68 — 20 statt denen l. deren es.
— — — letzte, fehlt ein ?

Seite 69 Zeile 2. Was hier gesagt ist, muß nothwendig durch andere Lettern, oder sonst „ ꝛc. von dem, was Herr v. Dohm sagt, unterschieden werden.

— — — 18 l. rechtschaffner Mann.)
— 70 — 12 statt ihnen keine l. ihm keiner.
— 72 — 22 — zugestanden l zustanden.
Hier kann man wieder nicht unterscheiden, was Herr v. Dohm oder der V. spricht, so ist es noch mehrmals
— 74 — 6 statt wär l. wäre.
— 76 — 6 v. u. statt verfechten l. verfochten.
(also doch nicht gewiß) ist wieder nicht notirt.
— 78 — 5 statt eximes l. crimes.
— — — 18 — man es thäte l. ich es thäte.
— 79 — 22 — Lengnich oder l Lengnich und.
— 82 — 10 v. u. statt Freundlichste l freundlichste.
— 83 — 12 statt daß er l. daß der General Lossow.
— 85 — 2 — längs den l. längs der.
— — — 5 — Pulowski l. Pulawski.
— 86 — 10 v. u. statt jenen l. jenem.
— 87 — 2 statt oder Beweise l. oder beweise.
— 88 — 1 — zu sehen l. zu bemerken.
— 91 — 16 — dem Graf l. dem Grafen.
— 92 — 3 v. u. statt wo der Major l. war der Major.
— — — 2 — — war, die Geschichte l. die Geschichte.
— — — 1 — — ahnden können l. dieß ahnden können.
— 96 — 19 Anmerkung. Das Wort Anmerkung ist nur ein Avis au Imprimeur. Man kann es nie deuten. Auch gehört jede Anmerkung ganz unten hin.
— — — 8 statt nun l. nur.
— 99 — 8 — wir wären l. wir waren.
— — — 7 v. u vernichtete l. vernichtet.
— 103 — 13 statt gelobt, wenig l. gelobt und wenig.
— — — 14 — Eher konnte l. Eher könnte.
— 105 — 4 — Sagan l. Sagar.
— 111 — 8 v. u. statt erhalten l. zu erhalten.
— 112 — 2 statt dermahligen l. damahligen.
— — — 7 — Ingenier-Corps l. Ingenieur-Corps.
— — — 19 — Polyp l. Polyb.
— 115 — 4 v. u. statt sein General l. der General d. V.
— 116 — 18 statt vorgegangen l. angefangen.
— 120 — 11 v. u. statt Se. Durchlaucht l. Sr. Durchlaucht
— — — 2 — — Es war Friede l. Es ward Friede.
— 123 — 19 statt Iser l. nicht über die Elbe und Prinz Heinrich nicht über die Iser gekommen.
— 124 — 18 — pragmatische l pragmatischste.
— 127 — 9 — mehrerer l wahrer Leidenschaft.
— — — 12 — gute Köpfe l. guter Köpfe.
— — — 23 — der Herr v. Brenkenhof l. des Herrn v. Brenkenhof.

Seite 131 Zeile 3 — dachte er einmal selbst, oder doch ein anderer, eine erträgliche Geschichte zu liefern, l. dachte er, könnte einst er einst selbst oder ein Anderer, eine erträgliche Geschichte liefern.

— 136 — 1 — Er schrieb ihm l. der König schrieb ihm.

— 138 — 4 v. u. statt Norman und l. Norman, war

— — — 6. 7 statt die so viel Kenntnisse l. die in den verschiedensten Wissenschaften so bewandert waren, als er.

— 144 — 8 statt Erfahrung machen l. Erfahrung zu machen.

— — — 13 — einige Sensation — machten l. große Sensation — verursachten.

— 145 — 2 — keine unmittelbare l. unmittelbaren.

— — — 5 v. u. statt einer im Oestreichischen l. ein Schriftsteller im Oestreichischen.

— — — — v. u. statt Theresias l. Theresiens.

— 146 — 2 v. u. statt Steinkerken l. Steenkerken.

— 147 — 4 v. u. statt sonst jemand auf l. oder sonst jemand damals.

— 151 — 10 v. u. statt aus Niederschlesien l. aus Niederschlesiern.

— 152 — 4 v. u. statt Remarquen sur les Militaires l. Remarques sur le Militaire.

— — — 1 v. u. statt contre le Turcs l. contre les Turcs

— 153 — 8 statt wie in der Bellona l. Bellona im 2ten Stück.

— 156 — 9 statt merkenswürdig l. bemerkenswürdig.

— — — 11 v. u. entschieden l. entscheidend.

— 162 — 7 statt dasjenige l. desjenigen.

— — — 16 statt Art und jetziger Zeit l. Art, und zu jetziger Zeit.

— — — 19 statt Celoch l. Erlach.

— 164 — 9 v. u. Schwendenburg l. Schwedenborch.

— 165 — 9 statt eine Huth l. einen Hut.

— — — 12 selbst mitging l. selbst mitginge.

— 166 — 6 v. u. vernachlässiget worden ist l. worden sind.

— 169 — 2 statt Befreiung l. Beilegung.

— — — 4 statt mobil l. demobil.

— — — 22 Friedrich Wilhelm II. beim Kriegs-Collegio angestellt. l. F. W. III. beim Kriegs-Collegio aufs neue angestellt.

— — — 8 v. u. statt Herr v. Bölzig l. Herrn v. Bölzig.

— 170 — 3 statt Der Verf. war l. Verfasser dieses.

— — — 3 v. u. gegebenen Nachrichten l. gesammleten Nachrichten.

— 172 — 9 v. u. statt unbekannt war l. unbekannt waren.

— 176 — 9 des Königs l. des Krieges und

— 177 — 2 statt beschreiben will l. abschreiben will.

— — — 7 Tallois l. Fallois.

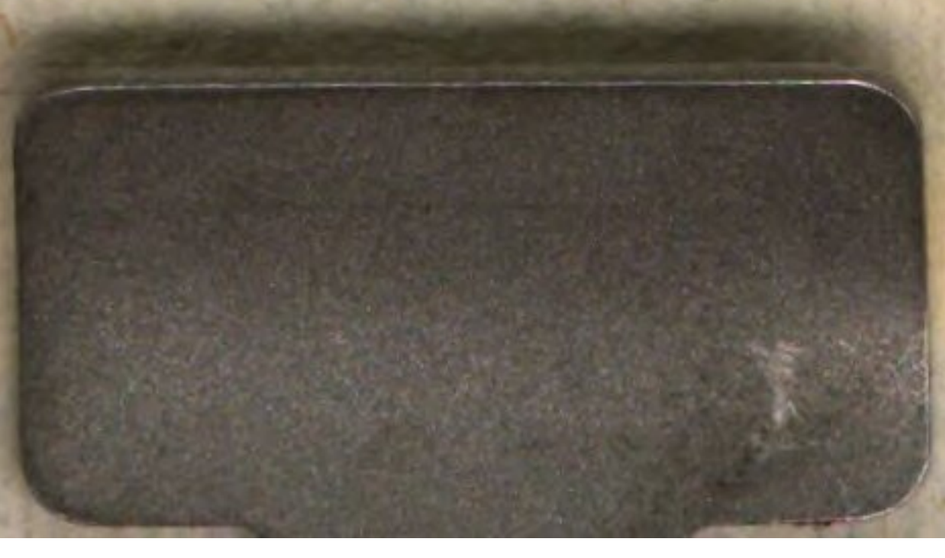
— 178 — 2 statt so irre l. sehr irre.

— 192 — 11 statt in hohem Grade l. in höherm Grade.

— 214 — 4 v. u. statt den Herzog l. dem Herzog.

— 216 — 7 v. u. statt Janer l. Jauer.

Seite 218 Zeile 12 v. oben statt pudention l. pretention.
— 220 — 6 v. o. statt schilldern l. schildern.
— 228 — 9 v. o. muß am Schlusse dieses Periodens ein Fragezeichen statt ein Punkt stehen.
— — — 11 v. o. statt folgenbes l. folgendes.
— 230 — 7 v. o statt Voltairs l. Voltaires.
— 235 — 3 v. o fällt das Wort „nach" einmal weg.
— 236 — 14 v. o. stat Ge erals l. General.
— 254 — 3 v. u. statt Appins l. Appuis.
— 256 — 8 v. u. statt Appius l. Appuis.
— 259 — 4 v. o. statt dem Horizonte l den Horizont.
— 259 — 7 v. o. statt Terrairs l. Terrains.
— 261 — 11 v. o. statt Einfuß l. Einfluß.
— 265 — in der Anmerkung Zeile 2 v u. statt entgelden l. entgelten.
— 281 — 13 v. u. statt außerordentlichen l. außerordentlicher.
— 281 — 13 v. u. statt anderen l. anderer
— 290 — 10 v. o. statt verbran t l. verbrannt.
— 291 — 13 v. o. statt dem Einreißen l. des Einreißens.
— 292 — 9 v. o. statt se l. ses.
— 296 — 2 v. o. statt mir l. mit.
— 302 — 6 statt Desertation l. Desertion.
— 307 — 6 v. u. statt Ein l. ein
— 319 — 12 statt Unrechts l. vermeintlichen Unrechts.
— 322 — 13 statt Eulau l. Eylau.
— 323 — 4 fehlt nach Gustav Adolph
— 324 — 27 statt auszeichnet l. ausgezeichnet.
— 327 — 24 nach gekostet fehlt hätte.
— — — 32 fehlt ?
— 333 — 15 statt er, l. der König.
— — — 30 nach müssen fehlt ?
— 334 — 8 — hatte — ?
— 335 — 5 statt mußte l. wußte.
— 341 — 7 statt fand l. fanden.
— 343 — 3 statt den l. dem.
— — — 19 vor doch fehlt oder.
— 345 — 2 statt Zarembo l. Zaremba.
— — — 16 statt Brün l. Brünn
— 350 in der Anmerk. Z. 5 statt eins l. der eine.
— — — — — — 6 statt das zweite l. das andere.
— — — — — — 8 fehlt vor späterhin der.
— — — — — — 9 statt ihm l. ihn
— 351 — — — — — 7 nach Herr fehlt von; statt den l. dem.
— 357 Z. 4. statt sagte l. sagt
— — — 18 statt gemeint l. gesonnen.
— 359 — 21 statt zerstickelte l. zerstückelte.
— 362 — letzte nach hatte fehlt ?
— 363 — 2. statt habenden l. gehabten.
— 365 — 11 statt Troppau er l. Troppauer.
— 367 — 6 muß sie weg.
— 368 — 23 statt für den l. vor dem.
— 371 — 11 statt Schweidnietz l. Schweidnitz.
— 372 — 15 statt dem Fleiße l. den Fleiß.
— 373 — 28 statt von l. mit.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seidl, Carl <<von>>,

Friedrich der Große und seine Gegner nebst einer Vertheidigung des Königl. Preuß. Militärs, gegen die Beschuldigungen des G. L. Graf von Schmettau und Ministers von Dohm ; ein Versuch, als nothwendiger Anhang zu des letztern 'Denkwürdigkeiten' etc
Bd.: 1

Gotha [u.a.] (1819)

Bor. 183 h-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014181-7